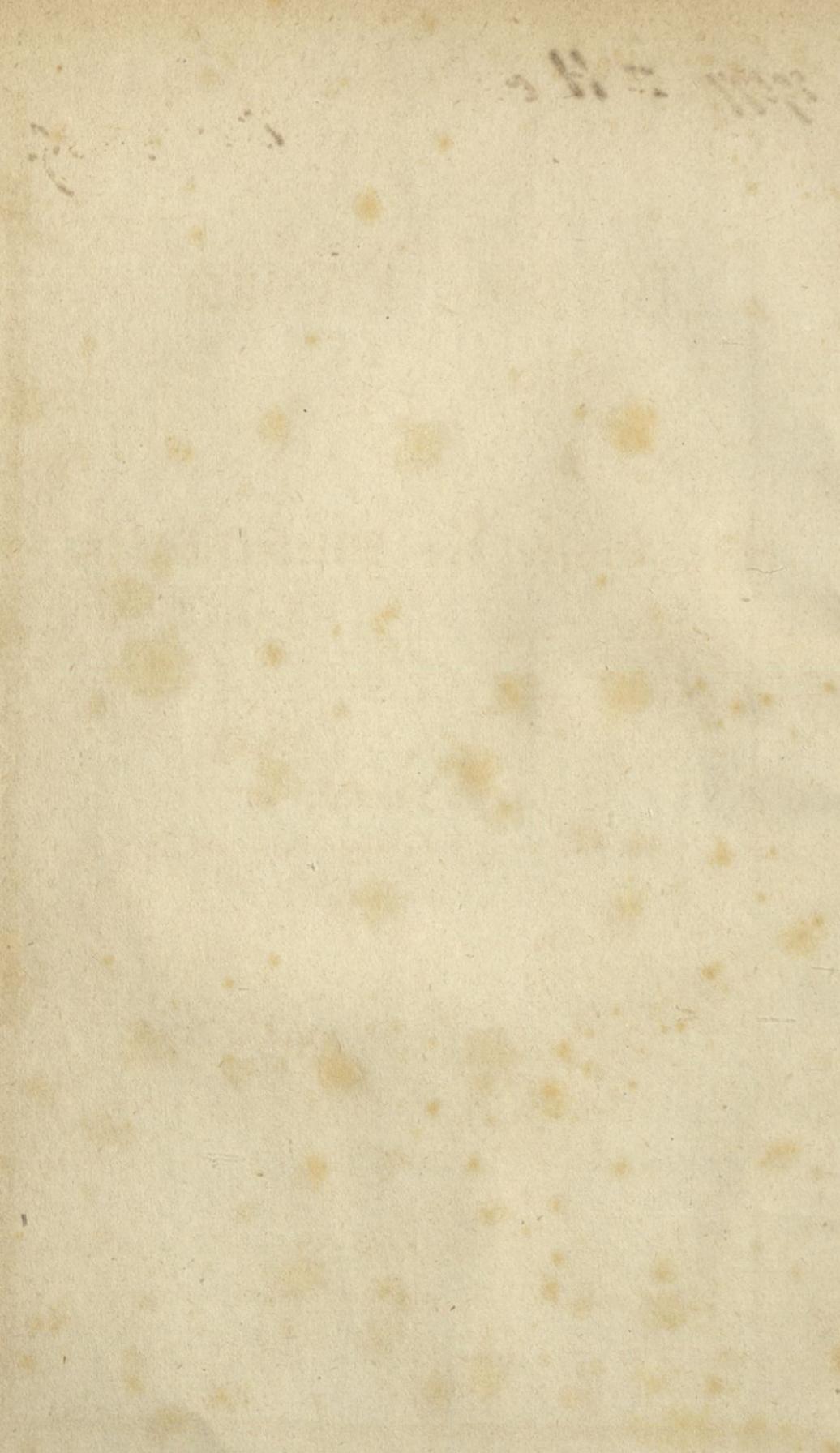


29577, II, H, c.

1777 - 18 c



29577, II, H, c

II

*J. Kleinmayr & F.*

# Deutsches Lesebuch

für die

erste Klasse der Mittelschulen.



Von

Anton Heinrich,

h. h. Professor am Obergymnasium in Laibach.

---

Laibach.

Druck und Verlag von Jg. v. Kleinmayr & F. Bamberg.

1875.



# Deutsches Lesebuch

für die

erste Klasse der Mittelschulen.



Von

Anton Heinrich,

k. k. Professor am Obergymnasium in Laibach.

---

Laibach.

Druck und Verlag von Jg. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg.

1875.



## Vorrede.

Weniger der Nothwendigkeit einer Uebereinstimmung des Lesebuches mit der Grammatik, \*) besonders mit der darin beobachteten Orthographie, \*\*) als vielmehr der Unerläßlichkeit einer größeren Harmonie des deutschsprachlichen Unterrichtes mit den übrigen Lehrgegenständen, sowie dem Wunsche, den Anforderungen gerecht zu werden, welche Professor Dr. C. Vaas in seinem über alles Lob erhabenen Werke „Der deutsche Unterricht auf höheren Lehranstalten“ an ein Lesebuch stellt, verdankt das vorliegende seine Entstehung; auch den Versuch wagte ich, zur Bildung des Herzens und Willens ein reiches Material zu liefern durch Aufnahme von Sprichwörtern und Gnomen, die ihrem Inhalte nach sich an das jeweilig voranstehende Lesestück anreihen, so daß die Erinnerung an das eine zu dem anderen führt. Vielleicht kann auf diesem Wege dem so oft geäußerten Wunsche, die Schule möge den Abgang des Moralunterrichtes ersetzen, den vorhandenen jedenfalls unterstützen, begegnet werden. Bei wissenschaftlichen Arbeiten, z. B. Chrien, soll der Schüler Stellen aus Klassikern zitieren. Wie wenige machen sich Auszüge, wie wenige verzeichnen sich Früchte aus ihrer Privatlektüre. Es dürfte geraten sein, die Schüler dazu zu verhalten, sich die in diesem Buche vorkommenden Sprüche (die alle antiqua gedruckt sind), in ein eigenes Büchlein, ein Vademecum fürs Leben, Lektion für Lektion abzuschreiben und sie zu memorieren. Lernte die Jugend des Altertums die Gesetze des Staates auswendig, so wird unsere Zeit noch besser thun, wenn sie die Kinder anhält, sich die Gesetze der Moral und Weisheit, der Erhalterinnen der Staaten, dauernd einzuprägen. — Es wird an unseren Anstalten

\*) Die dritte Auflage meiner „Grammatik der deutschen Sprache“ erscheint soeben im Verlage dieses Lehrbuches.

\*\*) Für jene Anstalten, welche dieses Lesebuch, nicht aber meine Grammatik benutzen, sei erwähnt, daß ich die „Deutsche Orthographie von L. Engelmann, München 1871“ annehme.

der Forderung von Laas (S. 694), die Uebersetzungen ins Deutsche sollen geschrieben werden, nicht immer genügeleistet; wie selten noch immer der anderen, auch im D. G. stehenden, des Diktandoschreibens. Jean Paul legt dem Schreiben einen weitaus größeren Wert bei als dem Lesen; und Herder hat lautes, richtiges Lesen und auswendig Vortragen als überaus bildend verteidigt. (Bei Laas S. 44.) Dies zu erleichtern habe ich in der ersten Hälfte des Lesebuches das hochbetonte Wort des Sages mit dem Accente versehen, wodurch das Verständniß oft schneller herbeigeführt wird als durch Erklärungen. In der zweiten Hälfte möge die Probe gemacht werden, wie weit der Schüler im richtigen Lesen ohne Nachhilfe komme. Jene Lesestücke, welche Laas auf dieser Stufe memoriert wissen will, sind ebenfalls antiqua gedruckt. Das Abschreiben der Gnomen kann nach der Reihenfolge ihres Vorkommens geschehen, am Ende des Schuljahres mögen jedoch dem Hefte die Verzeichnisse II und III (letzteres natürlich nur in Bezug auf die Sprüche) angefügt werden. Das Auswendiglernen wird bedeutend gefördert, wenn der Schüler die Gedichtchen scandiert, was ohne Anstand auch schon in der ersten Klasse geschehen kann; denn das musikalische Tactgefühl ist auf dieser Altersstufe rege genug. Es macht Freude, mehrere Schüler zugleich scandieren zu lassen. Die Benennung der Metren ist natürlich noch nicht angezeigt.

Die Lesestücke dürfen nicht zu leicht verständlich sein, soll anders die Schule ihrer Aufgabe, den Schüler nach und nach zur Selbstbildung zu befähigen, gerecht werden; doch müssen sie unter Anleitung verstanden werden können. Geschichtliche gehören nicht in die erste Klasse, weil hier Geschichte noch nicht vorgetragen wird; ebenso keine über Botanik, Mineralogie &c. Und die zur Belebung des geographischen und naturgeschichtlichen Unterrichtes habe ich ihrem Inhalte nach in die Reihenfolge gesetzt, in welcher die einzelnen Partieen dieser Doktrinen in der Schule vorgenommen werden. Es wäre z. B. ungeschickt, einen Aufsatz über das Renntier früher zu bringen, als ein Lesestück über den Maulwurf.

Im Anfange des Buches stehen zumeist kleinere epische Lesestücke. An Beschreibungen, die ja überhaupt erst nach den Erzählungen vorgenommen werden sollen, liefern die geographischen und naturhistorischen Aufsätze vollständig genug. Das lyrische Gedicht macht seine Wirkung erst, wenn in der jungen Brust das eigene poetische Gefühl Knospen ansetzt; hier sind nur Stimmungsgedichte mit beschreibender Grundlage und diese in geringer Anzahl aufgenommen. (Sieh Verzeichniß IV.) Die Unterscheidung der Kategorien der epischen Lesestücke ist dem Belieben des

Lehrers überlassen; sie ist dem Schüler noch gleichgültig. Sagen gehören eigentlich erst in jene Klassen, in welchen die Geschichte der betreffenden Völker gelehrt wird; doch habe ich bemerkt, daß die Jugend sie, auch ohne im Besitze der historischen Grundlage zu sein, gerne liest, namentlich die Grimmschen; ich nahm jedoch gleichwol nur einige wenige und nur solche auf, welche zu ihrem Verständnisse des geschichtlichen Unterrichtes entraten können. — Die Aufsätze aus der Geographie und Naturgeschichte folgen ziemlich spät, um dem Unterrichte dieser Fächer ja nicht vorzugreifen. Sie dienen nicht als Lehre, sondern als Belebung und Aufmunterung.

Daß sich manche Lesestücke in fast jedem Lesebuche finden, war mir Grund genug, sie ebenfalls aufzunehmen, denn sie sind als besonders zweckentsprechend anerkannt worden. Wenn ich gleichwol manche derartige nicht aufnahm, so stehen sie in jenen Werken, welche ich gemäß Wackernagels Forderung (bei Laas S. 114): „der Lehrer Sorge für passende Privatlektüre und überzeuge sich durch Referate, daß und wie gelesen werde,“ im Verzeichnisse V als für die erste Klasse geeignet anführe. Ich komme durch diesen Canon einer Aufforderung nach, welche der Lehrkörper unseres Gymnasiums in richtiger Erkenntniß der Wichtigkeit der Sache auf Anregung des Direktors an mich stellte. Daß dieses Verzeichniß nicht für vollständig gelten will, ist selbstverständlich; doch dürfte es den Herren Kollegen, welche die Leitung der Schülerbibliothek unter sich haben, große Erleichterung ihres mühevollen Geschäftes gewähren. Antologien von Gedichten habe ich nicht angeführt; sie zersplittern, und der Schüler meidet sie; außer dem Lesebuche können nur die selbstangelegten Nutzen bringen.

Die biographischen Notizen über die für die erste Klasse vorzugsweise geeigneten Schriftsteller werden anregend wirken. — Der Patriotismus ist die Belebung unserer Gefühle, die Anwendung unserer Kenntnisse und Kräfte, die Verwertung unseres Ichs für das Vaterland. Daher müssen wir zuerst unsere Gefühle überhaupt menschlich läutern, uns Kenntnisse und Kraft erwerben, wir müssen zuerst etwas werden, um dem Staate etwas geben zu können. Vorerst tüchtige Menschen, dann brave Bürger. „Je universeller der Blick, desto nationeller das Herz.“ Laas S. 50. Daher habe ich erst am Ende des Buches in einer mir für die erste Klasse geeignet scheinenden Weise dieses Feld zu bebauen begonnen, fortgesetzt muß dieses Bemühen in den folgenden Jahrgängen werden.

Die Einteilung berücksichtigt nicht nur die Verwandtschaft des Inhalts der Lesestücke, sondern auch, soweit dies möglich ist, die Jah-

reszeit und Lebensumstände des Schülers, in welche die Lektüre beiläufig fallen kann.

Die erklärenden Anmerkungen sind vollständig, damit das präparierende Nachschlagen in aller Art Werken erspart bleibe; sprachliche Erläuterungen jedoch oder gar Andeutungen, was für grammatische Exercitien vorzunehmen seien, habe ich als anmaßend und, durch Beschränkung, störend unterlassen. \*) Fremdwörter sind verdeutscht, damit der Schüler die etwa vergessene Erklärung des Lehrers im Buche wiederfinde. Nur die eine Bemerkung kann ich nicht unterdrücken, daß mir bei dem deutschen Unterrichte an Nichtdeutsche das bloße Uebersetzen eine, ich möchte sagen zu magere Lehrweise erscheint. Nur in der Volksschule möge sie angewendet werden. Ausgiebiger ist das Umschreiben. Durch Bekanntes Unbekanntes lernen erweitert den Gesichtskreis, verwertet das schon gewonnene sprachliche Eigenthum und beseitigt die Ängstlichkeit vor der Anwendung des fremden Idioms. Werden doch bei dem Unterrichte in fremden lebenden Sprachen Konversationsstunden gehalten. Erst nach der Umschreibung möge die Uebersetzung ihren Platz finden.

Für freundliche, werthtätige Unterstützung sage ich meinen geehrten Herren Kollegen, vornehmlich dem Herrn Direktor Jakob Smolej, k. k. Schullehrer, den herzlichsten Dank.

Bei Ausstattung des Buches hat der Verleger besonders darnach getrachtet, das Auge des Schülers zu schonen.

Obgleich ich mir alle Mühe gegeben habe, so bitte ich doch, bei Beurteilung des Buches mehr meine Absichten, als die Tüchtigkeit ihrer Ausführung in Anschlag zu bringen.

Laibach, im Mai 1875.

D. U.

---

\*) Die erklärten Wörter sind im Texte mit einem Sternchen versehen.

# I. Inhaltsverzeichnis.

(Die Ziffern zeigen das Beseftück an; die nicht angeführten enthalten Sprichwörter und moralische Sprüche aus den Klassikern, über die ein eigenes Register beigelegt ist. Antiqua sind diejenigen gedruckt, welche Laas memoriert wissen will. Sieh Vorrede.)

1. Herbstlied. Von Salis-Seewis.
3. Nichts und etwas. Von Hebel.
5. Der Star von Seegringen. Von Hebel.
7. Die beiden Pflüge. Von Castelli.
9. Der Buchweizen. Von Andersen.
11. Rätsel. Von Schiller.
12. Affenliebe. Von Brehm.
14. Die Hausräte. Von Auerbach.
16. Einkohr. Von Uhland.
18. Fremdes Gut. Von Engel.
20. Der Pilger. Von Chr. Schmidt.
22. Der Blinde und der Lahme. V. Gellert.
24. Der Morgenstern. Von H. Wagner.
26. Das stäte Andenken. Von Haug.
27. Die Eltern im Grabe. Von Rückert.
28. Rätsel. Von Simrock.
29. Der Fuchs und der Bock. Nach Aesop, von Seidl.
31. Der kluge Richter. Aus den Palmblättern.
33. Das Schwert. Von Uhland.
35. Der kluge Kaufmann. Von A. Heinrich.
37. Der Löwe und der Hase. Aus dem Indischen.
39. Doktor Allwissend. Von Grimm.
41. Das Pferd und der Esel. Von Gleim.
43. Rätsel. Von Scherer.
44. Die Fledermaus. Von Raupp.
46. Gebet eines kleinen Knaben an den hl. Christ. Von Arndt.
47. Die Sonne. Von Hebel.
49. Zeus und das Schaf. Von Lessing.
50. Siegfrieds Schwert. Von Uhland.
51. Der Gemsjäger. Von Grimm.
53. Der alte Hoshund. Von Grimm.
55. Der große Hund. Von Andersen.
57. Des fremden Kindes hl. Christ. Von Rückert.
58. Das seltsame Rezept. Von Hebel.
59. Herr von Münchhausen erzählt. Von Erich Raspe.
61. Der Bauer und sein Sohn. Von Gellert.
63. Die Hauskatze. Nach H. Wagner.
65. Der Maulwurf. Von Hebel.
66. 2. Rätsel. Von Simrock.
67. Schwäbische Kunde. Von Uhland.
69. Drei Wünsche. Von Hebel.
71. Die Eiche und das Schwein. Von Lessing.
73. Die Biene und die Taube. Von Michaelis.
75. Der Igel. Von Lenz.
77. Abendlied. Von Claudius.
78. Mathias Claudius. Von A. Heinrich.
79. Das beste Gebet. Von Claudius.
81. Die Planeten. Nach Winter.
83. Rätsel. Von Schiller.
84. Der gute Kamerad. Von Uhland.
86. Rübezahl. Von Metke.
88. Die beiden Ziegen. Von Grimm.
89. Die Ragen und der Hausherr. Von Lichtwer.

91. Der Esäloka Peter. Von A. Heinrich.  
 93. Rätsel. Von Friedr. Oldenberg.  
 94. Der Löwe. Von Lenz.  
 96. Der Eispalast. Von Fischer.  
 97. Rätsel. Von J. Sturm u. A. S.  
 98. Das Märchen vom Manne im Monde. Von Bechstein.  
 100. Die wandelnde Glocke. Von Göthe.  
 101. 2. Rätsel. Von Simrock.  
 102. Der geheilte Patient. Von Hebel.  
 103. 4. Rätsel. Von Simrock.  
 104. Johann Peter Hebel. Von Anton Heinrich.  
 106. Der Zeisig und die Nachtigall. Von Gellert.  
 108. Die Pintfcher. Von Brehm.  
 110. Der weiße Hirsch. Von Uhland.  
 112. Ein verlorner Tag. Von A. Heinrich.  
 114. Sonnenaufgang. Von Claudius.  
 116. Das wolfeile Mittagessen. Von Hebel.  
 118. Der schwarze Bär auf Kamtschatka. Von Storch.  
 120. Frühlingslied. Von Hölty.  
 121. Eine Luftfahrt. Von Pücker-Muskau.  
 122. Rätsel. Von Schiller.  
 124. Ein armer Geber. Von Hebel.  
 126. Der arme Musikant und sein College. Von Horn.  
 128. Vergleichungsstufen. Von Anton Heinrich.  
 130. Der Schütz. Von Schiller.  
 131. Frau Hütt in Tirol.  
 133. Der Hase. Von Lenz.  
 134. Rätsel. Von Simrock.  
 135. Der Prozeß. Von Gellert.  
 137. Das Wasser als zerstörendes Element. Von H. Stahl.  
 138. 2. Rätsel. Von Reinhold.  
 139. Das Land der Hinkenden. Von Gellert.  
 140. Aus Gellerts Leben. Von H. Pfeil.  
 142. Der Reisende. Von Gellert.  
 144. Ueber den Zufall. Von A. Heinrich.  
 146. Der Siebenschläfer. Von Vogel.  
 147. Die Rache. Von Uhland.  
 148. Edle Rache. Von Jakobs.  
 150. Das Leuchten des Meeres. Von W. Zimmermann.  
 152. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt. Von Rückert.  
 154. Bergschafe und Lämmergeier. Von H. Wagner.  
 155. Rätsel. Aus Scherers Rätselbuch.  
 156. Wie der Esfös die Pferde bändigt. Von A. Heinrich.  
 158. Der Löwe und der Fuchs. Von Gleim.  
 159. Löwe und Büffel im Kampfe. Von Lauchhardt.  
 161. Kannitverstan. Von Hebel.  
 163. Rätsel. Von Scherer.  
 164. Entstehung des Mittelmeeres. Von W. Zimmermann.  
 166. Der Wolf und der Mensch. Von Grimm.  
 168. Der betrogene Teufel. Von Rückert.  
 169. Der Fuchs und der Hahn. Nach Lafontaine.  
 171. Lohn der Freigebigkeit. Von Rückert.  
 172. Steppenstürme. Aus Vogels geogr. Bildern.  
 174. Das Renntier. Nach Lauchhardt.  
 176. In der europäischen Türkei. Von Gerstäcker.  
 177. Die Kübe. Von Grimm.  
 179. Die Sahara. Von Kuzner.  
 181. Das Kameel. Nach Kidd.  
 182. Rätsel. Von A. Heinrich.  
 183. Das Riesenpielzeug. Von Grimm.  
 184. Das Riesenpielzeug. Von Chamisso.  
 185. 3. Rätsel. Von Simrock.  
 186. Dornröschen. Von Bechstein.  
 188. Firn und Gletscher. Von Heinrich Wagner.  
 189. 2. Rätsel. Von Pfarrius.  
 190. Die Heinzelmännchen. Von Kopisch.  
 192. Nutzen und Schaden der Maikäfer. Von Rebau.  
 193. Der Sonntag. Von Hoffmann von Fallersleben.

- |   |  |
|---|--|
| 195. Der Seidenwurm. Von Kugner.                      | 211. 3. Rätsel. Von Simrod.                                |
| 197. Der Ausbruch des Vesuvus im J. 79. Von M. Haupt. | 212. Unglück der Stadt Leyden. Von Hebel.                  |
| 199. Die Bremer Stadtmusikanten. Von Grimm.           | 214. Vertrauen und Treue. Aus den Palmblättern.            |
| 200. 2. Rätsel. Von A. Heinrich.                      | 216. Die kleine Naturforscherin. Von Proschko.             |
| 201. Schweden und Norwegen. Von A. Heinrich.          | 218. Die Korallenstaude. Von Pfaff.                        |
| 203. Der Prozeßions Spinner. Von Neukirch.            | 219. 2. Rätsel. Von Löwicke.                               |
| 205. Die Spinnen. Von Hebel.                          | 220. Russische Auswanderer. Aus dem Messenger de l'Europe. |
| 207. Das Spinnlein. Nach Hebel.                       | 222. Die Sinne und ihr Gebrauch. Von Muffon.               |
| 208. Hammerfest. Aus den Charakterbildern von Grube.  | 223. 3. Rätsel. Von Psarrius.                              |
| 210. Die Weinbergschnecke. Von Lauchhard.             | 224. Das Erkennen. Von J. N. Vogel.                        |

## II. Verzeichniß der Sprichwörter und Gnomen nach ihrem Inhalte geordnet.

- |  |  |
|--|--|
| Arbeit. 2, 1. 6. 8, 1. 4. 15, 2. 3. 103, 1. 127, 1. 141, 3. Sieh auch Müßiggang.         | Falschheit. 30, 2. 92, 2. 170, 3.                    |
| Armut. 127, 1. Sieh auch Reichtum.   | Feindesliebe. Sieh Verzeihen.                        |
| Ausdauer. 204, 2. 225, 1. S. auch Mut.   | Fleiß. Sieh Arbeit.                                  |
| Begeisterung. 34, 1.   | Freundschaft. 42, 1. 2. 200, 1. 206, 2.              |
| Beseidenheit. 180, 3. 185, 1.  | Freude, Frohsinn. 15, 3. 60, 2. 103, 3. 105, 2. 119. |
| Beschränkung. Sieh Maß, Selbstbeherrschung.  | Freigebigkeit. Sieh Hilfreich, Geiz.                 |
| Beständigkeit (des Ewigen) 151, 1. (der Gesinnung) 151, 2. Sieh Ausdauer.                | Gastfreundlich. 21, 1.                               |
| Bewußtsein. 13. Sieh Selbstkenntniß.   | Gebet. 80, 3. 82. 204, 2.                            |
| Biederkeit. 38, 2. Sieh Edelmut.   | Geduld. 180, 2, 3. Sieh Maß, Selbstbeherrschung.     |
| Dankbarkeit. 48, 1. Sieh Undank.   | Gehorsam. 157, 1, 2, 3. 217, 3.                      |
| Dienstfertigkeit. 23. Sieh Hilfreich.  | Geiz. 178, 3.  |
| Dummheit. Sieh Thorheit.   | Gemütsruhe. 2, 1, 2, 3. 103, 1. 187, 1.              |
| Edelmut. 19, 1. 107, 2. 127, 2. 129. 149, 3. 215, 2. 217, 1. Sieh Biederkeit, Hilfreich. | Genügsamkeit. 52, 3. 70, 1, 3. Sieh Zufriedenheit.   |
| Eigensinn. 87, 4. Sieh Maß, Uebereilung.   | Gesellschaft. 45, 1. 206, 1.                         |
| Einsamkeit. Sieh Gesellschaft.   | Gesundheit. 103, 1.                                  |
| Eitelkeit. 36, 2. 87, 2. 167, 1.   | Gewissen. 145, 1, 2. 178, 1.                         |
| Entschlossenheit. Sieh Mut.  | Gewohnheit. 52, 1. 2. 139.                           |
| Erfahrung. 113, 1. S. Klugheit, Weisheit.  | Glaube. 101, 1. 143.                                 |
|  | Glied. 117. Sieh Bergänglichkeit.                    |
|  | Gott. 4, 2. 79, 1, 2, 3. 119. 175.                   |

- Gottesfurcht. 10, 1. 99.  
 Gottes Güte. 123. 207.  
 Gottes Gruß. 194.  
 Heimat. 209, 1. Sieh Vaterland.  
 Heiterkeit. Sieh Freude, Frohsinn.  
 Hilfreich. 74. 127, 2. 149, 3. 191, 1, 2.  
   Sieh Edelmut, Verzeihen.  
 Hochmut. 10, 2, 3.  
 Höflichkeit. 87, 3, 4.  
 Hoffnung. 115.  
 Kindlichkeit. Sieh Unschuld.  
 Klugheit. 36, 3. 38, 1, 2. 45, 2. 70, 2.  
   90, 2. 109, 1. 162, 3. Sieh Weisheit.  
 Kühnheit. 95, 2. Sieh Mut.  
 Leben. 8, 4. 105, 1. 141, 3. 221, 2. Sieh  
   Tod.  
 Leiden, 113, 2. Sieh Vergänglichkeit.  
 Lüge. 62, 1, 2, 3. Sieh Wahrheit.  
 Maß. 89. 90, 1. 157, 1. Sieh Ueber-  
   eileung.  
 Mäßigkeit. 103, 1. Sieh Zufriedenheit.  
 Mitleid. 160, 1. S. Nächstenliebe, Hilfreich.  
 Mut. 34, 2. 95, 1. 160, 2. 165, 2. Sieh  
   Kühnheit.  
 Mühe. 2, 1. 138. Sieh Arbeit, Leiden.  
 Müßiggang. 111, 1, 2. Sieh Arbeit.  
 Natur. 175, 2. 189, 1, 2. 219.  
 Nächstenliebe. 13. 72. 73. 204, 1. Sieh  
   Hilfreich.  
 Reid. 178, 2, 3.  
 Ordnung. 8, 2, 3.  
 Pflicht. 2, 3. 85, 2. 87, 1. 187, 2. Sieh  
   Gehorsam.  
 Rache. Sieh Verzeihen.  
 Reichtum. 91, 1, 2. 103, 2. 162, 3.  
 Religion. Sieh Glauben, Gott, Tugend.  
 Reue. 40, 2.  
 Scherz. 60, 1. Sieh Frohsinn.  
 Schicksal. 160, 2. Sieh Vergänglichkeit.  
 Schmeichelei. 64, 2.  
 Schmerz. 213, 2. 221. Sieh Trauer.  
 Schweigen. 76, 1, 2. 187, 2. 191, 2.  
   217, 1.  
 Selbstachtung. 158.  
 Selbstbeherrschung. 180. 185, 2. S. Maß.
- Selbstkenntniß. 167, 2. 223, 1, 2.  
 Sparsamkeit. 4, 3.  
 Stolz. 36, 1, 2. Sieh Hochmut, Beschei-  
   denheit.  
 Sünde. 40, 2. Sieh Tugend.  
 Thatkraft. 34, 3. Sieh Mut.  
 Tod. 141, 3. 173, 1, 2. 213, 2. Sieh Ver-  
   gänglichkeit.  
 Thorheit. 45, 2. 136, 1. 167, 1, 2. Sieh  
   Klugheit, Weisheit.  
 Trägheit. 176. Sieh Arbeit.  
 Trauer. 82. Sieh Frohsinn, Freude.  
 Treue. 32, 1, 2.  
 Tugend. 27. 107, 2. 141, 1, 2. Sieh  
   Sünde.  
 Übereilung. 109, 2. 114, 1. 165, 1. Sieh  
   Maß.  
 Ueberlegung. 211, 1, 2. Sieh Vorsicht,  
   Maß.  
 Undank. 54, 1, 2. 64, 1. Sieh Dankbarkeit.  
 Unschuld. 56. 149, 2. 217, 2.  
 Urteil, ungerechtes. 64, 1.  
 Vaterland, Gesetz, Herrscher. 84, 1, 2.  
   87, 4. 209, 2, 3. 217, 3.  
 Vergänglichkeit. 30. 32, 3. 31, 2. 113,  
   1, 2. 136, 2. 162, 1, 2, 3. 198, 1, 2.  
   202, 2. 213, 1.  
 Vergeltung. 40, 1.  
 Verlust. 165, 2. Sieh Vergänglichkeit.  
 Versäumniß. 109, 2. 167, 2.  
 Verträglichkeit. 136, 1, 2. 202, 2.  
 Verzeihen. 149, 1, 3.  
 Vorsehung. 145, 3. Sieh Gott.  
 Vorsicht. 15, 1. 30, 1, 2. 170, 1, 2. 215, 1.  
 Wahn. 66.  
 Wahrheit. 107, 1. Sieh Lüge, Weisheit.  
   10, 1. 14, 2. 36, 3. 45, 2. 66. 68. 105, 2.  
   165, 2. 170, 2. 217, 1. Sieh Tugend,  
   Klugheit, Thorheit.  
 Weltordnung. 48, 2. 92, 2. Sieh Natur.  
 Wohlthun. 17. 149, 3. Sieh Hilfreich.  
 Wunsch. Sieh Genügsamkeit, Zufriedenheit.  
 Zufall. Sieh Vorsehung.  
 Zufriedenheit. 153, 1, 3. 202. Sieh Ge-  
   nügsamkeit.

### III. Verzeichniß der Schriftsteller und der ihnen entnommenen Befestücke.

(Die durch den Druck ausgezeichneten sich im letzten Verzeichnisse.)

- A**nderfen. 9, 55.  
**A**rndt. 46, 68, 204.  
**A**schilos. 198.  
**A**uerbach. 14.  
**B**ant. 210.  
**B**echstein. 98, 186.  
**B**odenstedt. 13, 62, 117.  
**B**örne. 66.  
**B**rehm. 12, 108.  
**B**rinckmann. 185.  
**C**astelli. 7, 48.  
**C**hamisso. 183.  
**C**laudius. 17, 77, 79, 114.  
**C**onfucius. 90.  
**D**aumer. 64.  
**D**örr. 87.  
**E**ngel. 18.  
**F**ischer. 96.  
**F**ransecky. 187.  
**F**reiligrath. 151.  
**F**röhlich. 30.  
**G**eibel. 80.  
**G**ellert. 22, 61, 106, 135, 139, 142.  
**G**erstädter. 176.  
**G**leim. 41, 158.  
**G**öding. 107.  
**G**öthe. 3, 6, 8, 15, 19, 34, 36, 38,  
 52, 62, 64, 70, 76, 87, 100, 109, 111,  
 127, 141, 151, 153, 157, 167, 170,  
 175, 178, 215.  
**G**rimm J. 39, 51, 53, 87, 131, 166,  
 177, 183, 199.  
**G**rube. 208.  
**H**ammer Jul. 85, 189, 191, 215.  
**H**ammerling. 185.  
**H**aug. 26, 92.  
**H**aupt. 197.  
**H**ebel B. 3, 5, 47, 58, 65, 69, 102,  
 116, 124, 161, 205, 207, 212.  
**H**egenauer. 113.  
**H**enrich A. 2, 35, 42, 78, 81, 91, 97,  
 104, 112, 128, 144, 156, 178, 182,  
 198, 200, 201, 217.  
**H**offmann von Fallersleben. 193.  
**H**öltz. 120.  
**H**orn. 126.  
**J**akobs. 132, 148.  
**K**aufmann. 204.  
**K**aupp. 44.  
**K**idd. 181.  
**K**letke. 86.  
**K**lopstock. 149.  
**K**öhler. 187.  
**K**opisch. 190.  
**K**örner Th. 85, 160.  
**K**ußner. 179, 195.  
**L**afontaine. 169, 174.  
**L**angbein. 60.  
**L**andhardt. 159, 210.  
**L**abater. 119.  
**L**enau. 101.  
**L**enz. 75, 94, 133.  
**L**essing. 49, 71.  
**L**ichtwer. 89.  
**L**ogau. 109, 138.  
**L**öwiche. 219.  
**L**ufianos. 191.  
**M**arbach. 95.  
**M**arggraf. 202.  
**M**atthisson. 21, 162.  
**M**eyr. 143.  
**M**ichaelis. 73.  
**M**uffon. 222.  
**M**üller W. 202, 209.  
**N**eufirch. 203.  
**N**idenberg. 93.  
**P**faff. 218.  
**P**farrus. 189, 223.  
**P**fau. 82.  
**P**feffel. 105.  
**P**feil. 140.  
**P**roschko. 216.

- |   |                                       |
|---|---------------------------------------|
| Büchler-Muskau. 121.  | Stahl. 137.                           |
| Hafpe Erich. 59.  | Stelter. 95, 221.                     |
| Rebau. 192.   | Stöber. 213.                          |
| Reinhold C. 138.  | Storch. 118.                          |
| Saadi. 19, 125.   | Sturm. 97, 194.                       |
| Salis-Seewis. 1.  | Zanner. 113.                          |
| Scherer. 43, 155, 163.  | Theognis. 132.                        |
| Schiller. 10, 11, 32, 34, 83, 105, 122,<br>130, 136, 141, 145, 149, 162, 209,<br>213, 217, 223. | Trojan. 54.                           |
| Schmid Chr. 20.   | Uhländ. 16, 33, 50, 67, 84, 110, 147. |
| Seidl. 29, 123.   | Vogel. 146, 172.                      |
| Shakespeare. 54, 145, 165, 167, 173,<br>180.  | Vogel Dr. Johann N. 224.              |
| Simrod. 28, 66, 101, 103, 134, 211.   | Wagner Herm. 24, 63, 154, 188.        |
| Sivers. 196.  | Wehl. 115.                            |
| Sophokles. 90.  | Young. 223.                           |
|   | Zedlig. 25, 34.                       |
|   | Zimmermann. 150, 164.                 |

#### IV. Verzeichniß der Lesestücke nach ihrem Inhalte.

- Biographien. 78, 104, 140. Sieh ferner die im Verzeichnisse V.
- Gedichte. a) Epische. 7, 16, 22, 26, 33, 41, 50, 57, 61, 67, 73, 84, 89, 100,  
106, 110, 135, 139, 142, 147, 152, 158, 168, 171, 184, 190, 207,  
216, 224.
- b) Lyrische. 1, 46, 77, 114, 120, 130, 193.
- c) Didaktische. Sieh Verzeichniß II.
- Erzählungen, Fabeln, Märchen, Sagen in Prosa. 3, 5, 9, 14, 18, 20, 29, 31, 35,  
37, 39, 49, 51, 53, 55, 58, 59, 69, 71, 79, 86, 88, 91, 96, 98, 102, 116, 124,  
126, 128, 131, 140, 144, 148, 161, 166, 169, 177, 184, 186, 199, 212, 214.
- Geographie. 24, 47, 81, 96, 112, 121, 137, 150, 156, 164, 172, 176, 179, 188,  
197, 201, 208, 220.
- Naturgeschichte. 12, 44, 63, 65, 75, 94, 108, 118, 133, 146, 154, 159, 174, 181,  
192, 195, 203, 205, 210, 218, 222.
- Rätsel. 11, 43, 83, 93, 103, 122, 134, 138, 155, 163, 182, 189, 200, 211, 223.

#### V. Verzeichniß der Bücher,

welche in der 1. Klasse der Mittelschulen für die Privatlektüre benutzt werden können.

##### A. Prosaische und poetische Erzählungen, Fabeln, Märchen, Sagen.

Nachdem der Schüler Campes Robinson gewiß schon vor dem Eintritt in die Mittelschule gelesen hat, möge er in die Hand bekommen die Werke von:

1. Christoph von Schmid, geb. 1768 zu Dinkelsbühl, einer Stadt im bayerischen Kreise Mittelfranken, gest. 1854 als Domherr zu Augsburg. Seine, das Wal-

ten der göttlichen Liebe und Gerechtigkeit in edler Einfachheit darstellenden Erzählungen sind nicht nur in ganz Deutschland beliebt, sondern auch ins Französische, Englische, Italienische zc. übersezt worden. Besonders zu rühmen sind: 1. Die Ostereier. 2. Das Täubchen. 3. Das Lämmchen. 4. Die Hopfenblüten. 5. Ludwig, der kleine Auswanderer. 6. Heinrich von Eichensels. 7. Das Blumenkörbchen. 8. Der gute Fridolin. 9. Rosa von Tannenburg. 10. Genovesa. Bei Manx in Regensburg. Die 3 letzteren bei Finsterlin in München.

2. Gotthilf Heinrich von **Schubert**, geb. 1780 zu Hohenstein in Sachsen, Professor der Naturwissenschaften an der Universität Erlangen, gest. 1860 zu Laufzorn bei München, berühmt als Erzähler wie als Naturforscher; besonders trefflich sind seine Biographien. Viele Erzählungen bereichern mit geographischen Kenntnissen: 1. Der Meeresstrom. Stuttgart, Thienemann. 2. Sohn und Enkel. Ebendasselbst. 3. Der Krüppel von Rottenstein. Ebendasselbst. 4. Kleine Erzählungen. Erlangen, Palm. 5. Vier Erzählungen. Stuttgart, Steinkopf. 6. Acht Erzählungen. Ebendasselbst. 7. Die alte Schuld. 8. Herr Stephan Mirbel. 9. Die Schatzgräber. 10. Die Zeichen des Lebens. 11. Seebilder. Alle vier bei Palm und Enke in Stuttgart.

Die meisten dieser Erzählungen stehen in: Wolfeile Ausgabe von Schuberts Erzählungen. Sieben Bände. Erlangen 1865 bei Palm und Enke.

12. Biographien und Erzählungen. Drei Bände. Bei Heyder in Erlangen 1847, 1848.

3. Die Brüder Jakob und Wilh. **Grimm**. Kinder- und Hausmärchen. Kleine Ausgabe. 23. Auflage. Berlin 1873, Dümmler. Sie gehören zu dem Wertvollsten der deutschen Literatur.
4. J. Peter **Hebel**. (Sieh Festsstück 103.) Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes. Stuttgart 1869. Auch in Reclams Bibliothek. Seine Erzählungen, Schwänke und geographischen Belehrungen gelten mit Recht für unübertrefflich. Die von Karl **Stöber** vollzogene Auswahl (Pforzheim 1847) hat die anstößigen Stücke entfernt.
5. Christian Fürchtegott **Gellert**, geb. 1715 zu Hainichen in Sachsen, starb 1769 als Universitätsprofessor in Leipzig, einer der edelsten Menschen und Schriftsteller. (Siehe Festsstück 139.) Fabeln und Erzählungen. Leipzig 1867, Hahn. Die für die Jugend nicht geeigneten sind in dieser Ausgabe beseitigt.
6. Christian Friedrich **Jacobs**, geb. 1764 zu Gotha, wo er 1847 als Direktor der Kunstsammlungen starb. Unterhaltend, belehrend, der Form nach musterhaft. 1. Alwin und Theodor. 2. Die Feierabende in Mainau. 3. Kleine Erzählungen des alten Pfarrers in Mainau. Bei Dürr in Leipzig.
7. Karl **Stöber**, geb. 1796 zu Pappenheim im bairischen Mittelfranken, seit 1842 Schulinспекtor daselbst. Edle, gemütreiche Darstellung. 1. Gesamtausgabe. 3. Auflage. Leipzig, Naumann. 4 Bände. 2. Neue Volksausgabe. Ebendasselbst 1870—72. 12 Bändchen. 3. Das Elmthäl. 3. Aufl. Stuttgart bei Steinkopf.

Außer diesen vorzüglichsten Schriftstellern können noch für zulässig angesehen werden:

8. **Anderfen**. Märchen. Leipzig, Hartknoch, Günther, Teubner.

9. Christian Gottlob **Barth**. Doch nur: 1. Der arme Heinrich. 2. Die Rabenfeder.

3. Die Reihfeder. 4. Thomas Platter. 5. Mick und Nick. 6. Das Felsenkind. Barth vertritt die evangelische Lehre. Stuttgart bei Steinkopf.
10. **Bechstein.** Märchen. Wien bei Hartleben.
11. **Conscience.** Flämisches Stilleben in drei Erzählungen. Aus dem Flämischen übersetzt von M. v. Diepenbrock. Vortrefflich. Regensburg, Pustet.
12. **W. Hauff.** Berühmter Dichter, geb. 1802 in Stuttgart, Redakteur, starb 1827. Märchen. 11. Aufl. Stuttgart, Rieger. Wolfseiler in Reclams Bibliothek.
13. **Day.** Sandfort und Merton. Eine Erzählung. Deutsch von D. L. G. Leipzig bei G. Wiegand.
14. **Hoffmann von Fallersleben.** Die Kinderwelt in Liedern. Mainz 1862.  
(Franz Hoffmann. Oft unbedeutender Inhalt.)
15. Friedrich **Hoffmann.** Lehrer der Weisheit und Tugend. Erzählungen. Stuttgart, Steinkopf.
16. **W. D. Horn,** eigentlich Wilhelm Dertel aus Horn im Hundsrück, 1798 geb., Superintendent, starb 1867. Von seinen vielen Erzählungen eignen sich für die erste Klasse vorzugsweise: 1. Auf dem Mississippi. 2. Zwei Ausbrüche des Vesuv. 3. Ein Orkan auf Kuba. 4. Das Erdbeben von Lissabon. 5. Der Strandläufer. 6. Gellert. 7. Der Biberjäger. 8. Der Gemsjäger. 9. Der Wallfischjäger. 10. Durch die Wüste. 11. Gottes Finger. 12. Aus den Silberminen. 13. In Südamerika. — Wiesbaden, Neider.
17. **G. Kette.** Das Buch vom Rübezahl. Breslau, Trewendt. (Ausfuss ist nicht zu empfehlen.)
18. **E. Lausch.** Die Schule der Artigkeit, des Kindes schönster Fabelschatz. Ein elegant ausgestattetes Buch des Spamer'schen Verlages. Leipzig 1874. Dagegen möge ungelesen bleiben von demselben Verfasser das Buch der schönsten Kinder- und Volksmärchen u. Spamer, 1872.
19. **Lehnert.** Eunomia. Berlin 1835, Amelang. Eine vorzügliche Sammlung guter Erzählungen. In diesem Geiste erschienen die unter 15 und 21 angeführten Sammlungen.
20. **L. G. Niebuhr.** Griechische Heroengeschichten. Gotha, Perthes. Sehr populär. Als Vorbereitung für den historischen Unterricht in der zweiten Klasse.
21. **Niemeyer.** Das Buch der Tugenden. Leipzig 1843. Aehnlich den Werken unter 15 und 18. (Nieritz. Stil nicht immer rein, Abweichungen von der historischen Wahrheit.)
22. **Palmblätter.** Erlesene morgenländische Erzählungen von J. G. Herder und A. J. Liebeskind. Berlin 1857. Besonders empfehlenswert.
23. **H. Pfeil.** Gute Kinder, brave Menschen. Erzählungen aus der Geschichte der alten und neuen Zeit. Leipzig 1874, Spamer.
24. **G. Plieninger.** 1. Jeane Stricklands ausgewählte Erzählungen. 2. Peter Parleys ausgewählte Erzählungen; beide aus dem Englischen. Stuttgart, Hallberger. 3. Der Rukufsberg. Stuttgart, Belsler.
25. **v. Rein.** Erzählungen. Dresden bei Künze. Fein und sinnig ausgeführt.
26. **R. Reinick,** Dichter und Maler, starb 1852. Hat am trefflichsten P. Hebel's alemannische Gedichte ins Neuhochdeutsche übertragen. — Gesammelte Dichtungen Reinick's. 2. Auflage. Leipzig bei Belhagen & Klasing. Doch dürfte hier und da eine erklärende Nachhilfe notwendig sein.

27. G. Scherer. Kästelbüchlein. 2. Auflage. Leipzig, Dürr.  
 28. A. H. Walter. Die Gleichnisse des Herrn. Leipzig, Hirschfeld. In schönen, fließenden Versen erzählt, mit voranstehendem Bibeltexte.

**B. Zur Belebung und Ausfüllung des geographischen Unterrichtes der ersten Klasse können dienen:**

1. Friedrich Gerstäcker. Die Welt im Kleinen für die kleine Welt. Leipzig, Schicks. Gerstäcker's beste Jugendschrift, von bleibendem Werte.  
 Ferner dürfen gelesen werden:
2. D. L. Anlander. Die Seehelden Portugals, ihre Reisen und Entdeckungen. Berlin, Winkelman.
3. Aug. Feierabend. Die schweizerische Alpenwelt. Leipzig, Belhagen. Nach Form und Inhalt vortrefflich.
4. W. D. Horn's Erzählungen mit geographischer Unterlage stehen unter Nr. 16.
5. J. G. Kuzner. Mac Clure's Entdeckungsreisen im Norden. Glogau, R. Flemming. Eine Musterschrift.
6. Krusch. Tagebuch des Nordpolfahrers.
7. G. Mensch. Nach dem Nordpol. Natur- und Sittenbilder zc. Stuttgart, Kröner. Sehr belehrend und unterhaltend.
8. Dr. A. Pfaff. Die Entdeckung von Amerika. Nach J. H. Rampe. Braunschweig, Bieweg.
9. J. E. Raynal. Die Schiffbrüchigen in der Südsee. Eingeführt von Masius. Leipzig, Brandstetter. Erzählt eine wahre Geschichte aus dem Jahre 1864. In jeder Hinsicht ein treffliches Buch.
10. W. Redenbacher. Kapitän Cook's Reisen um die Welt. Für die liebe Jugend ans Licht gestellt von W. R. Nürnberg, Kaw. Leicht faßlich und interessant.
11. J. Rey. Himmel und Erde. Einführung in die Himmelskunde. Leipzig, Spamer. Dieses treffliche Werk kann in der ersten Schule nur mit Nachhilfe, mit dieser aber zu großem Nutzen gelesen werden.
12. H. Stahl. Die Wunder der Wasserwelt. Leipzig, Spamer. Sollte der Schüler auch noch nicht alles verstehen, er liest das interessante Werk gewiß mehr als einmal.
13. Hermann Wagner. Entdeckungsreisen in der Heimat. I. Leipzig, Spamer. Eine Reise durch die bayerischen und Tiroler Alpen, mit seinem Schüler unternommen, dessen Briefe die Darstellung des Buches in eigentümlicher, belebender Weise reproducieren und erweitern.
14. Dr. Beth. Himmel und Erde. München, Oldenbourg. Von dieser „gemeinfaßlichen,“ gründlichen und schönen „Beschreibung des Weltalls“ gilt, was von dem unter Nr. 11 aufgezählten Werke gesagt ist.
15. W. Zimmermann. Das Meer, seine Bewohner und seine Wunder. Langensalza, Grefler. Von diesem trefflichen Werke gilt dasselbe, was von Nr. 12 gesagt ist.

Karl Vogels Geographische Landschaftsbilder enthalten auch viele Beschreibungen der charakteristischen Pflanzen und eignen sich daher besser für die zweite Schule.

A. W. Grubes Geographische Charakterbilder, sehr beliebt, eignen sich für die höheren Klassen.

16. Für Schulbibliotheken eignet sich als wertvolles Anschauungsmittel: Album für Länder- und Völkerkunde. Von Emil Wendt. 3. Abteilung. Leipzig, Dörfling und Franke. 550 Stahlstiche mit erläuterndem Texte.

**C. Zur Belebung des naturgeschichtlichen Unterrichtes können dienen:**

1. **Brehm.** Illustriertes Tierleben. Für Volk und Schule bearbeitet von Friedrich Schöbber. 3 Bände. 30 Mark. Die Diktion ist natürlich nicht überall einfach genug.
2. **W. Curtmann.** Das Tierreich. Naturgeschichtliches Lesebuch. Darmstadt, Diehl. Für die erste Klasse besonders geeignet.  
Auszug daraus: Der kleine Tiergarten. Von W. Curtmann. Ebend.
3. **H. D. Lenz.** Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha, Thienemann. Die drei ersten Bände.  
Ein sehr brauchbarer Auszug aus diesem Werke ist:  
4. Grundriß der Naturgeschichte für Schule und Selbstunterricht. Ebend.
5. Noch faßlicher ist die Diktion in: **G. Tobler.** Die Haustiere und ihr Nutzen. Stuttgart, Scheitlin.
6. Ebenso: **K. Pilz.** Die kleinen Tierfreunde.
7. **Rebau.** Käserbüchlein.
8. **Neufkirch.** Naturbilder aus dem Insektenleben. Leipzig, Schlicke. Schade, daß die Bilder nicht koloriert sind.
9. **J. Berge.** Schmetterlingbuch. Stuttgart, Thienemann. Mit 50 fein kolorierten Tafeln.
10. **Dr. F. Holle.** Die Schmetterlinge Deutschlands. Für junge Naturfreunde. Altona, Menzel. Diese umfassenden und empfehlenswerten Werke sind teilweise auch dem
11. Schmetterlingbuche von **Fr. Strähle** zugrunde gelegen. Stuttgart, Nitzsche.
12. **P. Hermann.** Der Raupen- und Schmetterlingjäger. Leipzig, Gräbner. Sehr schön koloriert. Sprachlich unvollkommen.

Zu wünschen ist, daß die Herren Fachkollegen die Abfassung von Lesebüchern zur Belebung des in jeder Klasse zu absolvierenden geographischen und naturgeschichtlichen Pensums unternähmen, in denen keine fremdartigen Stoffe zur Behandlung kommen. Der Schaden, welchen das Zuviel und Durcheinander bisher angerichtet haben, muß beseitigt werden.

Note. Die Herren Verleger von Jugend- und Volksschriften ersuche ich, mir ihre Werke zur Ansicht einzusenden, zunächst diejenigen über griechische und römische Mythologie und Geschichte, Botanik, Geographie von Asien, Afrika und dem östlichen und südlichen Europa, weil über diese Materien in der zweiten Klasse unserer Mittelschulen gehandelt wird; ebenso gereinigte Ausgaben jener deutschen Klassiker, welche man zur Lektüre für die zweite und dritte Klasse als geeignet erachtet. Meine Ansicht über diesen Punkt wird sich erst im Laufe der Arbeit vollkommen klären.

## 1. Herbstlied.

Von Salis-Seewis.

Bunt sind schon die Wälder,  
Gelb die Stoppelfelder,  
Und der Herbst beginnt.  
Rote Blätter fallen,  
Graue Nebel wallen,  
Kühler weht der Wind.

Wie die volle Traube  
Aus der Nebenlaube  
Purpurfarbig strahlt!  
Am Geländer reifen  
Pflirsche, mit Streifen  
Rot und weiß bemalt.

Dort im grünen Baume  
Hängt die blaue Pflaume  
Am gebog'nen Ast.  
Gelbe Birnen winken,  
Daß die Zweige sinken  
Unter ihrer Last.

Winger, füllt die Fässer!  
Eimer, krumme Messer,  
Butten sind bereit;  
Lohn für Müh' und Plage  
Sind die frohen Tage  
In der Lesezeit.

Unsre Mädchen singen,  
Und die Träger springen,  
Alles ist so froh.  
Bunte Bänder schweben  
Zwischen hohen Nebel  
Auf dem Hut von Stroh.

Geige tönt und Flöte  
Bei der Abendröte  
Und bei Mondenglanz;  
Frohe Wingerinnen\*  
Winken und beginnen  
Deutschen Ringeltanz.\*

## 2.

1. Nach der Arbeit ist gut ruh'n.
2. Wer erst sein Tagewerk gethán hat, kann dann ruh'n,  
O förd're dich, geschwind dein Tagewerk zu thun. Rückert.
3. Findest Fried' und Freude nicht,  
Wenn nicht in erfüllter Pflicht. A. H.

## 3. Nichts und etwas.

Von Hebel.

Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Mut, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hereinregnete. Er sagte immer: „Wo nichts ist, kommt nichts hin.“ Und so

war es auch. Er blieb sein Leben lang der arme Bruder Wönichtsiß, weil es ihm nie der Mühe wert war, mit einem kleinen Ersparnisse den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größern Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: „Was nicht ist, das kann werden.“ Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlassenschaft der Eltern zuteil geworden war, zu Rat und vermehrte es nach und nach durch eigenes Ersparniß, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: „Was nicht ist, kann werden,“ gab ihm immer Mut und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverbrossenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wönichtsiß, der selber nichts zu beißen und zu nägen hat.

#### 4.

1. Áller Anfang ist schwér.
2. An Gottes Segen ist alles gelegen.
3. Wer sich nicht nach der Décke streckt,  
Dem bleiben die Füße úbedeckt.      Göthe.

#### 5. Der Star von Seegringen.

Von Hebel.

Selbst einem Stáren kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wievielmehr einem Mèneschen. In einem respektabeln Dörfe, ich will sagen Seegringen,\* hatte der Barbier einen Stár, und der Lehrjunge gab ihm Unterricht im Spréchen. Der Star lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Hérrn hörte, zum Exempel: „Ich bin der Barbier von Seegringen.“ Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: „So só, lalá;“ oder „par Compagnie“ (das heißt so viel als: in Gesellschaft mit andern), oder „wie Gótt will,“ oder „du Dólpatsch.“ So titulierte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich, anstatt auf's Tüch, oder wenn er das Schermesser am Rücken abzog, anstatt an der Schneide, oder wenn er ein Arzneiglas zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Star auch.

Da nun täglich viele Leute im Hause waren, weil der Barbier auch Branntwein ausshenkte, so gab's manchmal viel zu lächen, wenn die Gäste mit einander ein Gespräch führten, und der Star auch eins von seinen Wörtern drein warf, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte; und manchmal, wenn ihm der Lehrjunge zurief: „Hänsel, was machst du?“ antwortete er: „Du Dölpatsch!“ und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hänsel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren, und das Fenster offen war, und das Wetter schön, da dachte der Star: Ich habe jetzt so viel gelernt, daß ich in der Welt fortkommen kann, und hüsch zum Fenster hinaus! Weg war er. Sein erster Flug war in's Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: Sie wissen die Gelegenheit hierzulande besser als ich. Aber sie flogen unglücklicherweise alle mit einander in ein Gärn! Der Star sagte: „Wie Gott will.“ Als der Vogelfsteller kommt und sieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte und an nichts dachte, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Seegringen,“ als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelfsteller erschrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge; nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Atem kommen, und als er sagte: „Ei, Hänsel, hier hätte ich dich nicht gesucht; wie kommst du in meine Schlinge?“ da antwortete der Hänsel: „Par Compagnie.“ Also brachte der Vogelfsteller den Star seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fänggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hänsel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zu Ader lassen, geht zum Barbier von Seegringen.

## 6.

Zwischen heut und morgen  
 Liegt eine lange Frist,  
 Lerne schnell besorgen,  
 Da du noch münter bist.

Göthe.

## 7. Die beiden Flüge.

Von Castelli.

In einer Scheune lag versteckt  
Ein Flügel, schon ganz mit Rost bedeckt;  
Er sah mit Neid und stillem Gram,  
Wenn blank und glänzend alle Nacht  
Sein Bruder von dem Felde kam.  
Da fragt er einst mit trübem Sinn:  
„Wie kommt's, daß ich so röstig bin,  
„Indes du glänzest voller Pracht?  
„Bin doch aus gleichem Stoff gemacht!“  
„Sieh, lieber Freund,“ versetzte der,  
„Mein Glanz kommt von der Arbeit her.“

## 8.

1. Junger Knabe frisch schäffen muss,  
Will werden aus ihm ein Dóminus.
2. Zu schnell geht die Zeit von hinnen?  
Durch Ordnung lerne Zeit gewinnen.
3. Halte Ordnung, liebe sie;  
Ordnung spart dir Zeit und Müh.
4. Das Leben ist kurz,  
Die Kunst ist lang.            Göthe.

## 9. Der Buchweizen.

Von H. Ch. Andersen.

Wenn man nach einem Gewitter an einem Acker vorübergeht, auf welchem Buchweizen\* wächst, kann man öfter sehen, daß er ganz schwarz geworden und abgesengt ist; es ist gerade, als ob eine Feuerflamme über denselben hingefahren wäre, und der Landmann sagt dann: „Das hat er vom Blitze bekommen.“ Aber warum bekam er das? Ich will erzählen, was der Spérling mir gesagt hat, und der Sperling hat es von einem alten Weidenbaume gehört, welcher bei dem Buchweizen stand. Es ist ein ehrwürdiger, großer Weidenbaum, aber verkrüppelt und alt, er ist in der Mitte gebörsten, und es wachsen Gras und Brombeer-Ranken aus der Spalte hervor; der Baum neigt sich vorn über, und die Zweige hängen ganz auf die Erde herunter, gerade als ob sie ein langes, grünes Haar bildeten.

Auf allen Feldern rings umher wuchs Korn, sowol Roggen und Gerste, wie Hafer; ja, der herrliche Hafer, der dá, wenn er reif ist, gerade wie eine Menge kleiner, gelber Kanarienvögel aussieht. Das Korn stand gesegnet, und je schwerer es war, desto tiefer neigte es sich in frommer Demut.

Aber da war ein Feld mit Buchweizen, und dieses Feld lag dem alten Weidenbaume gerade gegenüber. Der Buchweizen neigte sich durchaus nicht, wie das übrige Korn, sondern prangte stolz und steif.

„Ich bin wol so reich wie die Ähre,“ sagte er; „überdies bin ich weit schöner; meine Blumen sind schön, wie die Blüten des Apfelbaumes; es ist eine Freude, auf mich und die Meinigen zu blicken! Kennst du etwas prächtigeres als uns, du alter Weidenbaum?“

Der Weidenbaum nickte mit dem Kopfe, gerade als ob er damit sagen wollte: Ja freilich! Aber der Buchweizen spreizte sich aus lauter Höchmut und sagte: „Der dumme Baum, er ist so alt, daß ihm Grás im Leibe wächst.“

Nun zog ein schrecklich böses Gewitter auf; alle Feldblumen falteten ihre Blätter zusammen, oder neigten ihre kleinen Köpfe herab, während der Sturm über sie hinfuhr; aber der Buchweizen prangte in seinem Stölze.

„Neige dein Haupt wie wir!“ sagten die Blumen.

„Das ist durchaus nicht nötig,“ erwiderte der Buchweizen. „Senke dein Haupt wie wir!“ rief das Korn. „Nun kommt der Engel des Stürmes geflogen! Er hat Schwingen, die oben von den Wolken bis gerade herunter zur Erde reichen, und er schlägt dich mitten durch, bevor du bitten kannst, er möge dir gnädig sein.“

„Aber ich will mich nicht beugen!“ sagte der Heiden. „Schließe deine Blumen und neige deine Blätter!“ sprach der alte Weidenbaum. „Sieh nicht zum Blitz empor, wenn die Wolken bersten! Selbst die Menschen dürfen das nicht, denn im Blitze kann man in Gottes Himmel hineinschauen; aber dieser Anblick kann selbst die Menschen blenden. Was würde erst mit uns, den Gewächsen der Erde, geschéhen, wenn wir es wágen, wir, welche doch weit geringer sind!“

„Weit geringer?“ fragte der Buchweizen. „Nun will ich gerade in Gottes Himmel hineinséhen.“ Und er that es in seinem Uebermuth und Stölze. Es war, als ob die ganze Welt in Flammen stände, so blitzte es.

Als das böse Wetter vorbei war, standen die Blumen und das Korn in der stillen, reinen Luft erfrischt vom Régen, aber der Buch-

weizen war vom Blitze köhlschwarz gebrannt; er war nun ein todtes Unkraut auf dem Felde.

Der alte Weidenbaum bewegte seine Zweige im Winde, und es fielen große Wassertropfen von den grünen Blättern, gerade als ob der Baum weine, und die Sperlinge fragten: „Weshalb weinst du? Hier ist es ja so gesegnet! Sieh, wie die Sonne scheint; sieh, wie die Wolken zieh'n! Kannst du den Duft der Blumen und Büsche bemerken? Warum weinst du, alter Weidenbaum?“

Und der Weidenbaum erzählte vom Stolze des Büchweizens, von seinem Übermute und der Strafe, die immer darauf folgt. Ich, der die Geschichte erzähle, habe sie von den Sperlingen gehört. Sie erzählten sie mir eines Abends, als ich sie um ein Märchen bat.

## 10.

1. Die Furcht des Hérrn ist der Anfang der Weisheit.
2. Hochmut kommt vor dem Falle.
3. Der Hóchmut ist's, wodurch die Éngel fielen,  
Woran der Hóllengeist den Ménschen fasst. Schiller.

## 11. R ä t s e l.

Von Schiller.

Unter allen Schlangen ist eine,  
Auf Erden nicht gezeugt,  
Mit der an Schnelle keine,  
An Wüt sich keine vergleicht.

Sie liebt die höchsten Spitzen;  
Nicht Schloß, nicht Kiegel kann  
Vor ihrem Anfall schützen;  
Der Harnisch\* lockt sie an.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme  
Auf ihren Raub sich los,  
Vertiglt in einem Grimme  
Den Reiter und sein Roß.

Sie bricht wie dünne Hälmen  
Den stärksten Baum entzwei;  
Sie kann das Erz zermalmen,  
Wie dicht und fest es sei.

Und dieses Ungeheuer  
Hat zweimal nie gedroht —  
Es stirbt im eignen Feuer;  
Wie's tödtet, ist es tödt.

## 12. Affenliebe.

Von Brehm.

Die Affen gebären ein Junges, wenige Arten zwei. Dies ist regelmäßig ein kleines überaus häßliches Geschöpf, scheinbar mit doppelt so langen Gliedmaßen, wie seine Eltern sie besitzen, und mit einem Gesichte, welches dem eines Greises viel ähnlicher sieht, als dem eines Kindes, so faltig und rünzelig ist es. Dieser Wechselbalg ist aber der Liebling der Mutter in einem noch weit höheren Grade, als es bei den Menschen unter ähnlichen Umständen der Fall zu sein pflegt: sie hätschelt und pflegt ihn in rührender oder — lächerlicher Weise, wie man will; denn die Liebe streift an das Lächerliche. Das Kind hängt sich bald nach seiner Geburt mit seinen beiden Vorderhänden an den Hals, mit seinen beiden Hinterhänden aber an die Weichen der Mutter fest, in der geeignetsten Lage, die laufende Mutter nicht zu behelligen und ungestört zu säugen. Größer gewordene Affenkinder springen bei Gefahr auch wol auf Schulter und Rücken ihrer Eltern.

Anfangs ist das kleine Wesen natürlich sehr gefühl- und teilnahmslos, um so zärtlicher aber ist seine Mütter. Sie hat ohne Unterlaß mit ihrem Liebling zu thun; bald léckt sie ihn, bald laüßt sie ihn wieder, bald drückt sie ihn an sich, und bald nimmt sie ihn in beide Hände, als wollte sie sich an seinem Anblicke weiden, bald schaukelt sie ihn hin und hér, als wollte sie ihn einwiegen. Nach einiger Zeit beginnt der junge Affe mehr oder weniger selbständig zu werden und verlangt namentlich ab und zu ein wenig Freiheit. Diese wird ihm gewährt. Die Alte läßt ihr Schoßkind aus ihren Armen, und es darf mit anderen Affenkindern scherzen und spielen; sie verwendet aber keinen Blick von ihm und hat es in beständiger Aufsicht; sie geht ihm willig auf allen Schritten nach und erlaubt ihm alles, was sie ihm gewähren kann. Bei der geringsten Gefahr stürzt sie auf ihr Kind zu, läßt einen ganz eigenen Ton hören und ladet es durch denselben ein, sich an ihre Brüst zu flüchten. Etwaigen Ungehorsam bestraft sie mit Kniffen und Püffen, oft mit förmlichen Ohrfeigen. Doch kommt es selten dazu, denn das Affenkind ist so gehorsam, daß es manchem Menschenkinde zum Vorbilde dienen könnte, und gewöhnlich genügt ihm der erste Befehl der Mutter. In der Gefangenschaft teilt sie, wie ich mehrfach beobachtet habe, jeden Bissen Brod treulich mit ihrem Sprößlinge und zeigt an seinem Geschick einen solchen Anteil, daß man sich oft der Nührung nicht erwähren kann. Der Tod

eines Kindes hat in der Gefangenschaft regelmäßig das Hinscheiden der Mütter zur Folge; der Gram bringt sie um. Stirbt eine Äffin, so nimmt das erstbeste Mitglied der Bande die Waise an Kindesstatt an, und dies thut sowol die Äffin wie der Affe. Die Zärtlichkeit gegen ein Pflégekind der eigenen Art ist kaum geringer als die, welche dem eigenen Kinde zuteil wird; bei Pfleglingen aber, die nicht dem Äffengeschlechte angehören, ist dies anders; hier zeigt sich der Affe oft als unerklärliches Rätsel. Er pflegt seinen angenommenen Liebling nach Möglichkeit, drückt ihn an sich, laust und reinigt ihn sonstwie, behält ihn unter steter Aufsicht u. s. w., gibt ihm aber gewöhnlich nichts zu frëssen, sondern nimmt das für das Pflégekind bestimmte Futter ohne Gewissensbisse zu sich und hält auch, während er frëßt, den kleinen Hungrigen sorgsam vom Rapse weg. Ich habe es mehrfach an meinen zahmen Pavianen und Meerkatzen beobachtet, wenn sie sich junge Hunde oder Katzen zu Pfleglingen auserkoren hatten.

### 13.

Gefühl hat der Mensch mit dem Tiere gemein,  
Ihn adelt Bewusstsein und Wissen allein;  
Drum strebe nach Wissen! In Leid und in Lust  
Bleib stets dir der menschlichen Würde bewusst.

Bodenstedt.

### 14. Die Hausräte.

Von Auerbach.

„Wie fangt Ihr's denn an, lieber Nachbar, daß nur Euer Hauswesen so wol bestellt ist, und man sieht doch nichts besonderes an Euch und an dem, was bei Euch vorgeht? Wir andern arbeiten doch auch und geben acht aufs Unfrige und halten es zu rat, so gut es gehen mag, und doch bëtet's\* nicht.“ Der Nachbar antwortete: „„Ich wüßte nicht, was schüld daran sein sollte, es wären denn nur meine drei Hausräte, denen ich wol das alles zu verdanken habe.““ — „Eure drei Hausräte? Wer sind denn die?“ — „„Der Haushund, der Haushahn und die Katze.““ — „Ihr spöttet.“ — „„Es ist mein barer Ernst; denn seht, der Haushund bellt, wenn ein Feind herbeischleicht, und da heißt es denn: Aufgescha u t! Der Haushahn kräht, wenn der Tag anbricht, und da heißt es denn: Aufgestanden! Und die Hauskatze putzt sich, wenn ein

werter Gäst kommt, und da heißt es denn: Aufgerichtet!“ — „Ich versteh', Nachbar, was Ihr damit sagen wollt. Ihr meint, daß drei Dinge nötig seien, um dem Hauswesen aufzuhelfen: Vorsorge gegen alles, was schaden kann; Thätigkeit in allem, was nützen kann, und Freundlichkeit gegen alle, die uns wolwollen und wólthun.“ — „„Wenn Ihr's so nehmen wollt, so ist mir's recht; aber meine Hausräte lob ich dóch darum, daß sie mich jederzeit mahnen, was zu thun ist, ich könnt's sonst leicht vergessen.““

## 15.

1. Trau, schau, wém.
2. Morgenstund' hat Gold im Mund'.
3. Tages Arbeit,  
Abends Gäste;  
Saure Wóchen,  
Frohe Fése.            Göthe.

## 16. E i n k e h r.

Von Uhland.

Bei einem Wirte wundermild,  
Da war ich jüngst zu Gäste;  
Ein goldner Apfel war sein Schild  
An einem langen Aste.

Es kamen in sein grünes Haus  
Viel leichtbeschwingte Gäste;  
Sie sprangen frei und hielten Schmauß  
Und sangen auf das béste.

Es war der gute Ápfelbaum,  
Bei dem ich eingekehret;  
Mit süsser Kost und frischem Schaúm  
Hat er mich wol genáhret.

Ich fand ein Bett zu süsser Rúh  
Auf weichen, grünen Matten;  
Der Wirt, er deckte sélbst mich zu  
Mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schúldigkeit,  
Da schüttelt' er den Wípfel.  
Gesegnet sei er állezeit  
Von der Wurzel bis zum Gipfel.

## 17.

Wolthaten, still und réin gegeben,  
Sind Tódte, die im Grabe leben,  
Sind Blúmen, die im Sturm bestéh'n,  
Sind Stérnlein, die nicht úntergeh'n.

Claudius.

## 18. Fremdes Gut.

Von Engel.

Die alten Hebräer waren sehr gästfreundlich.

Zwei Reisende kamen zu dem Hause des Rabbi\* Phineas. Dieser bat sie einzutreten, einige Erfrischungen zu sich zu nehmen und über Nacht bei ihm zu bleiben. Und sie nahmen dies willig an. Sie hatten aber einige Maß Gerste bei sich, welche sie vielleicht am nächsten Markttag verkaufen wollten. Diese gaben sie ihrem freundlichen Wirte, damit er sie ihnen bis zu ihrem Fortgehen aufhebe. Früh am Morgen nahmen sie Abschied vom Rabbi, dankten ihm für seine Gästfreundschaft und traten aufs neue ihre Reise an. Doch in der Eile vergaßen sie ihre Gerste. Phineas wartete mehrere Tage auf sie. Als er sah, daß sie nicht wiederkehrten, befahl er, die Gerste zu säen und die Ernte davon aufzubewahren. Es verging mehr als ein Jahr, bevor die Reisenden zurückkamen. Aber kaum sah sie Phineas, als er sie wieder erkannte. „Ihr kommt,“ sprach er, „wahrscheinlich der Gerste wegen wieder zu mir?“

„Ja, Rabbi. Als wir das leztmal bei dir waren, fühlten wir soviel Freude über deine Gästfreundschaft, daß wir nicht eher an die Gerste dachten, als bis es zu spät war zurückzukehren. Doch sprich nicht davon; sie wird verdorben und kaum des Mitnehmens wert sein.“

„Da irret ihr euch; eure Gerste ist so gut wie irgend eine.“

Und er führte sie zur Scheune und gab ihnen zu ihrem Erstaunen und ihrer Freude wol fünfhundert Maß; denn soviel hatte die zurückgelassene getragen.

## 19.

1. Só ist edler Männer Leben,  
Böses düliden, Gutes gében. Saadi.
2. Wer Gott und Welt vereínen kann,  
Den heiss' ich einen séligen Mann. Göthe.

## 20. Der Pilger.

Von Chr. Schmid.

In einem schönen Schlosse, von dem schon längst kein Stein auf dem ändern geblieben ist, lebte einst ein sehr reicher Ritter. Er verwandte sehr viel Geld darauf, sein Schloß recht prächtig auszustieren, den Armen that er aber wenig Gutes.

Da kam nun einmal ein armer Pilger in das Schloß und bat um Nächstherberge. Der Ritter wies ihn trotzig ab und sprach: „Dieses Schloß ist kein Gästhaus.“ Der Pilger sagte: „Erlaubt mir nur drei Fragen, so will ich wieder gehen.“ Der Ritter sprach: „Auf diese Bedingung hin mögt Ihr immer fragen. Ich will Euch gerne antworten.“

Der Pilger fragte nun: „Wer wohnte doch wol vor Euch in diesem Schlosse?“ „Mein Väter!“ sprach der Ritter. Der Pilger fragte weiter: „Wer wohnte vor Eurem Väter da?“ „Mein Großvater!“ antwortete der Ritter. „Und wer wird wol nach Euch darin wohnen?“ fragte der Pilger weiter. Der Ritter sagte: „So Gott will, mein Sohn.“

„Nún,“ sprach der Pilger, „wenn jeder nur seine Zeit in diesem Schlosse wohnet, und immer einer dem andern Platz macht — was seid Ihr denn anders hier als Gäste? Dieses Schloß ist also wirklich ein Gästhaus. Verwendet daher nicht so viel, dieses Haus so prächtig auszumücken, das Euch nur kurze Zeit beherberget. Thuet lieber den Armen Gútes, so bauet Ihr Euch eine bleibende Wohnung im Himmel.“

Der Ritter nahm diese Worte zu Herzen, behielt den Pilger über Nacht und wurde von dieser Zeit an wolthätiger gegen die Armen.

Die Herrlichkeit der Welt vergeht.  
Nur was wir Gútes thun, besteht.

## 21.

1. Wer einem Fremdling nicht sich freundlich mag erweisen,  
Der war wol selber nie im fremden Land auf Reisen.

Rückert.

2. Mit stürzender Schnelle  
Verrauschen die Jahre,  
Und eh' wir's noch wäñnen,  
Ist alles vollbracht.

Matthisson.

## 22. Der Blinde und der Lahme.

Von Gellert.

Von ungefähr muß einen Blinden  
Ein Lahmer auf der Straße finden,  
Und jener hofft schon freudenvoll,  
Daß ihn der andre leiten soll.

„Dir,“ spricht der Lahme, „beizustehen?  
Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;  
Doch scheint's, daß du zu einer Last  
Noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich förtzutragen,  
So will ich dir die Stége sagen;  
So wird dein starker Fuß mein Bein,  
Mein helles Auge deines sein.“

Der Lahme hängt mit seinen Krücken  
Sich auf des Blinden breiten Rücken;  
Bereint wirkt also dieses Paar,  
Was einzeln keinem möglich war.

Du hast das nicht, was andre haben,  
Und andern mangeln deine Gaben;  
Aus dieser Unvollkommenheit  
Entspringet die Gesélligkeit.

## 23.

Weisst, wo es keinen Herrn und keinen Diener gibt?  
Wo eins dem ändern dient, weil eins das andre liebt.

Rückert.

## 24. Der Morgenstern.

Von Hermann Wagner.

Wie schön leuchtet der Morgenstern vom dunkelblauen Himmel! Er ist der Vorläufer der Sonne, der stralende Bóte, welcher vor der Königin des Tages einhergeht. Du weißt, daß es derselbe Stern ist, der zu ändern Zeiten des Jahres abends sichtbar wird, und den man dann als Abendstern bezeichnet. Die Sternkundigen nennen ihn Venus.

Von allen Sternen des Himmels — außer Sonne und Mond — ist er für uns der hellste. Sein Schein ist mitunter so stark, daß er an den Dingen der Erde einen Schátten erzeugt. Und dóch ist es nur der Abglanz des Sónnenlichtes, den der Morgenstern uns zúsendet. Er selbst leuchtet nicht, sondern wird nur von der Sonne beschienen, ganz so wie der Mond und die Erde. Darum hat der Morgenstern auch wie der Mond eine helle und eine dünkle Seite und erscheint, durch das Fernrohr betrachtet, höchst selten vollständig rund wie der Vollmond. Meist liegt

ein Stück davon im Schatten der Nacht, und an der hellen Scheibe scheint deshalb ein Stückchen zu fehlen.

Der Morgenstern leuchtet uns nicht immer in gleicher Helligkeit. Sein Glanz hängt nicht blos davon ab, ob er uns einen größeren Teil seiner hellen Seite zukehrt, oder mehr von der dunkeln, sehr viel kommt es hierbei auch noch darauf an, ob er unserer Erde näher steht, oder entfernter von ihr ist. Er marschirt nämlich in ähnlicher Weise um die Sonne herum, wie unsere Erde, und beide Sterne sind nahe verwandte Geschwister; ja sie ähneln sich so sehr, daß man sie als ein paar Zwillinge betrachten könnte.

Die Venus steht der Sonne etwas näher. Es beträgt dies zwar  $5\frac{1}{4}$  Millionen Meilen (39·9 Mill. Km.), für einen Stern ist dies aber nicht viel, denn die Sterne wandern viel schneller, als eine Kanonenkugel aus dem Rohre fliegt.

Für die Gelehrten auf Erden ist der Morgenstern sonderbarerweise gerade dann am interessantesten geworden, wenn er ihnen seine volle dunkle Seite zukehrt und dabei zwischen Sonne und Erde vor der Sonnenscheibe vorbeimarschirt. Ein solcher sogenannter Durchgang der Venus kommt in jedem Jahrtausend nur etwa sechzehnmal vor. Derjenige, welcher im Jahre 1769 stattfand, ward Ursache, daß europäische Gelehrte nach allen Theilen der Welt hin mit wissenschaftlichen Instrumenten Reisen unternahmen. Die einen zogen nach dem Nordkap Europa's, andere nach Canada, wieder andere nach Sibirien, und der berühmte Seefahrer James Cook unternahm deshalb seine erste Weltreise nach Tahiti in der fernen Südsee. Durch die genauen Beobachtungen jenes Durchganges, die man damals an möglichst entfernten Orten der Erde gleichzeitig angestellt hatte, ward man in den Stand gesetzt, die Entfernung der Sonne von der Erde und infolge dessen überhaupt die Entfernungen der Himmelskörper unseres Sonnensystems von einander zu berechnen, was nicht blos für die Gelehrten, sondern auch für die Schiffer und viele andere Leute von Wichtigkeit ist.

Wenn die Venus auf ihrer Wanderung der Erde am nächsten kommt, ist sie  $5\frac{1}{4}$  Millionen Meilen (39·9 Mill. Km.) von ihr entfernt. Könnte man eine Eisenbahn durch den Himmelsraum zu ihr anlegen und mit dem Dampfwagen darauf so schnell fahren, wie ein Postzug gewöhnlich zu fahren pflegt, vier Meilen (30 Km.) in einer Stunde, so würden doch 150 Jahre nötig sein, um bis zum Morgenstern hinzukommen, also viel länger, als ein Menschenkind lebt. Wenn's aber möglich wäre, so würde

den Reisenden der Morgenstern jedes Jahr größer und größer erscheinen, je näher sie ihm kämen. Während des bleibt der Stern freilich auch nicht an derselben Stelle stehen, sondern fliegt schneller weiter, als man sich's vorstellen kann. Binnen 112 Tagen ist er nicht mehr  $5\frac{1}{4}$ , sondern 36 Millionen Meilen (228 Mill. Km.) von der Erde entfernt; hierauf nähert er sich bei seinem Rundlaufe derselben wieder.

Gelangten die Reisenden aber glücklich auf dem Morgensterne an, so würden sie ihn ziemlich ebenso groß finden, wie unsere Erde. Ein Tag, d. h. ein Wechsel zwischen heller und dunkler Tageszeit, würde nur ein klein wenig kürzer sein, als ein Tag auf der Erde, und die angekommenen Menschen würden allem Vermüthen nach dort sich in ähnlicher Weise bewegen und leben können, wie hier zu Lande. Berge und Thäler sind höchst wahrscheinlich ebenfalls dort. Die gelehrten Leute schließen es daraus, weil sie den Rand, mit welchem Licht- und Schattenseite der Venus an einander grenzen, nicht als scharfen Strich sehen, sondern ähnlich, wie bei unserm Monde, gezackt und gezähnel. Man hat auch Gründe, zu vermüthen, daß sich Luft auf dem Morgenstern befindet; ob diese freilich in derselben Weise beschaffen ist, wie auf der Erde, ob außerdem Wasser, Festland und Ozeane daselbst sind, das kann niemand sagen.

Trotz der verhältnißmäßigen Nähe des Sternes läßt er sich durch die Fernröhre doch nur schwierig beobachten, da sein Glanz zu stark blendet. Noch weniger kann natürlich ein Mensch ausfindig machen, ob Pflanzen, Tiere oder Geschöpfe darauf sind, die den Menschen ähneln. Würde letzteres aber der Fall sein, so müssen diese Venus-Menschen wenigstens ihr Alter anders berechnen, als wir auf der Erde, denn ein Jahr auf der Venus, d. h. eine Umlaufszeit um die Sonne, dauert nur 244 Tage, etwa so lange, wie von Weihnachten bis zu den Hundstagsferien im August. Acht Venusjahre sind ungefähr so lang, wie fünf Erdenjahre.

In noch einem andern Punkte würde das Leben der Venusmenschen ganz anders sein, als dasjenige der Erdenbewohner. Du weißt, welche große Rolle hienieden auf Erden Mond und Mondschein spielen. Schon in den ältesten Zeiten theilte man das Jahr nach dem Monde in Monate und Wochen. Dem Neumond und Vollmond zu Ehren feiern noch jetzt viele Völker Feste mit Trinken und Tanzbergnügen. Zahlreiche Dichter haben Mondscheinlieder verfaßt, und ebenso viele Musiker Melodien dazu gemacht: „Guter Mond, du gehst so stille!“ u. s. w. Mondsüchtige und Reisende, Nachwächter und Diebe, Schiffsleute und Laternenputzer, Jäger und Bäuersleute, Gelehrte und Nichtgelehrte, — alle achten mit großer

Sorgfalt auf den Mond und darauf, was er für ein Gesicht macht, ein rundes oder ein schmales. Wären sie auf der Venus, sie müßten sich alle ohne Mond und ohne Mondschein behelfen, denn der Morgenstern hat keinen solchen Begleiter, er ist mondlos.

## 25.

1. O blicke, wenn den Sinn dir will die Welt verwirren,  
Zum ew'gen Himmel auf, wo nie die Sterne irren. Rückert.

2. Nach oben musst du schauen,  
Gedrücktes wundes Herz,  
Dann wandelt in Entzücken  
Sich bald dein tiefster Schmerz. Zedlitz.

## 26. Das stäte Andenken.

Von Haug.

Ein frommer Knabe weinte laut  
In tiefer Mitternacht;  
Zum drittenmal schon hat er sie  
Durchbetet und durchwächt.

„O Mütterlein, o Mütterlein!  
Wie ist es öd im Haus!  
Die fremden Männer trugen dich  
Im schwarzen Sarg hinaus.“

Der Vater liebte dich und zog  
Dich in die Erde nach;  
Nun bin ich einsam auf der Welt,  
Einsam so Nacht wie Tag.“

Und sieh, die liebe Mutter stand  
Mit frischem Blumenkranz,  
Gleich einer Heil'gen, vor ihm da  
In himmlisch mildem Glanz.

„„Ja, Kind, sie trugen mich hinaus,  
Doch meine Liebe nicht;  
Ich schwebe mütterlich um dich,  
D'rum, Herzchen, jamm're nicht!““

„Wie könnt ich jammern, Mütterlein,  
Wenn du mir nahe bist?  
Du lebst und glänzeest wunderbar!  
Du lebst! Wie wöl mir ist!“

„„Mein Leichnam ruht im kühlen Gráb,  
Zerfällt nun bald in Staüb;  
Doch meine Seele, gutes Kind,  
Ist nicht des Todes Raub.“

Mir ist ein Trosteswort für dich  
Vom Ewigen vergönnt:  
Gott ist dein Vater, ist ein Gott,  
Der all' dein Gutes kennt!““

„Sprich, wenn ich lerne, Mütterlein,  
Und bete für und für,  
Und folgsam deiner Mähnung bin,  
Komm ich dann bald zu dir?“

„„Das Leben ist ein Prüfungsstand,  
Ertrage Lust und Pein! —  
Das Leben ist ein kurzer Traum,  
Bald wirfst du bei mir sein!““

Die Mutter schwänd, der Knabe fand  
Getröstet, mütvoll sich.  
Nun ist sein Wahlspruch: Handle recht,  
Die Mütter schwebt um dich.

Er wandelt in der Furcht des Hérrn,  
Heißt nur das Güte schön,  
Und spricht mit andern Menschen gern  
Von Gott und Wiederseh'n.

## 27. Die Eltern im Grabe.

Von Rückert.

Freud' und Leid machst du, o Knabe,  
Deinen Eltern noch im Grabe.  
Wirst du Menschen wól begegnen,  
Werden sie die Eltern ségnen,  
Welche dich geboren haben,  
Und sie freu'n sich, längst begraben. —  
Wenn du Böses wirst versuchen,  
Dann wird man den Eltern flúchen,  
Welche dich erzógen haben.

## 28. Rätsel.

Wer es mácht, der braúcht es nicht,  
Wer es kauft, der will es nicht,  
Wer es braúcht, der weiß es nicht.      Simrod.

## 29. Der Fuchs und der Bock.

Nach Aesop von Seidl.

Der Fuchs und der Bock stiegen, um ihren Durst zu löschen, in einen Brúnnen hinab. Nachdem beide sich sattfam erquickt hatten, drehte der Bock den Kopf bedenklich nach allen Seiten und scháute, wie er denn wol wieder herauskommen möchte. Der Fuchs bemerkte dies und sprach: „Nicht verzagt, Freundchen! der Fuchs denkt auf alles. Ich habe schon ein Mittelchen ausgedacht, ein unfehlbares, das uns beiden aus der Klémme hilft. Stelle dich aufrecht . . . so! Stemme die Vorderfüße an die Wand . . . gut! und jetzt Kopf vorúnter und die Hörner ebenfalls nach vorne zu fest eingesetzt, . . . brav! Nun bildest du mit Rücken und Hörnern eine schiefe Fläche, über die ich ganz bequem bis fast an den Rand des Brúnnens komme. Ein kühner Sprúng, und ich bin oben und ziehe dann mit leichter Múhe dich nach. Also festgehalten, Freundchen! Eins, zwei, drei!“ Húsch, stand das Füchselein oben und grinste durch die Múndung des Brunnens schádenstroh auf den betrogenen Bock hinab. Anfangs hielt dieser es für Schérez; doch nur zu báld erkannte er, daß es Ernst sei, schrie, jammerte, schalt den Fuchs wórtbrúchig, aber umsonst. „Besáßest du,“ spottete der Arglistige, „nur hálb so viel Verstand als Bárt, so

wärest du nicht herabgestiegen, ehe du daran gedacht, wie du wieder hinaufkommen magst.“ Der kluge Mann denkt früher nach, wo etwas hinaus will, und wie es enden wird, dann erst unternimmt er es.

### 30.

1. Vorher gethán, hernach bedácht,  
Hat manchem schon viel Leid gebracht.
2. Dóppelt kenntlich, dóppelt feindlich  
Ist die Bósheit, kommt sie freúndlich. Fröhlich.

### 31. Der kluge Richter.

Aus den Palmblättern.

Ein Kaufmann wollte in ein fremdes Land reisen und übergab einem Derwisch,\* den er für seinen Freund hielt, einen Beutel mit tausend Zechnen\* mit der Bitte, ihm dieses Geld während seiner Abwesenheit zu bewahren. Nach einem Jahre kam der Kaufmann wieder und verlangte sein Geld zurück; der betrügerische Derwisch aber leugnete ihm ins Gesicht und behauptete, nichts empfangen zu haben. Der Kaufmann geriet über diese Treulosigkeit in heftigen Zorn und ging zum Kadi,\* den Derwisch zu verklagen. „Du bist mehr redlich als klug gewesen,“ antwortete der Richter. „Du hättest einem Manne, dessen Treue du nicht besser kanntest, nicht so blindlings vertrauen sollen. Es wird schwer halten, diesen listigen Betrüger zu bewegen, ein Unterpand herauszugeben, das er ohne Zeugen erhalten hat; doch will ich sehen, was ich für dich thun kann. Geh noch einmal zu ihm und sprich ihm freundlich zu; laß dir aber nicht merken, daß ich von der Sache weiß, und morgen um diese Stunde komm wieder zu mir.“

Der Kaufmann ging hin und that also. Aber statt des Beutels bekam er Schimpfreden. Als sie noch stritten, erschien des Kadi Sklave und lud den Derwisch zu seinem Herrn ein. Der Derwisch kam, der Richter empfing ihn sehr freundlich, führte ihn in sein schönstes Zimmer und erwies ihm so große Ehre, wie dem vornehmsten Manne in der Stadt. Er redete von vielen Dingen, webte aber bei Gelegenheit stille schmeichelhafte Lobsprüche von des Derwisch Edelmut, Weisheit und Gelehrsamkeit ein, daß er sein völliges Zutrauen gewann. „Ich habe dich zu mir bitten lassen, edler Derwisch,“ fuhr der Kadi endlich fort, „um dir einen Be-

weis meines Vertrauens und meiner Höchachtung zu geben. Eine wichtige Angelegenheit nötigt mich, einige Monde zu verreisen. Ich traue meinen Sklaven nicht und möchte meine Schätze gern in den Händen eines Mannes lassen, dem die ganze Stadt ein so schönes Zeugniß gibt wie dir. Wenn ich dich mit einer Bemühung dieser Art beschwären darf, so will ich morgen in der Nacht meine Kostbarkeiten zu dir schicken. Die Sache fordert das tiefste Stillschweigen; darum werde ich sie dir durch meinen treuesten Sklaven unter dem Namen eines Geschenkes senden.“

Ein freundliches Lächeln verbreitete sich über das Gesicht des Derwishes; er machte eine Menge tiefer Verbeugungen, dankte für das hohe Zutrauen, beteuerte in den schönsten Ausdrücken, über die anvertrauten Schätze wie über sein Auge zu wachen, und empfahl sich mit solcher innern heimlichen Freude, als ob er den Kadi schon betrogen hätte.

Den andern Morgen kam der Kaufmann wieder und berichtete die Hartnäckigkeit des Derwishes. „Geh' noch einmal zu ihm,“ sprach der Kadi, „und wenn er sich ferner weigert, so drohe ihm, du wollest ihn bei mir verklagen. Ich denke, er wird sich nicht zweimal drohen lassen.“ Der Kaufmann ging hin. Sobald der Derwisch vom Kadi hörte, dessen Vertrauen er auf keine Weise verlieren durfte, wenn er ihn um seine Kostbarkeiten berücken\* wollte, so gab er den Beutel geschwind zurück. „Ei, lieber Freund,“ fügte er lächelnd hinzu, „warum nicht gar zum Kadi! Dein Gut ist in meinen Händen unverloren. Ich habe nur geschérzt, um zu sehen, wie du dich dabei bezeigen würdest.“ Der Kaufmann war so klüg, daß er den Scherz gleich gelten ließ. Er ging zum Kadi und dankte ihm für seine großmütige Hilfe.

Unterdessen kam die Nacht herbei, und der Derwisch bereitete sich zum Empfange der versprochenen Schätze; aber die Nacht verstrich, ohne daß der Sklave des Kadi mit dem heimlichen Geschenke erschien. Die Zeit wurde ihm unbeschreiblich lang, und sobald der Morgen anbrach, begab er sich in des Richters Wohnung. „Ich wollte mich nur erkündigen,“ sprach er, „warum der Herr Kadi seinen Sklaven nicht geschickt hat.“ „Weil er von einem gewissen Kaufmann vernommen hatte,“ antwortete der Kadi, „daß du ein treulosser Betrüger bist, den die Gerechtigkeit nach Verdienst bestrafen wird, sobald eine zweite Klage dieser Art sich über deine Bosheit beschwert.“ Der Derwisch beugte sich ehrerbietig zur Erde und schlich stillschweigend hinweg.

### 32.

1. Untreue schlägt den eigenen Herrn.
2. Eine treue Hand geht durchs ganze Land.
3. Nicht an die Güter hänge dein Herz,  
Die das Leben vergänglich zieren. Schiller.

### 33. Das Schwert.

Von Uhland.

Zur Schmiede ging ein junger Héd,   
Er hatt' ein gutes Schwért bestellt.   
Doch als er's wóg in freier Hand,   
Das Schwert er viel zu schwér erfand.

Der alte Schmied den Bárt sich streicht:   
„Das Schwert ist nicht zu schwer noch leicht,   
Zu schwach ist euer Árm, ich mein',   
Doch morgen soll gehólfen sein.“

„Nein, heút! bei aller Ritterschaft!   
Durch méine, nicht durch Feúers Kraft!“   
Der Jüngling spricht's, ihn Kráft durchdringt,   
Das Schwert er hoch in Lüften schwingt.

### 34.

1. Begeisterung ist die Sonne, die das Lében befruchtet. Zedlitz.
2. Mút verloren, álles verloren!   
Da wár' es besser, nicht gebóren. Göthe.
3. Der Wille macht den Menschen gross und klein. Schiller.

### 35. Der fluge Kaufmann.

An jedem Sónntage versammelten sich nach der Vitanei bei unserm Schulmeister mehrere Báuern, welche lieber den belehrenden und immer heiteren Worten des erfahrenen Álten zuhörten, als im Wirtshause Zeit, Geld und Gesúndheit verschwendeten. In den Ferien besuchte diesen Kreis auch ein Student aus der Háuptstadt; der wußte gar manche drollige Geschichte zu erzählen. Ihn hörte der Schulmeister ébensogerne, wie die

Bauern; aber er konnte es nicht unterlassen und verstand es sehr gut, den Anekdoten\* und Schnurren\* des Herrn Studiosen irgend eine Beläherung anzuhängen, die sich aus dem Erzählten, wie es schien, immer von selbst ergab. Ein solches Geschichtchen soll hier mitgeteilt werden.

Ihr wißt, sagte der Student, daß es in Ungarn viele Räuber gibt. Die halten sich nicht immer in Wäldern auf, denn in der Mitte von Ungarn fehlen die Wälder fast ganz, und es herrscht daselbst ein so großer Mangel an Holz, daß die Leute mit Stroh heizen. Ich war einmal, damit ich etwas erwähne, was eigentlich nicht streng zu meinem Geschichtchen gehört, ich war einmal bei einem ungarischen Gutsbesitzer zu Besuch. Meilenweit war kein Wald zu sehen, und um den ganzen Hof erblickte ich kein Holz. Ein Knecht lief den ganzen lieben Tag von einem Zimmer des Schlosses zum ändern und legte Strohbindel in die Öfen und dazwischen auch, was meint ihr, was? getrockneten Rühmst. Wälder also gibt es in der Mitte von Ungarn fast gar keine. Aber in dem Gebiete, welches zwischen der Donau, die mitten durch das reiche Land fließt, und zwischen den deutschen Provinzen Niederösterreich und Steiermark liegt, dehnt sich doch ein weiter Wald aus. Seinen Namen kennt ihr schon, weil ihr den Namen einer Gattung von Schweinen kennt, die von den Eichel desselben gemästet werden, ich meine die Bakonjerschweine und den Bakonjerwald.

Durch diesen wanderte einst ein Krämer, der wol ebenso viel in seinem Kopfe, als in seinem Beutel hatte, und der war nicht leer. Er hatte gute Geschäfte gemacht, und in der Freude darüber piff er ein lustiges Liedchen und schlenderte, mehr empfindend als denkend, durch den schattigen Allee weg des unheimlichen Waldes. Plötzlich stand vor ihm ein Räuber, der ihm eine Pistole vor die Brust hielt und zurief: „Freund und Landsmann, ich bitte dich, gib mir dein Geld!“ Denn das ist wahr, die Ungarn sind ein höfliches, ein sehr artiges Volk. — Was blieb dem überraschten Kaufmanne übrig, als zu dem bösen Spiel eine gute Miene zu machen. „Wahrhaftig,“ sagte er, „du bist ein ganzer Kerl; du verstehst es, einen Mann, wie ich bin, zu überlisten. Das muß ich dir sagen, mich kennt die ganze Gegend als einen sehr klugen und vorsichtigen Mann, aber du nimmst deine Sache besser wahr, als ich die meinige. Da, Freund, da hast du mein Geld. Weißt du, es ist viel, es sind einige hundert Gulden, aber ich bin reich, und es liegt mir endlich doch nicht garsoviel daran. Du sollst es haben. Aber, Baratom,\* ich habe heute noch nicht gefrühstückt, du bist ein edler Magyar (sprich Má-djār), zahle

mir in der nächsten Csárda ein Frühstück von meinem Gelde.“ — Eine Csárda ist ein Pustawirtshaus, und eine Pusta ist eine wüste Ebene. Der Räuber fühlte sich geschmeichelt, denn die Ungarn sind sehr eitel, und es halten selbst die Räuber unter ihnen viel auf Ritterlichkeit. — Der edle Betjar, so heißt man nämlich einen Räuber, that recht gemüthlich und versprach dem beraubten Kaufmanne ein prächtiges Frühstück in der nächsten Csárda. Wie zwei alte Bekannte pilgern beide durch den Wald. Sie reden von dem und jenem; endlich lenkt sich das Gespräch auf die Geschicklichkeit im Schießen. Der Betjar prahlt; der Kaufmann widerspricht und äußert sich endlich: „Weißt du, Freund, ich glaube, daß du ein sehr geschickter Bursche bist, aber das weiß ich auch, meinen Hut triffst du mit deiner Pistolenkugel nicht, wenn ich ihn in die Luft werfe.“ „„Probier's, Freund, probier's, und du wirst sehen, daß du Unrecht hast.““ „Gut, gut! Also gib acht. Ich werfe, und wenn du triffst, bist du der geschickteste Betjar im ganzen Ungarlande.“ Der Kaufmann warf seinen Hut in die Höhe; der Räuber zielte, schoß und traf den Hut — — oder traf ihn nicht, denn das war dem Kaufmanne nun ganz gleichgültig. Ihm war nur daran gelegen gewesen, daß der Räuber seine Pistole ausschöß, und das hatte der dumme Mensch gethan. Schnell zog der Kaufmann seine eigene Pistole aus der Tasche und hielt sie dem Betjaren vor die Nase. „Jetzt, Bürschlein, marschiere vor mir hér oder ich schieße dich todt,“ rief er; und der Räuber mußte, wollte oder wollte er nicht, vor dem Kaufmann hergehen. Dieser trieb ihn so bis in die nächste Stadt und überlieferte ihn dort den Gerichten.“ —

Den Bauern gefiel die Geschichte, und der Schulmeister sagte: „So géht's! Schon oft hat einer durch Eitelkeit verloren, was er durch Kühnheit und Klugheit gewonnen hatte.“

### 36.

1. Dummheit und Stolz  
Wachsen auf einem Holz.
2. Wie gerne sah' ich jeden stolzieren,  
Könnt' er ein Pfauenrad vollführen.

Göthe.

3. Den Weisen kannst du an der Wahl der Zwéck' entdecken,  
Den Klugen an der Wahl der Mittel zu den Zwecken.

Rückert.

### 37. Der Löwe und der Hase.

Aus dem Indischen.

Ein grimmiger Löwe hauste auf dem Berge Mardera so grausam unter den Tieren, daß sie sich zusammenthaten und dem Löwen Vorstellungen machten und sagten: „Herr, wir wollen dir lieber täglich eines von uns zum Opfer bringen.“ Der Löwe willigte ein, und sie führten täglich furchtsam ein Tier herbei. Da kam einst die Reihe an den Hasen. Dieser dachte: „Für sein Leben muß man klüg sein.“ Als er vor den Löwen kam, sprach dieser zörnig: „Warum kommst du so langsam und schleppend daher?“ „Es ist nicht meine Schuld,“ antwortete der Hase; „auf dem Wege wurde ich von einem andern Löwen kräftig gepackt, und nachdem ich ihm geschwören hatte, wieder zu kommen, ließ er mich los, und da bin ich, um dich zu benachrichtigen.“ Voll Zorn sprach der König der Tiere: „Komm schnell und zeige mir, wo der Schändliche ist.“ Der Hase ging voran und führte den Stolzen zu einem Brünnen. Dasselbst zeigte er ihm im Wasser sein eigenes Spiegelbild und sprach: „Sieh her, da ist er.“ Mit wildem Grimme warf sich der Löwe hinab und fand den Tod.

Verstand richtet mehr aus, als Selbstkräfte. Sieh, ein wütender Löwe ward von einem Hasen getödtet.

### 38.

1. So lang' die Thören nicht aus dieser Welt verschwinden,  
Wird unter ihnen stets sein Brod ein Klüger finden. Rückert.
2. Ob du der Klügste seiest, daran ist wénig gelegen,  
Aber der Biederste sei, sowie bei Rate, zu Haus. Gothe.

### 39. Doktor Allwissend.

Von Grimm.

Es war einmal ein armer Bäuer, Namens Krebs, der fuhr mit zwei Ochsen ein Fuder\* Holz in die Stadt und verkaufte es für zwei Thaler an einen Doktor. Wie ihm nun das Geld ausbezahlt wurde, saß der Doktor gerade zu Tisch; da sah der Bauer, was er schön aß und trank, und das Herz ging ihm darnach auf\* und er wäre auch gern ein Doktor gewesen. Also blieb er noch ein Weilchen stehen und fragte endlich, ob

er nicht auch könnte ein Doktor werden. „O ja,“ sagte der Doktor, „das ist bald geschehen. Erstlich kauf dir ein Abébuch, so eins, wo vorne ein Góckelhahn drin ist; zweitens mache deinen Wagen und deine zwei Ochsén zu Geld und schaffe dir damit Kleider an und was sonst zur Doktorei gehört; drittens laß dir ein Schild malen mit den Worten: Ich bin der Doktor Allwissend, und laß das oben über deine Hausthür nageln.“ Der Bauer that alles, wie es ihm geheíßen war. Als er nun ein wenig gedóktert hatte, aber noch nicht viel, ward einem reichen großen Herrn Geld gestohlen. Da ward ihm von dem Doktor Allwissend gesagt, der in dem und dem Dórfé wohne und auch wissen müßte, wo das Geld hingekommen wäre. Also ließ der Herr seinen Wágen anspannen, fuhr hinaus ins Dórf und fragte bei ihm an, ob er der Doktor Allwissend wäre. „Ja, der wäre er.“ So sollte er mitgehen und das gestohlene Geld wieder schaffen. „O ja, aber die Gréte, seine Frau, müßte auch mit.“ Der Herr war das zufrieden, ließ sie beide in den Wagen sitzen, und sie fuhren zusammen fórt. Als sie auf den adeligen Hof kamen, war der Tisch gedéckt, da sollte er erst mitessen. „Ja, aber seine Frau, die Gréte, auch,“ sagte er und setzte sich mit ihr hinter den Tisch. Wie nun der erste Bediente mit einer Schüssel schönem Essen kam, stieß der Bauer seine Frau an und sagte: „Gréte, das war der erste,“ und meinte, es wäre derjenige, welcher das erste Essen brächte. Der Bediente aber meinte, er hätte damit sagen wollen: Das ist der erste Dieb, und weil er's nun wirklich war, ward ihm ángst, und er sagte draúßen zu seinen Kameráden: „Der Doktor weiß alles, wir kommen úbel an, er hat gesagt, ich wäre der erste.“ Der zweite wollte gar nicht hereín, er mußte aber dóch. Wie er nun mit seiner Schüssel hereínkam, stieß der Bauer seine Frau an: „Gréte, das ist der zweite.“ Dem Bedienten ward ébenfalls ángst und er machte, daß er hinaus kam. Dem dritten gings nicht bésser, der Bauer sagte wieder: „Gréte das ist der dritte.“ Der vierte mußte eine verdeckte Schüssel hereintragen, und der Herr sprach zum Dóktor, er solle seine Kúnst zeigen und raten, was darúnter láge; es waren aber Krébsé. Der Bauer sah die Schüssel an, wußte nicht, wie er sich helfen sollte, und sprach: „Ach, ich armer Krébs!“ Wie der Herr das hörte, rief er: „Da, er weiß es, nun weiß er auch, wer das Geld hat.“

Dem Bedienten aber ward gewaltig ángst und er blinzelte den Dóktor an, er möchte einmal hinauskommen. Wie er nun hinaus kam, gestanden sie ihm alle viere, sie hätten das Geld gestohlen; sie wolltens ja gerne herausgeben und ihm eine schwere Súmme dazu, wenn er sie

nicht verráten wollte: es ging ihnen sonst an den Háls. Sie führten ihn auch hin, wo das Geld versteckt lag. Damit war der Doktor zufriede- den, ging wieder hinein und sprach: „Herr, nun will ich in meinem Buch sùchen, wo das Geld steckt.“ Der fünfte Bediente kroch in den Ofen und wollte hören, ob der Doktor noch méhr wùsste. Der saß aber und schlug sein Abébuch auf, blätterte hin und hér und suchte den Góckelhahn. Weil er ihn nun nicht gleich finden konnte, sprach er: „Du bist doch darin, und mußt auch heraus.“ Da meinte der im Ofen, ér wäre gemeint, sprang voller Schrecken heraus und rief: „Der Mann weiß alles.“ Nun zeigte der Doktor Állwissend dem Herrn, wo das Geld lag, sagte aber nicht, wer's gestóhlen hatte, bekam von beiden Seiten viel Geld zur Belóhnung und ward ein berühmter Mánn.

#### 40.

1. Ist der Faden nóch so fein gesponnen,  
Einmal kommt er dénoch an die Sonnen.
2. Wenn man das Böse thút, sieht man für klein es an;  
Man sieht, wie gröss es ist, erst wenn es ist gethán. Rückert.

#### 41. Das Pferd und der Esel.

Von Gleim.

Ein Esel trug einst eine schwere Last.  
Ein ledig Pferd ging neben ihm. „Du hast  
Auf deinem Rücken nichts,“ sprach das belad'ne Tier,  
„O, liebes Pferdchen, hilf doch mir!“

„Was? Helfen?“ rief der grobe Gaul,  
„Man kennt euch Esel schon, ihr seid zu faul!  
Trag zu!“ — „Ich sterbe, liebes Pferd!  
Die Last erdrückt mich! Rette mich!  
Die Hälfte wär' ein Spiel für dich!“

„Ich will nicht!“ sprach das Pferd. —  
Nur, unter dem zu schweren Sack  
Erlág der Esel. Sack und Pack  
Lud man sogleich dem Ráppen auf,  
Des Esels Haut noch úbendrauf.

„Hätt' ich die Hálfte ihm abgenommen,  
Wie gút wär' ich davon gekommen!“  
Denkt jetzt der Gaul, dem fast das Rückgrat bricht.  
Ich dént', einander beizusteh'n ist Brüderpflicht.

## 42.

1. Freunde in der Nót,  
Gehen zéhn auf ein Lot.
2. So lange dir die Sónne scheint,  
Ist mancher wol mit dir vereint;  
Doch hüllt sie sich in Wólken ein,  
So wandelst du gewiss allein.

Nach dem Lateinischen. A. Heinrich.

## 43. Rätsel.

Mit K nährt's,  
Mit M gährt's,  
Mit P fährt's,  
Mit R zerfrißt es Stahl und Wehr,  
Und ohne Kopf zieht's kalt einher.

Scherer.

## 44. Die Fledermaus.

Von Kaupp.

Die meisten Fledermäuse nähren sich nur von Insekten, die sie im Fluge haschen; die kleineren zerbeißen sie sogleich mit den Zähnen, die größeren aber stopfen sie erst in den Rachen, indem sie den Kopf gegen die Brust ziehen und den Schwanz mit seinen Seitenhäuten nach dem Kopfe hinbiegen. Bei dem Fange großer Käfer und Schmetterlinge lassen sie Flügeldecke und Beine fallen, was man in den Wäldern von Brasilien bemerken kann, wo auf dem Boden öfters die Flügel der seltensten Schmetterlinge zerstreut liegen, von denen sie die Bäuche verzehrt haben. Sie sind mit den Spitzmäusen und den Maulwürfen die gewältigsten Fresser, und eine unter den größeren europäischen Arten hat man dreizehn Maikäfer nach einander fressen sehen, ohne daß sie gesättigt war; eine kleine brauchte siebenzig bis achtzig Fliegen zu einer Mahlzeit. Sie tragen, wenn sie gesättigt sind, bei guter Jagd auch noch eine ziemliche Menge in den ausdehnbaren Backen mit nach Hause. Man kann daher leicht einsehen, wie höchst nützliche Geschöpfe sie sind, und daß es ein unverzeihlicher Mutwille ist, wenn sie bei Herstellung alter Kirchen und anderer Gebäude in großer Zahl erschlagen oder auf die grausamste Art zu Tode gemártert werden. Daß sie zuweilen Speck annagen, wird ihnen wol vielfach, allein irrig zur Last gelegt, denn gefangene wollten nie den Speck anrühren und starben lieber den Hungertod.

Ihr Aufenthalt ist je nach den Arten verschieden. Einige leben auf Kirch- und Hausböden, wo wenig Menschen hinkommen; andere in hohlen Bäumen und unter der losen Rinde derselben, und wieder andere, wie einige amerikanische, verstecken sich zwischen die breiten Blätter der Bananen.\* Ihr Aufenthalt ist meistens sehr warm gelegen, da sie selbst im Sommer sehr frostige Tiere sind. In der warmen Jahreszeit leben sie einzeln, und die Weibchen, getrennt von den Männchen, leben öfters gesellschaftlich in einer Höhle zusammen; so trieb jemand sechzig Stück von dem großen Mäuseohr, lauter Weibchen ohne Junge, aus einer Höhle unter dem Fußboden eines Zimmers mittelst Wassers heraus; die meisten, die nicht zu sehr durchnäßt waren, schlugen mit ihren Flügeln auf den glatten Boden so lange, bis sie sich in die Luft erhoben, was zumteile die angenommene Meinung widerlegt, daß alle Fledermäuse auf flachem Boden sich nicht zu erheben vermöchten. Gewöhnlich lassen sie sich von erhabenen Orten herabfallen, um ihre Flügel zu entfalten und zu fliegen.

Wenn sie kriechen, was sie jedoch ungern thun, so häkeln sie sich mit dem scharfen Nagel des Daumens ein, indem die übrigen Finger mit der Flughaut an den Körper angezogen sind, ziehen die Hinterfüße unter den Leib und stoßen dann den ganzen Körper vorwärts. Dies geschieht, obgleich es linksich aussieht, dennoch schneller als man erwartet.

Gewöhnlich rühen sie, indem sie sich mit den Hinterbeinen aufhängen, seltener in horizontaler Lage auf dem Bauche, wobei sie sich zugleich auf die Füße, auf das Gelenk der Flügel und der Handwurzel stützen.

Gegen den Winter verfallen sie, wie bekannt, in einen Winterschlaf, der jedoch durch einzelne warme Tage unterbrochen wird, an denen man sie mitten im Winter herumfliegen sieht. Auch zu große Kälte weckt einzelne auf, die dann meistens erfrieren. Selbst in wärmen Ländern, wie in Paraguay,\* fallen sie in der kälteren Jahreszeit in einen ähnlichen Schlaf, der jedoch dort nur vier bis acht Tage dauert, sich aber so oft wiederholt, als die Kälte eintritt. Man findet in verschiedenen Gegenden Europa's im Winter Fledermäuse, welche im Sommer daselbst nicht vorkommen, woraus der wahrscheinlich richtige Schluß gezogen worden ist, daß manche Arten wie die Vögel im Herbst wandern.

Von den Sinnen der Fledermäuse ist der des Auges am wenigsten ausgebildet; dasselbe ist, ausgenommen bei den fliegenden Hunden, klein, öfters unter Haaren versteckt und kann, wie bei den Spitzmäusen, ihnen nur von wenigem Nutzen sein. Desungeachtet ist die Pupille\* einer beträchtlichen Ausdehnung fähig; aber das Auge leuchtet nicht, wie fast bei

den meisten nächtlichen Raubtieren. Der Geruch scheint auch nicht scharf zu sein und steht auf jeden Fall hinter dem Gehöre zurück, das schon nach der äußeren und inneren Bildung des Ohres sehr vollkommen sein muß. Man sieht dies sehr deutlich bei der langohrigen Fledermaus, welche die Ohren in der Ruhe widerartig krümmt und rückwärts legt, sobald sie aber das leiseste Geräusch einer hingeworfenen Fliege hört, dieselben aufrichtet und auf das Insekt losstürzt. Außer dem Sinne des Gehörs besitzen die Fledermäuse in der meistens ansehnlichen nackten Fläche der Ohren, in den Nasenblättern, weniger in den Flughäuten, ein äußerst feines Empfindungsvermögen für Lüfteindrücke, wodurch sie in stand gesetzt sind, durch das dichte Gewirr der Baumäste und durch alle Winkel ihrer Aufenthaltsorte zu fliegen, ohne anzustoßen. Entflieht ein wilder Vogel in einem Zimmer, so wird er sich sogleich den Kopf an den Fensterscheiben widerrennen, daß er betäubt herunterfällt; nicht so die Fledermäuse, denen jener empfindliche Sinn des Gefühls augenblicklich verrät, daß ein fester und undurchdringlicher Körper ihrer Flucht im Wege ist. Der Abt\* Spallanzani bewies deutlich durch seine zumtheile grausamen Versuche, daß keiner der gewöhnlichen Sinne, als Gesicht, Gehör, Geruch und Geschmack hier im Spiele sei, und brachte es zur Gewißheit, daß das feinste Gefühl in seiner höchsten Ausbildung, das er als sechsten Sinn angenommen wissen wollte, im Kopfe sich befinde. Er blendete Fledermäuse; allein sie zeigten sich ebenso erfahren als die nicht geblendeten, vermieden vorgehaltene Stäbe und ausgespannte Seidenfäden, bogen um, wenn sie durch einen langen Gang flogen, und nahmen plötzlich eine andere Richtung. Um die kältere Atmosphäre\* zu vermeiden, stellte er ein geschlossenes Geheg von Netzen um seinen Garten auf und ließ von der Decke sechzehn Bindfäden auf den Boden gehen. Eine blinde und eine sehende Fledermaus wurden hinein gethan, aber keine stieß mit dem Kopf und dem Körper, höchstens mit den Flügelspitzen an die Bindfäden an. Die blinde entfloh durch die zu großen Maschen des Netzes, flog lange in der Höhe herum, umschwebte eine Cypréssenlaube\* und bewegte sich dann in schnellem, stufenweisem Fluge gegen das nächste und einzige Dach des Ortes, wo sie verschwand. Ermattete und geblendete konnte er nie mit der Hand ergreifen, denn sie merkten es augenblicklich und entflohen. Leblose Körper fochten sie weniger an, als die Hand eines Menschen oder eine vorgehaltene Käse. Brachte er geblendete in ein Gitterwerk mit einer einzigen Öffnung, so fanden sie dieselbe sehr bald nach mehrmaligem Herumschwirren und entflohen.

Wurden die Ohren verklebt, oder die Flughäute gefirnist, oder vor die Nasenlöcher Schwämmchen mit stark riechenden Gegenständen, als Moschus\* oder Kämpfer,\* befestigt, so hinderte sie dies ebenfalls nicht im geringsten im Fluge. Hüllte man ihnen aber den Kopf ein, so waren sie nicht mehr zum Fluge zu bringen, oder schnitt man ihnen die Blätter der Nase und Ohren ab, wie es Kengger bei den amerikanischen Blätt-nasen gethan, so stießen sie nicht selten gegen die Wände an; auch geschieht dies bei unserer längohrigen Fledermaus, die nach dem Verluste der Ohren im Fluge völlig irre wird und anstößt.

#### 45.

1. Der Adler fliegt allein, der Rabe scharenweise:  
Gesellschaft braucht der Thór, und Einsamkeit der Weise.

Rückert.

2. Menschen von dem érsten Preise  
Lernen nichts und werden weise;  
Menschen von dem zweiten Range  
Werden klüg und lernen länge;  
Menschen von der dritten Sorte  
Bleiben dumm und lernen Wórté.

Rückert.

#### 46. Gebet eines kleinen Knaben an den heiligen Christ.

Von Arndt.

Du lieber heil'ger, frommer Christ, Der für uns Kinder kommen ist, Damit wir sollen weiß und rein Und rechte Kinder Góttés sein;	Du lieber heil'ger, frommer Christ, Weil heute dein Gebúrtstag ist, D'rum ist auf Erden weit und breit Bei állen Kindern frohe Zeit.
---	---

Du Licht, vom lieben Gótt gesandt In unser dunkles Erdenland, Du Himmelskind und Himmelschein, Damit wir sollen himmlisch sein:	D ségne mich! ich bin noch klein, D mache mir den Busen rein! D bade mir die Seele héll In deinem reichen Himmelsquell,
--	--

Daß ich wie Engel Góttés sei,  
In Demut und in Liebe treu,  
Daß ich dein bleibe für und für,  
Du heil'ger Christ, das schenke mir!

## 47. Die Sonne.

Von Hebel.

Die Sonne, so nahe sie zu sein scheint, wenn sie früh hinter den Bergen in die frische Morgenluft hinausschaut, so ist sie doch über zwanzig Millionen Meilen weit von der Erde entfernt. Weil aber eine solche Zahl sich geschwinder aussprechen als erwägen und ausdenken läßt, so merke: Wenn auf der Sonne eine große scharf geladene Kanone stünde, und der Konstabler,\* der hinten steht und sie richtet, zielte auf keinen andern Menschen, als auf dich, so dürftest du deswegen in dem nämlichen Augenblicke, als sie lösgebrannt wird, noch herzhast anfangen, ein neues Haus zu bauen, und könntest darin essen und trinken und schlafen, oder du könntest ohne Anstand noch geschwinde heiraten und Kinder erziehen und ein Handwerk lernen lassen und sie wieder verheiraten und vielleicht noch Enkel erleben. Denn wenn auch die Kugel in schnurgerader Richtung und immer in gleicher Geschwindigkeit immer fort und fort flöge, so könnte sie doch erst nach Verfluß von 25 Jahren von der Sonne hinweg auf der Erde anlangen, so doch eine Kanonenkugel einen scharfen Flug hat und zu einer Weite von 6000 Fuß (1899 m.) nicht mehr als den sechzigsten Teil einer Minute bedarf.

Daß nun weiters die Sonne auch nicht bloß eine glänzende Fenster-scheibe des Himmels, sondern wie unser Erdkörper eine schwebende Kugel sei, begreift man schon leichter. Aber wer vermag mit seinen Gedanken ihre Größe zu umfassen, nachdem sie aus einer so entseßlichen Ferne solche Kraft des Lichtes und der Wärme noch auf die Erde ausübt und alles segnet, was ihr mildes Antlitz bescheint? Der Durchmesser der Sonne ist 114mal größer, als der Durchmesser der Erde. Aber im Körpermaß beträgt ihre Masse anderthalb millionenmal soviel als die Erde. Wenn sie höhl wäre inwendig, so hätte nicht nur unsere Erde in ihr Raum, auch der Mond, der doch 50,000 Meilen von uns absteht, könnte darin ohne Anstoß auf- und untergehen, wie so, ja er könnte noch einmal so weit von uns entfernt sein, als er ist, und doch ohne Anstoß um die Erde herumspazieren, wenn er wollte. So groß ist die Sonne und geht aus der nämlichen allmächtigen Hand hervor, die auf der Erde das Magsamen- oder Möhnsamenkörnlein in seiner Schale bildet und zur Reife bringt, eines so unbegreiflich wie das andere. Ich wenigstens wüßte keine Wahl, wenn ich eine Sonne oder ein Magsamenkörnlein machen müßte mit einem fruchtbaren Keim darin.

Lange nun glaubten selbst die gelehrtesten Sternforscher, diese ganz unermessliche Sonnenmasse sei nichts anderes, als eine glühende Feuerkugel durch und durch. Nur konnte keiner von ihnen begreifen, wo dieses Feuer seine ewige Nahrung faßt, daß es in tausend Jahren nicht abnimmt und zuletzt wie ein Lämplein verlöscht.

Deswegen will es nun heutzutage den Sternforschern und andern verständigen Leuten scheinen, die Sonne könne an sich wol, wie unsere Erde, ein dunkler und temperierter,\* ja ein bewohnbarer Weltkörper sein. Aber wie die Erde ringsum mit erquickender Luft umgeben ist, so umgibt die Sonne ringsum das erfreuliche Licht, und es ist nicht notwendig, daß dasselbe auf dem Sonnenkörper selbst eine unausstehliche, zerstörende Hitze verursachen müsse, sondern ihre Stralen erzeugen die Wärme und Hitze erst, wenn sie sich mit der irdischen Luft vermischen, und ziehen dieselbe gleichsam aus den Körpern hervor. Denn daß die Erde eine große Masse von verborgener Wärme in sich selbst hat und nur auf etwas warten muß, um sie von sich zu geben, das ist daran zu erkennen, daß zwei kalte Körper mitten im Winter durch anhaltendes Reiben zuerst in Wärme, hernach in Hitze und endlich in Glut gebracht werden können. Und wie geht es zu, je weiter man an einen hohen Berg hinaufsteigt, und je näher man an die Sonne kommt, daß man immer mehr in die Hände hauchen muß und zuletzt vor Schnee und Eis nimmer weiter kommt, fragen die Naturkundigen, wenn die Sonne ein sprühendes Feuer sein soll?

Also wäre es wol möglich, daß sie an sich ein fester, mit mildem Licht umflossener Weltkörper sei, und daß auf ihr Jahr aus Jahr ein wunderschöne Pfingstblumen blühen und duften und statt der Menschen fromme Engel dort wohnen, und ist dort, wie im neuen Jerusalem, keine Nacht und kein Winter, sondern Tag, und zwar ein ewiger freudvoller Sabbath und hoher Feiertag.

#### 48.

1. Blick auf zur Sonne! sie verbreitet Licht  
Und wärmet, aber Dank begehrt sie nicht. Castelli.
2. Zur rechten Stunde strahlt die Sonne,  
Zur rechten Zeit die Wolken zieh'n:  
Zur rechten Stunde kommt die Wonne,  
Zur rechten Zeit die Freuden flieh'n.

Emil Ritterhaus.

## 49. Zeus und das Schaf.

Von Lessing.

Das Schaf mußte vor allen Tieren vieles leiden. Da trat es vor den Zeus\* und bat, sein Elend zu mildern. Zeus schien willig und sprach zu dem Schafe: „Ich sehe wol, mein frommes Geschöpf, ich habe dich allzu wehrlos erschaffen. Nun wähle, wie ich diesem Fehler am besten abhelfen soll. Soll ich deinen Mund mit schrecklichen Zähnen und deine Füße mit Krallen rüsten?“ — „O nein,“ sagte das Schaf, „ich will nichts mit den reißenden Tieren gemein haben.“ — „Oder,“ fuhr Zeus fort, „soll ich Gift in deinen Speichel legen?“ — „Ach!“ versetzte das Schaf, „die giftigen Schlangen werden ja so sehr gehäßt.“ — „Nun, was soll ich denn thun? Ich will Hörner auf deine Stirne pflanzen und Stärke deinem Nacken geben.“ — „Auch nicht, gütiger Vater; ich könnte ja leicht so stößig werden wie der Bock.“ — „Und gleichwol,“ sprach Zeus, „mußt du selbst schaden können, wenn sich andere dir zu schaden hüten sollen.“ — „Wüßt' ich das!“ seufzte das Schaf. „O, so laß mich, gütiger Vater, wie ich bin! Denn das Vermögen schaden zu können erweckt, fürcht' ich, die Lust schaden zu wollen; und es ist besser, Unrecht leiden, als Unrecht thun.“

Zeus segnete das fromme Schaf, übergab es dem Schutz des Menschen, und es vergaß von Stunde an zu klagen.

## 50. Siegfried's Schwert.

Von Uhland.

Jung Siegfried war ein stolzer Knáb',  
Ging von des Vaters Bürg herab.

Wollt' rasten nicht in Vaters Haús,  
Wollt' wandern in alle Wélt hinaus.

Begegnet' ihm manch Ritter wért  
Mit festem Schild und breitem Schwert.

Siegfried nur einen Stécken trug,  
Das war ihm bitter und leid genug.

Und als er ging im finstern Wáld,  
Kam er zu einer Schmiede bald.

Da sah er Eisen und Stahl genúg,  
Ein lustig Feuer Flámmen schlug.

„O Meister, liebster Meister mein,  
Lass du mich deinen Gesellen sein!

Und lehr' du mich mit Fleiss und Ächt,\*  
Wie man die guten Schwérter macht!“

Siegfried den Hammer wól schwingen kunnt,  
Er schlug den Ambos in den Grúnd.

Er schlug, dass weit der Wáld erklang  
Und alles Eisen in Stücke sprang.

Und von der letzten Eisenstang'  
Macht' er ein Schwért, so breit und láng.

„Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,  
Nun bin ich wie ándre Ritter wert.

Nun schlag' ich, wie ein ánderer Held,  
Die Riesen und Drachen in Wald und Félld.

## 51. Der Gemsjäger.

Von Grimm.

Ein Gemsjäger stieg auf und kam auf den Felsgrát,\* und indem er immer weiter emporklomm, weiter, als er je vorher gelangt war, stand plötzlich ein häßlicher Zwerg vor ihm, der sprach zornig: „Warum erlegst du mir lange schon meine Gemsen und lässest mir nicht meine Herde? Jetzt sollst du es mit deinem Blute teuer bezahlen.“ Der Jäger erblickte und wäre bald hinabgestürzt, doch faßte er sich noch und bat den Zwerg um Verzeihung, denn er habe nicht gewúßt, daß die Gemsen ihm gehörten. Der Zwerg sprach: „Gut, aber laß dich nicht wieder hier blicken, so verheiße ich dir, daß du jeden siebenten Tag morgens früh vor deiner Hütte ein geschlachtetes Grättier\* finden sollst; aber hüte dich und schone mir die ándern.“ Der Zwerg verschwand, und der Gemsjäger ging nachdenklich heim, und die ruhige Lebensart behagte ihm wénig. Am siebenten Tage hing eine fette Gemse in den Ásten eines Baumes vor seiner Hütte, davon zehrte er ganz vergnúgt, und die nächste Woche ging es ebenso und dauerte ein paar Mónate fort. Allein zuletzt verdroß den Jäger seiner Faulheit, und er wollte lieber selber Gemsen jagen, möge erfolgen, was da werde, als sich den Braten zútragen lassen. Da stieg er auf, und nicht láng, so erblickte er einen stolzen Leitbock,\* legte an und zielte. Und als ihm nirgends der böse Zwerg erschien, wollte er

eben lösdrukken, da war der Zwerg hinter ihn geschlichen und riß den Jäger am Knöchel des Fußes nieder, daß er zerschmettert in den Abgrund sank.

## 52.

1. Gewohnheit ist ein eisern Kleid.

2. Woran du es gewöhnst, das fordert bald dein Herz;  
Gewöhn' dich nicht, o Kind, an Böses auch im Scherz.

Rückert.

3. Willst du, mein Sohn, frei bleiben, so lerne was rechtes und halte  
Dich genügsam, und nie blicke nach oben\* hinauf. Göthe.

## 53. Der alte Hofhund.

Von Grimm.

Es hatte ein Bauer einen treuen Hund, der Sultan hieß, der war alt geworden, so daß er nichts mehr recht packen konnte. Da stand der Bauer einmal mit seiner Frau und sprach: „Den alten Sultan schieß' ich morgen tödt, der ist zu nichts mehr nütz.“ Der Frau that der Hund leid, und sie antwortete: „Er hat uns so lange Jahre gedient, daß wir ihm könnten das Gnadenbrod geben.“ — „Ei was,“ sprach der Mann, „du bist nicht recht gescheidt, er hat keinen Zahn mehr im Maul und kein Dieb fürchtet sich vor ihm; hat er uns gedient, so hat er sein gutes Frëssen dafür gekriegt, jetzt taugt er nichts mehr, und da kann er abgehen.“

Der Hund, der nicht weit davon lag, hatte alles mit angehört, erschrak und war traurig, daß morgen sein letzter Tag sein sollte. Nun hatte er einen guten Freund, das war der Wolf, zu dem ging er abends hinaus in den Wald und erzählte, was ihm für ein Schicksal bevorstehe. „Mach' dir keine Sorgen,“ sprach der Wolf; „ich weiß einen guten Rat. Morgen ganz früh geht dein Herr mit seiner Frau ins Heu, und sie nehmen ihr kleines Kind mit. Das legen sie bei der Arbeit hinter die Hecke in den Schätten, da leg' dich daneben, gleich als wolltest du es bewachen. Dann will ich aus dem Wald kommen und das Kind rauben; du mußt mir nachspringen mit allen Kräften, als wolltest du mir's wieder abjagen. Ich laß es fällen, und du bringst es wieder, dann glauben sie, du hättest es gerettet, und sind viel zu dankbar, dir etwas zu thun; im Gegenteile, du kommst in völlige Gnade, und es wird dir an nichts fehlen.“

Der Anschlag gefiel dem Hund, und wie er ausgedacht war, so wurde er auch ausgeführt. Der Bauer schrie, wie er den Wolf mit seinem Kinde durch's Feld laufen sah; als es aber der alte Sultan wieder zurückbrachte, da war er froh, streichelte ihn und sprach: „Dir soll nichts böses widerfahren, du sollst das Gnadenbrot haben, so lange du lebst!“ Dann sagte er zu seiner Frau: „Geh gleich heim und koch dem alten Sultan einen Weckbrei, den braucht er nicht zu beißen, und mein Kopfkissen schenke ich ihm auch zu seinem Lager.“ Von nun an hatte es der Sultan so gut, als er sich's nur wünschen konnte. Der Wolf besuchte ihn und freute sich, daß es so wol gelingen war. „Hör', Landsmann,“ sprach er, „du wirst doch ein Auge zudrücken, wenn ich deinem Herrn ein fettes Schaf wegholen kann? Es wird einem heutzutage schwer sich durchzuschlagen.“

„Nein,“ antwortete der Hund, „meinem Herrn bin ich treu, das kann ich nicht zugeben.“ Der Wolf indessen meinte, das wäre kein Ernst, und kam in der Nacht, den guten Bissen abzuholen; aber der treue Sultan hatte dem Herrn alles angezeigt, so daß dieser in der Scheune aufpaßte und dem Wolf garstig die Haare kämmt.

## 54.

1. Undank ist der Welt Lohn.
2. Wer für alles gleich Dank begehrt,  
Der ist selten des Dankes wert. J. Trojan.
3. Ich hasse Undank mehr an einem Menschen,  
Als Lügen, Hoffart, laute Trunkenheit,  
Als jedes Laster, dessen starkes Gift  
Das schwache Blut bewohnt. Shakespeare.

## 55. Der große Hund.

Von Andersen.

In einem Städtchen saß einmal ein Bärenführer unten in der Wirtsstube eines Gasthauses und aß sein Abendbrot; der Bär stand draußen hinter dem Holzstoße angebunden, der arme Bés,\* der grimmig genug ausah, obschon er niemandem etwas zuleide that. Obenan in der Dachstube spielten drei kleine Kinder; der Älteste mochte sechs Jahre alt sein, der Jüngste kaum mehr als zwei. Auf einmal kam es trapp, trapp!

die Treppe herauf. Wer möchte das wo! sein? Die Thüre sprang auf, es war der Böz, der große zottige Bär. Er hatte Längweile gehabt da unten im Hofe und hatte nun den Weg zur Treppe heraufgefunden. Die Kinder erschrafen sehr, jedes kroch in seinen Winkel, er entdeckte sie aber alle, beschnüffelte sie, that ihnen jedoch nichts zuleide. Das ist wol ein großer Hund, dachten sie, und dann streichelten sie ihn. Er legte sich auf den Böden, der kleinste Junge kletterte an ihm hinauf und steckte sein goldlockiges Köpfschen in den dichten Pelz. Jetzt nahm der älteste Knabe seine Trömmel und schlug darauf, daß es dröhnte; der Bär erhob sich auf den Hinterfüßen und fing an zu tänzen, jeder Knabe nahm jetzt sein Gewehr, auch der Bär mußte eines haben, und er hielt es ordentlich fest. Es war ein prächtiger Kamerad, den sie da gefunden hatten, und dann marschirten sie, eins, zwei — —

Da griff jemand an die Thür, sie ging auf, es war die Mütter. Du hättest sie sehen sollen, ihren lautlosen Schrecken, das kreideweisse Gesicht, den halb geöffnieten Mund, die stieren Augen!

Aber der kleinste Junge nickte seelenvergnügt und rief: „Wir spielen nur Soldaten.

Und dann kam der Bärenführer.

## 56.

Wer wie ein Kind genießt den Tag,  
Hat keinen zu bereuen  
Und kann sich, was auch kommen mag,  
Auf etwas neues freuen.

Rückert.

## 57. Des fremden Kindes heil'ger Christ.

Von Rückert.

Es läuft ein fremdes Kind  
Am Abend vor Weihnachten  
Durch eine Stadt geschwind,  
Die Lichter zu betrachten,  
Die angezündet sind.

Es steht vor jedem Haus  
Und sieht die hellen Räume,  
Die drinnen schau'n heraus,  
Die lampenvollen Bäume:  
Woh wird's ihm überaus.

Das Kindlein weint und spricht:  
„Ein jedes Kind hat heute  
Ein Bäumchen und ein Licht,  
Und hat d'ran seine Freude,  
Nur bloß ich armes nicht.“

„An der Geschwister Hand,  
Als ich daheim geseßen,  
Hat es mir auch gebrannt;  
Doch hier bin ich vergessen,  
In diesem fremden Land.

Läßt mich denn niemand ein  
Und gönnt mir auch ein Fleckchen?  
In all' den Häuserreih'n  
Ist denn für mich kein Eckchen,  
Und wär' es noch so klein?

Läßt mich denn niemand ein?  
Ich will ja selbst nichts haben,  
Ich will ja nur am Schein  
Der fremden Weihnachtsgaben  
Mich laben ganz allein."

Es klopft an Thür und Thor,  
An Fenster und an Laden;  
Doch niemand tritt hervor,  
Das Kindlein einzuladen;  
Sie haben d'rin kein Ohr.

Ein jeder Vater lenkt  
Den Sinn auf seine Kinder;  
Die Mutter sie beschénkt,  
Denkt sonst nichts méhr noch minder;  
An's Kindlein niemand denkt.

„D lieber, heil'ger Christ,  
Nicht Mutter und nicht Vater  
Hab' ich, wenn du's nicht bist.  
D sei du mein Berater,  
Weil man mich hier vergißt!"

Das Kindlein reibt die Hand:  
Sie ist von Frost erstarrt;  
Es kriecht in sein Gewand,  
Und in dem Gäßlein hárret,  
Den Blick hinaus gewandt.

Da kommt mit einem Licht  
Durch's Gäßlein hergewallet  
Im weißen Kleide schlicht  
Ein ánder Kind; wie schallet  
Es lieblich, da es spricht:

„Ich bin der heil'ge Christ,  
War auch ein Kind vordessen\*,  
Wie du ein Kindlein bist;  
Ich will dich nicht vergessen,  
Wenn alles dich vergißt.

Ich bin mit meinem Worte  
Bei allen gleichermaßen;  
Ich biete meinen Hort\*  
So gut hier auf den Stráßen,  
Wie in den Zimmern dort.

Ich will dir deinen Baum,  
Fremd Kind, hier lassen schimmern  
Auf diesem off'nen Raum,  
Wie schön, daß die in Zimmern  
So schön sein sollen kaum."

Da deutet mit der Hand  
Christkindlein auf zum Himmel,  
Und droben leuchtend stand  
Ein Baum von Stérngewimmel,  
Bielástig áusgespannt.

So fern und doch so nah,  
Wie funkelten die Kerzen!  
Wie ward dem Kindlein da,  
Dem fremden, still zu Herzen,  
Das seinen Christbaum sah!

Es ward ihm wie ein Traum;  
Da langten hergebogen  
Englein herab vom Baum  
Zum Kindlein, das sie zogen  
Hinauf zum lichten Raum.

Das fremde Kindlein ist  
Zur Heimat nun gefehret,  
Bei seinem heil'gen Christ;  
Und was hier wird beschéret,  
Es dorten leicht vergißt!

## 58. Das seltsame Rezept.

Von Hebel.

Es ist sonst kein großer Spaß, wenn man ein Rezept in die Apotheke tragen muß; aber vor langen Jahren war es dóch einmal ein Spaß. Da hielt ein Mann von einem entlegenen Hofe eines Tages mit

einem Wagen und zwei Stieren vor der Stadtapotheke still, lud sorgsam eine große tannene Stübenthüre ab und trug sie hinein. Der Apotheker machte große Augen und sagte: „Was wollt ihr da, guter Freund, mit einer Stübenthüre? Der Schreiner wohnt um zwei Häuser links.“ Da sagte der Mann, der Doktor sei bei seiner kranken Frau gewesen und habe ihr wollen ein Tränklein verordnen, es sei in dem ganzen Haus keine Feder, keine Tinte und kein Papier gewesen, nur eine Kreide. Da habe der Herr Doktor das Rezept an die Stübenthüre geschrieben, und nun solle der Herr Apotheker so gut sein und das Tränklein kochen.

Wol dem, der sich in der Not zu helfen weiß.

## 59. Herr von Münchhausen\* erzählt.

Von Erich Raspe.

### I.

Ich ritt, bis Nacht und Dunkelheit mich überfielen. Nirgends war ein Dorf zu hören, noch zu sehen. Das ganze Land lag unter Schnee, und ich mußte weder Weg, noch Steg.

Des Reitens müde stieg ich endlich ab und band mein Pferd an eine Art von spitzem Baumstaken,\* der über dem Schnee hervorragte. Zur Sicherheit nahm ich meine Pistolen unter den Arm, legte mich nicht weit davon in den Schnee nieder und that ein so gesundes Schläschen, daß mir die Augen nicht eher wieder aufgingen, als bis es heller lichter Tag war. Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich mitten in einem Dorfe auf dem Kirchhofe lag! Mein Pferd war anfänglich nirgends zu sehen; doch hörte ich's bald darauf irgendwo über mir wiehern. Als ich nun empör sah, so wurde ich gewahr, daß es an den Wetterhahn des Kirchturms gebunden war und von da herunterhing. Nun wußte ich sogleich, wie ich dran war. Das Dorf war nämlich die Nacht über ganz zugeschnitten gewesen; das Wetter hatte sich auf einmal umgesetzt;\* ich war im Schlaf nach und nach, so wie der Schnee zusammengeschmolzen war, ganz sanft herabgesunken; und was ich in der Dunkelheit für den Stumpf eines Baumchens, der über dem Schnee hervorragte, gehalten und daran mein Pferd gebunden hatte, das war das Kreuz oder der Wetterhahn des Kirchturms gewesen.

Ohne mich nun lange zu bedenken, nahm ich eine von meinen Pistolen, schoß nach dem Hälfter,\* kam glücklich auf die Art wieder zu meinem Pferde und verfolgte meine Reise.

II.

Hierauf ging alles güt, bis ich nach Rußland kam, wo es eben nicht Mode ist, des Winters zu Pferde zu reisen. Wie es nun immer meine Maxime\* ist, mich nach dem bekannten „ländlich, sittlich,“ zu richten, so nahm ich dort einen kleinen Rennschlitten auf ein einzelnes Pferd\* und fuhr wolgemut auf St. Petersburg los.

Nun weiß ich nicht mehr recht, ob es in Esthland oder in Ingermanland\* war, soviel aber besinne ich mich noch wol, es war mitten in einem fürchterlichen Walde, als ich einen entseßlichen Wolf mit aller Schnelligkeit des gefräßigsten Winterhungers hinter mich ansetzen\* sah. Er holte mich bald ein, und es war schlechterdings unmöglich, ihm zu entkommen. Mechanisch\* legte ich mich platt in den Schlitten nieder und ließ mein Pferd zu unserm beiderseitigen Besten ganz allein agieren.\* Was ich zwar vermutete, aber kaum zu hoffen und zu erwarten wagte, das geschah gleich nachher. Der Wolf bekümmerte sich nicht im mindesten um meine Wenigkeit, sondern sprang über mich hinweg, fiel wütend auf das Pferd, riß ab und verschlang auf einmal den ganzen Hinterteil des armen Tieres, welches vor Schreck und Schmerz nur desto schneller lief. Wie ich nun auf die Art selbst so unbemerkt und gut davon gekommen war, so erhob ich ganz versthohlen mein Gesicht und nahm mit Entsetzen wahr, daß der Wolf sich beinahe über und über in das Pferd hineingefressen hatte. Kaum hatte er sich aber so hübsch hineingezwängt, so nahm ich mein Tempo\* wahr und fiel ihm tüchtig mit meiner Peitsche auf das Fell. Solch ein unerwarteter Ueberfall in diesem Futteral\* verursachte ihm keinen geringen Schreck;\* er strebte mit aller Macht vorwärts, der Leichnam des Pferdes fiel zu Boden, und sieh! an seiner statt steckte mein Wolf in dem Geschirre. Ich meinesorts hörte nun noch weniger auf zu peitschen, und wir langten in vollem Galopp gesund und wohlbehalten in St. Petersburg an, ganz gegen unsere beiderseitigen respektiven\* Erwartungen und zu nicht geringem Erstaunen aller Zuschauer.

III.

Da es einige Zeit dauerte, ehe ich bei der Armee angestellt werden konnte, so hatte ich ein paar Monate lang vollkommene Muße und Freiheit, meine Zeit sowol, als auch mein Geld auf die adeligste Art von der Welt zu verjunferieren. Manche Nacht wurde beim Spiele zugebracht und viele bei dem Klange voller Gläser. Die Kälte des Landes

und die Sitten der Nation haben der Bouteille \* unter den gesellschaftlichen Unterhaltungen in Rußland einen viel höheren Rang angewiesen, als in unserm nüchternen Deutschland; und ich habe daher dort häufig Leute gefunden, die in der edlen Kunst zu trinken für wahre Virtuosen \* gelten konnten. Alle waren aber elende Stümper gegen einen graubärtigen, kupferfarbigen General, der mit uns an dem öffentlichen Tische speiste. Der alte Herr, der seit einem Gefechte mit den Türken die obere Hälfte seines Hirnschädels vermißte und daher, so oft ein Fremder in die Gesellschaft kam, sich mit der artigsten Treuherzigkeit entschuldigte, daß er an der Tafel seinen Hut aufbehalten müsse, pflegte immer während des Essens einige Flaschen Weinbranntwein\* zu leeren und dann gewöhnlich mit einer Bouteille Arrak\* den Beschluß oder nach Umständen einige da capo\* zu machen; und doch konnte man nicht ein einziges mal auch nur so viel Betrunktheit an ihm merken. — Die Sache übersteigt ihren Glauben. — Ich verzehre es Ihnen, meine Herren; sie überstieg auch meinen Begriff. Ich wußte lange nicht, wie ich sie mir erklären sollte, bis ich ganz von ungefähr den Schlüssel fand. — Der General pflegte von Zeit zu Zeit seinen Hut etwas aufzuheben. Dies hatte ich so oft gesehen, ohne daraus nur arg zu haben.\* Daß es ihm wärm vor der Stirne wurde, war natürlich, und daß er dann seinen Kopf lüftete, nicht minder. Endlich aber sah ich, daß er zugleich mit seinem Hute eine an demselben befestigte silberne Platte aufhob, die ihm statt des Hirnschädels diente, und daß alsdann immer aller Dunst der geistigen Getränke, die er zu sich genommen, in einer leichten Wolke in die Höhe stieg. Nun war auf einmal das Rätsel gelöst. Ich sagte es ein paar guten Freunden und erböt mich, da es gerade Abend war, als ich die Bemerkung machte, die Richtigkeit derselben sogleich durch einen Versuch zu beweisen. Ich trat nämlich mit meiner Pfeife hinter den General und zündete, gerade als er den Hut niedersetzte, mit etwas Papier die aufsteigenden Dünste an, und nun sahen wir ein ebenso neues als schönes Schauspiel. Ich hatte in einem Augenblicke die Wolfensäule über dem Haupte unseres Helden in eine Feuerfäule verwandelt, und derjenige Teil der Dünste, der sich noch zwischen den Haaren des Hutes verweilte, bildete in dem schönsten blauen Feuer einen Nimbus,\* prächtiger, als irgend einer den Kopf des größten Heiligen umleuchtet hat. Mein Experiment\* konnte dem General nicht verborgen bleiben; er war aber so wenig ungehalten darüber, daß er uns vielmehr noch máchmal erlaubte, einen Versuch zu wiederholen, der ihm ein so erhabenes Ansehen gab.

60.

1. Ein Weiser ist, wer Scherz und Ernst zu sôndern weiss  
Und sich an heit'rem Spiel neu stârkt zu strengem Fleiÿs.  
Rückert.
2. Ein Kérker ist die Erde  
Für dén, der nie sich freut,  
Zum Paradiëse werde  
Sie uns durch Fröhlichkeit. Langbein.

61. Der Bauer und sein Sohn.

Von Gellert.

Ein guter dummer Bauernknabe,  
Den Junfer Hans einst mit auf Reisen nahm,  
Und der, trotz seinem Herrn,\* mit einer guten Gabe,  
Recht dreist zu lügen, wiederkam  
Ging kurz nach der vollbrachten Reise  
Mit seinem Vater über Lând.  
Fritz, der im Geh'n recht Zeit zum Lügen fand,  
Log auf die ünverschäm'te Weise.

Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.  
„Ja, Vater,“ rief der ünverschämte Knabe,  
„Ihr mögt mir's glauben oder nicht,  
So sag ich's euch und jedem ins Gesicht,  
Daß ich einst einen Hund bei — — Haag\* gesehen habe,  
Hart an dem Wég, wo man nach Fránkreich fährt,  
Der — ja, ich bin nicht éhrenwert,  
Wenn er nicht größer war, als euer größtes Pferd!“

„Das,“ sprach der Vater, „nimmt mich wúnder,  
Wiewol ein jeder Ort läßt Wunderdinge seh'n;  
Wir, zum Exempel, gehn jehunder  
Und werden keine Stúnde geh'n,  
So wirst du eine Brücke seh'n  
(Wir müssen selbst darüber geh'n),  
Die hat dir máncchen schon betrogen;  
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,  
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelógen,  
Und fällt und bricht sogleich das Bein.“

Der Bub erschrak, sobald er dies vernómmen.  
„Ach,“ sprach er, „läuft doch nicht so sehr!  
Doch, wieder auf den Hund zu kommen,  
Wie groß, sagt ich, dáß er gewesen wár?“

Wie euer größtes Pferd? Dazu will viel gehören.  
Der Hund, jetzt fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr;  
Allein, das wollt ich doch beschwören,  
Daß er so groß als mancher Ochse war."

Sie gingen noch ein gutes Stück,  
Doch Frißen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?  
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.

Er sah nunmehr die richterische Brücke  
Und fühlte schon den Beinbruch halb.

„Ja, Vater,“ fing er an, „der Hund, von dem ich rede,  
War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,  
So war er doch viel größer als ein Kalb.“

Die Brücke kommt. Friß! Friß! Wie wird dir's gehen!  
Der Vater geht voran; doch Friß hält ihn geschwind.

„Ach, Vater,“ spricht er, „seid kein Kind  
Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen!  
Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen:  
Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.“

## 62.

1. Wer einmal lügt, muss oft zu lügen sich gewöhnen;  
Denn sieben Lügen brauch't's, um eine zu beschönen.  
Rückert.
2. Magst du die Lüge noch so klug  
In das Gewand der Wahrheit kleiden,  
Der Dummste ist nicht dumm genug,  
Um beide nicht zu unterscheiden. Bodenstedt.
3. Schwärmer prägen den Stempel der Wahrheit auf Lügen und Unsinn,  
Wem der Probiertestein fehlt, hält sie für redliches Gold. Göthe.

## 63. Die Hauskatze.

Nach H. Wagner.

In der äußern Gestalt zeigen unsere Hauskatzen verhältnißmäßig wenig Verschiedenheiten. Sie zerfallen durchaus nicht in so viele Unterarten wie die Hunde. Die meisten Abweichungen finden sich in der Färbung. Die Haare der grauen, sogenannten Hyperkatzen zeigen eine Mischung von Weiß, Gelb und Schwarz. Selbst weiße Katzen haben meist einzelne schwarze Haare, schwarze Katzen ebenso einzelne weiße. In ihrer ganzen Gestalt und Lebensweise erinnert uns die Katze an einen Tiger im Kleinen.

Den lieben langen Tag liegt sie hinter dem warmen Ofen, dicht an die heißen Steine gedrückt; kommt aber der Abend, so wird sie lebhaft und geht auf Beute aus. Ihre Augen leuchten im Finstern wie hellgrüne Lichter. Sie vermag in der Dämmerung noch deutlich zu sehen, während unseren Augen schon alles grau und schwarz erscheint; bei Tage wird sie dagegen durch das helle Sonnenlicht geblendet. Das Schwarze im Auge, die Pupille, die bei Abend kreisrund ist, zieht sich mehr und mehr zu einem schmalen Streifen zusammen, je heller die Sonne leuchtet, und man erzählt deshalb, daß sich in China die Bauersleute, die keine anderen Uhren besitzen, nach den Augen ihrer Kägen richten, um die Tageszeit zu bestimmen. Sobald der schwarze Streifen am schmalsten ist, ist es Zeit zum Mittagsbrode.

So empfindlich die Augen der Kage sind, so sind es auch ihre Ohren. Sie hört das leise Knabbern der Maus, das Geräusch, das der Vogel in den Zweigen des Baumes macht. Ihre Fähigkeit zu riechen ist dagegen nicht so scharf wie bei dem Hunde. Ihre Pfoten sind weich. Die Zehen enden in elastischen Ballen. Man hört keinen Laut, wenn sie läuft. So kann sie sich unbemerkt zum Mäuseloch schleichen und hier lauern, bis die Maus weit genug von demselben entfernt ist, um sie zu erwischen. Es ist nicht so leicht, eine Maus zu fangen, denn diese ist ebenfalls ein geübter Springer und flink in allen Bewegungen. Die Kage übt sich von Jugend auf förmlich zum Mäusefangen ein. Zuerst hascht sie den eigenen Schwanz, dann alles, was sich regt und bewegt, den Strohalm, die rollende Kugel, dann Fliegen und Schmetterlinge — schließlich Mäuse und Vögel. Sie mißt dabei genau mit den Augen die Entfernung ab, die zwischen ihr und ihrer Beute ist, schleicht vorsichtig auf dem Bauche heran, bis sie nahe genug ist, dann schnellst sie mit einem mächtigen Satz auf ihren Raub und packt ihn mit Zähnen und Klauen. Hat sie ihre erste Maus glücklich gefangen, so bringt sie dieselbe wol in die Stube, um sie allen zu zeigen, als wolle sie wegen dieser ihrer ersten Heldenthat auch gelobt sein. Manche Kagen tödten und fressen oft die Maus nicht sofort, sondern lassen sie streckenweise laufen, um sich im Fangen desto besser einüben zu können.

Ihre Krallen kann die Kage zurückziehen, sie werden so nicht abgestumpft; will sie zugreifen, so strecken sie sich aus, wie ebenso viele Nadeln und Dölsche. Die Krallen sind die Hauptwaffe der Kage, doch kann sie auch empfindlich genug beißen, wenn sie gereizt wird. Ins Wasser und in den Schmutz tritt sie höchst ungern. Sie leidet kein unreines Fleckchen

an ihrem Pelze und streicht mit Pfote und Zunge jedes Härchen zurecht, das sich verschoben hat. Auch ihren Unrat verscharrt sie, wenn sie irgend Gelegenheit dazu findet. Die scharfen Klauen befähigen die Katze zum Klettern. Sie klettert über Planken und Mäuern, steigt auf Bäume und Hausdächer und kennt keinen Schwindel. Vor einem Falle fürchtet sie sich nicht sonderlich; sie dreht sich, wenn sie von einer Höhe herabgeschleudert wird, mitten im Falle um und kommt unten richtig auf die Beine zu stehen.

Gar zu gern gehen die Katzen auf den Dächern spazieren, dort halten sie gewöhnlich im Februar ihre Zusammenkünfte und geben gräuliche Konzerte. Der Kater singt mit tieferer Stimme und die übrigen begleiten ihn mit hellerem Miauen. Dann gibt es gegenseitige Ohrfeigen und Bisse, und mancher Sänger kommt früh blutend mit zerzaustem Fell wieder heim, geht aber am Abend doch wieder zur Katzenmusik.

Im Mai, mitunter auch zum zweitenmale im Sommer, bekommt die alte Katze drei bis sechs Junge, die sie an einem verborgenen Orte versteckt. Die meiste Sorge hat sie dabei, die Kleinen vor dem Kater zu verbergen, der sie tödtbeißt, sobald er sie auffindet. Wird sie mehrfach beunruhigt, so sucht sie einen andern Schlupfwinkel auf, faßt die Jungen einzeln mit den Zähnen am Felle und trägt sie fort. Die Jungen können anfänglich noch nicht sehen und werden von der Alten gesäugt, wie das Kalb von der Kuh. Man hat versuchsweise alten Katzen einige ihrer Jungen weggenommen und ihnen andere junge Tiere untergelegt. Mit Erstaunen hat man gesehen, daß sie dieselben ebenso sorglich gepflegt haben, als ob es ihre eigenen Jungen seien; ja selbst solche Tiere nimmt die Katze an Kindesstatt an, die sie zu andern Zeiten als Beute betrachtet, oder denen sie feindlich entgegentritt. So hat man junge Ratten, Eichhörnchen, Kaninchen und Hasen von Katzen groß ziehen lassen. Sehr drollig ist es dann anzusehen, wenn die Katzenmutter ihre Pfleglinge spazieren führt und sie in allen jenen Künsten unterweisen will, die eine junge Katze braucht, um Mäuse zu fangen. Wahrscheinlich hängt diese Eigentümlichkeit der Katze mit ihrem schwach ausgebildeten Richvermögen zusammen. Der Hund, der sonst viel gütmtigerer Natur ist, benimmt sich bei solcher Gelegenheit ganz anders. Er wittert sofort jeden versuchten Betrug, knurrt das untergeschobene junge Kätzchen grimmig an, zeigt ihm die Zähne und beißt es tödt, wenn man es nicht wieder entfernt.

Daß sich die Katze nicht bloß mit Mäusen begnügt, sondern auch gar zu gern Milch oder sonst was leckeres aus der Küche zu erschnappen sucht, ist ja zum Sprichworte geworden. Da sie ein Raubtier ist, zieht

sie Fleischspeisen allen übrigen vor, gewöhnt sich aber auch, wenn sie gut erzogen wird, an die meisten andern Speisen, welche der Mensch genießt. Sonderbar ist der Katzen Vorliebe für Baldrian\* und Katzenkraut. Finden sie eine dieser Pflanzen auf, so stellen sie gewöhnlich närrisches Zeug an. Sie reiben und stoßen sich daran, springen wie toll um sie herum, wälzen sich auf dem Rücken und hören meist nicht eher damit auf, bis sie das Gewächs umgerannt und die Blätter desselben abgerieben haben.

Für gewöhnlich gibt die Katze ihr Wohlbehagen durch eigentümliches Schnurren oder Spinnen kund, dabei reibt und streichelt sie sich auch gern an denjenigen Personen, welchen sie zügethan ist. Zwischen ihr und dem Hunde herrscht eine angeborne Feindschaft. Es kommt aber auch vor, daß sich eine Katze freundschaftlich einem Hunde anschließt, mit dem sie von klein an aufgewachsen ist. Sie frist dann von einem Teller mit ihm und legt sich auf seinen warmen Rücken, um dort zu schlafen.

Die Katzen haben auch ihre eigene Sprache. Die Katze schreit ganz anders, wenn sie Futter begehrt, als wenn sie gequält wird. Sie lockt mit andern Tönen ihre Jungen und mit wieder andern gibt sie ihren Ärger zu erkennen, wenn man ihr das Fressen wegnehmen will. Den Hund pfaucht sie wild an und macht dabei einen Buckel, — alle Haare stehen ihr dabei zuberge.

Die Lebenszähigkeit der Katze ist groß; sie vermag darum dem Menschen fast über die ganze Erde zu folgen. Nur in den kältesten Gegenden und auf den höheren Gebirgen vermag sie nicht zu leben.

Die Katze wird von mancherlei Krankheiten befallen, mitunter sogar von der Tollwut, ähnlich wie der Hund, doch viel seltener. In einem Alter von fünfzehn Jahren stirbt sie gewöhnlich, allein selten findet man ihren Leichnam. Sie kriecht, wenn sie ihr Ende merkt, in ein abgelegenes Winkelchen und verscheidet im Verborgenen.

Daß elektrische Funken aus dem Fell der Katze hervorsprühen, wenn man dasselbe stark streichelt, hast du gewiß schon im Dunkeln selbst bemerkt.

## 64.

1. Thu dreißig gute Werke du  
Und eine Missethat dazu:  
Des Guten wird vergessen,  
Das Böse wird gemessen.

Goethe.

2. Des Schmeichlers süsse Melodie'n,  
Es pflegt sie jeder Schwache  
Begierig in das Ohr zu zieh'n;  
Sie wie den Hauch der Pest zu flieh'n,  
Das ist des Stärken Sache.

Daumer.

## 65. Der Maulwurf.

Von Hebel.

Unter allen Tieren, die ihre Jungen säugen, ist der Maulwurf das einzige, das seiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht.

Und an dem einen ist's zu viel, wird mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen denkt, wie sie mit Maulwurfshügeln bedeckt sind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächse oben absterben, wenn das heimtückische Tier unten an den Wurzeln weidet.

Nun, so wollen wir denn Gericht halten über den Missethäter.

Wahr ist es und nicht zu leugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt und ihm etwas von seiner Festigkeit raubt.

Wahr ist es ferner, daß durch die herausgestoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt wird, und die darunter liegenden Keime im Wachstum gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut.

Aber wér hat's gesehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfriszt? Wer kann's behaupten?

Nun, man sagte so: Wo die Wurzeln abgenagt sind und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden; und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich thut's der Maulwurf. — Der das sagt, ist vermutlich der nämliche, der einmal so behauptet hat: Wenn im Frühling die Frösche zeitig quaken, so schlägt auch das Laub beizeiten aus. Wenn aber die Frösche lange nicht quaken wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Folglich quaken die Frösche das Laub heraus. — Seht doch, wie man sich irren kann!

Aber da kommt ein Advokát des Maulwurfs, ein erfahrener Landwirt und Naturbeobachter, der sagt so: „Nicht der Maulwurf frisst die

Wurzeln ab, sondern die Larven,\* besonders die Engerlinge,\* die unter der Erde sind, und aus denen hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frißt die Larven und reinigt den Boden von den Feinden.“

Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer dá ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Quäden da sind, denen er nachgeht und die er verfolgt. Und dann muß er's gethan haben, was diese anstellen, und bekommt für eine Wolthat, die er euch erweisen will, des Hénkers Dank.

Wenn jemand zweifeln sollte, ob die Sache sich wirklich so verhalte, so kann er darüber zweierlei Proben anstellen.

Erstlich, wenn er dem Maulwurf in den Münd schaut. Denn alle vierfüßigen oder Säugetiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestellt hat, haben in jeder Kinnlade oben und unten nur zwei einzige und zwar scharfe Vorderzähne und gar keine Eckzähne, sondern eine Kücke bis zu den Stoßzähnen. Alle Raubtiere aber, welche andere Tiere fangen und fressen, haben sechs und mehr spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten und hinter diesen zahlreiche Stoßzähne. Wenn man nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so wird man finden: er hat in der obern Kinnlade sechs und in der untern acht spitzige Vorderzähne und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: es ist kein Tier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubtier, das andere Tiere frißt.

Zweitens, wenn er einem getödteten Maulwurfe den Bauch aufschneidet und ihm in den Mägen schaut. Denn was das Tier frißt, muß es im Mägen haben, und was es im Mägen hat, muß es gefressen haben. Nun wird derjenige, welcher die Probe machen will, nie Wurzelfasern oder so etwas in dem Mägen des Maulwurfs finden, immer aber die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderem Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wie sieht's jetzt aus? Wer also den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgt, der thut sich selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie ohne Gefahr die Wiesen und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahre kommt also der Maikäfer, frißt die Bäume kahl wie Biesenreis und bringt zur Vergeltung sicher nichts als des Kukuks Dank und Lohn.

So sieht's aus.

66.

1. Einen Wáhn verlieren macht weiser, als eine neue Wáhrheit finden.

Börne.

2. Volksrätzel.

Der Herzog von Ünterland  
Ist weit und breit bekannt  
In seinem sammt'nen Gewand.      R. Simrod.

67. Schwábische Kunde.

Von Uhland.

Als Kaiser Rótbart\* lobesam  
Zum heil'gen Lánd gezogen kam,  
Da musst' er mit dem frommen Heer  
Durch ein Gebírge, wüst und leer.  
Dasselbst erhub sich grosse Nót;  
Viel Steine gab's und wenig Bród,  
Und mancher deutsche Reitersmann  
Hat dort den Trunk sich ábgethan.  
Den Pferden war's so schwách im  
Magen,

Fast musst' der Reiter die Máhre  
tragen.

Nun war ein Herr aus Schwábenland,  
Von hohem Wúchs und starker Hand,  
Dess Rösslein war so krank und  
schwách,

Er zog es nur am Zaúme nach,  
Er hátt' es nimmer aufgegeben,  
Und kostet's ihn das eig'ne Leben.  
So blieb er bald ein gutes Stúck  
Hinter dem Heereszug zurück.

Da sprengten plótzlich in die Quer  
Fünfzig türkische Reíter daher.  
Die huben án, auf ihn zu schiessen,  
Nach ihm zu werfen mit den Spiessen.  
Der wack're Schwabe forcht' sich nít,  
Ging seines Wéges Schritt vor Schritt,  
Liess sich den Schild mit Pfeílen  
spicken

Und thát nur spóttlich um sich blicken,

Bis eíner, dem die Zeit zu láng,  
Auf ihn den krummen Sábel schwang.  
Da wallt dem Deutschen aúch sein  
Blut,

Er trifft des Türken Pferd só gut,  
Er haut ihm ab mit eínem Streich  
Die beiden Vóderfüss' zugleich.  
Als er das Tier zu Fáll gebracht,  
Da fasst er erst sein Schwért mit  
Macht,

Er schwingt es auf des Reiters Kópf,  
Haut dúrch bis auf den Sattelknopf,  
Haut auch den Sáttel noch zu Stúcken  
Und tief noch in des Pférdes Rücken;  
Zur réchten sieht man wie zur línken  
Einen halben Türken heruntersinken.  
Da packt die andern kalter Graús,  
Sie flieh'n in alle Wélt hinaus,  
Und jedem íst's, als wúrd' ihm míttlen  
Durch Kopf und Leib hindúrch-  
geschnitten.

D'rauf kam des Wégs 'ne Christen-  
schaar,

Die aúch zurückgeblieben war,  
Die sahen nun mit gutem Bedácht,  
Was Arbeit unser Held gemácht.  
Von denen hat's der Kaíser ver-  
nommen,

Der liess den Schwaben vor sích  
kommen,

Er sprach: „Sag' án, mein Ritter „Die Streiche sind bei uns im  
wért! Schwáng,  
Wer hat dich solche Streich' ge- Sie sind bekannt im ganzen Reiche,  
léhrt?“ Man nennt sie halt nur Schwáben-  
Der Held bedacht' sich nicht zu láng': streiche.“

## 68.

Hell Gesicht bei bösen Dingen  
Und bei frohen still und érnst —  
Und gar víel wirst du vollbringen,  
Wenn du dies beizeíten lernst. Arndt.

## 69. Drei Wünsche.

Von Hebel.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnúgt und glúcklich beisammen und hatte den éinzigén Fehler, der in jeder menschlichen Brust daheim ist: wenn man's gút hat, hätte man's gerne bésser. Aus diesem Fehler entstehen so vfele törichte Wünsche, woran es unserm Hans und seiner Wise áuch nicht fehlte. Bald wünschten sie des Schulzen\* Ácker, bald des Löwenwirts Geld, bald des Meiers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttausend Millionen baierische Thaler kúrzweg. Eines Abends aber, als sie friedlich am Ofen saßen und Nüsse aufklopfen und schon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als eine Elle lang, aber wunderschön von Gestalt und Angesicht, und die ganze Stube war voll Rósenduft. Das Licht löschte aus, aber ein Schimmer wie Mórgenrot, wenn die Sonne nicht mehr fern ist, strahlte von dem Weiblein aus und überzog alle Wände. Ueber so etwas kann man nun doch ein wenig erschrecken, so schön es aussehen mag. Aber unser gutes Ehepaar erhólte sich doch bald wieder, als das Fráulein mit wunder süßer, silberreiner Stimme sprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfei\* Anna Fritze, die im kristallinen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unsichtbarer Hand Gold in den Rheinsand streut und über siebenhundert dienstbare Geister gebietet. Drei Wünsche dürft ihr thun; drei Wünsche sollen erfüllt werden.“ Hans drückte den Ellbogen an den Arm seiner Frau, als ob er sagen wollte: Das lautet nicht úbel. Die Frau aber war schon im Begriff den Múnd zu öffnen und etwas von ein paar Duzend goldgestickten Káppen, seidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfei sie mit

aufgehobenem Zeigefinger warnte: „Acht Tage lang,“ sagte sie, „habt ihr Zeit. Bedenkt euch wol und übereilt euch nicht.“ Das ist kein Fehler, dachte der Mann und legte seiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verschwand. Die Lampe brannte wie vorher, und statt des Rosenduftes zog wieder wie eine Wolke am Himmel der Dampff durch die Stube.

So glücklich nun unsere guten Leute in der Hoffnung schon zum vóráus waren und keinen Stern mehr am Himmel sahen, sondern lauter Bäckgeigen, so waren sie doch jetzt recht übel daran, weil sie vor lauter Wunsch nicht wúßten, was sie wúnschen sollten, und nicht einmal das Hérz hatten, recht daran zu denken oder davon zu sprechen, aus Fúrch, es möchte für gewünscht passieren, ehe sie es genug überlegt hatten. „Nun,“ sagte die Frau, „wir haben ja noch Zeit bis zum Freitag.“

Des andern Abends, während die Grundbirn\* zum Nachtessen in der Pfanne prasselten, standen beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der rußigen Pfanne hin und hér züngelten, bald angingen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glücke. Als die Frau aber die gerösteten Grundbirn aus der Pfanne auf das Plättlein anrichtete, und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten,“ sagte sie in aller Unschuld, und ohne etwas anderes zu denken, und — o wéh, da war der erste Wunsch gethan. Schnell, wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wie Morgenrot und Rosenduft untereinander durch den Kamin herab, und auf den Grundbirn lag die schönste Brátwurst. Wie gewünscht, so geschehen. Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann sollte über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch nur die Wurst an der Nase angewachsen wäre,“ sprach er in der ersten Ueberraschung, auch in aller Unschuld und ohne an etwas anderes zu denken — und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so saß die Wurst auf der Nase des guten Weibes fest, wie angewachsen im Mutterleib, und hing zu beiden Seiten hinab wie ein Husáren-Schnurrbart.

Nun war die Not der armen Eheleute erst récht groß. Zwei Wúnsche waren gethan und vorüber, und noch waren sie um keinen Heller und um kein Weizenkorn, sondern nur um eine böse Brátwurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichtum und

alles Glück zu einem solchen Nasenzierat der Hausfrau? Wollten sie wol oder übel, so mußten sie die Bergfrau bitten, mit unsichtbarer Hand Barbiers-Dienste zu leisten und die Frau Lise wieder von der vermaledeiten Wurst zu befreien. Wie gebeten, so geschähen, und so war der dritte Wunsch auch vorüber, und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Lise nachher wie vorher, und die schöne Bergfei kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Bergfei also kommen sollte, so sei nicht geizig, sondern wünsche Numero eins: Verstand, daß du wissen mögest, was du Numero zwei wünschen sollest, um glücklich zu werden. Und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wähltest, was ein thörichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch Numero drei: um beständige Zufriedenheit und keine Reue.

Oder so: Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wenn man den Verstand nicht hat, sie zu benutzen.

## 70.

1. Dass Glück ihm günstig sei,  
Was hilft's dem Stöffel?  
Denn regnet's Brei,  
Fehlt ihm der Löffel.            Göthe.

2. Der Weise ward befragt: Was wünschest du für Gaben?  
Er sprach: Nichts wünsch' ich, als zu wünschen nichts zu haben.  
Und noch einmal befragt: Was also wünschest du?  
Sprach er: Mein einz'ger Wunsch ist meiner Wünsche Ruh.  
Rückert.

## 71. Die Eiche und das Schwein.

Von Lessing.

Ein gefrässiges Schwein mästete sich unter einer hohen Eiche mit der herabgefallenen Frucht. Indem es die eine Eichel zerbiß, verschluckte es bereits eine andere mit dem Auge.

„Undankbares Vieh!“ rief endlich der Eichbaum herab. „Du nährest dich von meinen Früchten, ohne einen einzigen dankbaren Blick auf mich in die Höhe zu richten.“

Das Schwein hielt einen Augenblick inne und grunzte zur Antwort: „Meine dankbaren Blicke sollten nicht außenbleiben, wenn ich nur wüßte, daß du deine Eicheln meinetwegen hättest fallen lassen.“

72.

1. Oft kommt ein nützlich Wort aus schlechtem Munde.  
Schiller.
2. Es ist nicht möglich, dass ein Werk der Liebe  
Je ohne Frucht und Ségen bliebe.  
Rückert.

73. Die Biene und die Taube.

Von Michaelis.

Ein Biennen trânt und fiel darüber in den Bäch.  
Dies sah voll Mitleid eine Taube  
Und warf ein Blättchen von der Laube,  
Worauf sie saß, ihm zu; das Biennen schwämm darnach  
Und half sich glücklich aus dem Bäch.

Den andern Tag saß uns're Taube  
Zufrieden wieder auf der Laube.  
Ein Jäger hatte jetzt den Hahn auf sie gespannt.  
Mein Biennen kommt; pick! sticht's ihn in die Hând;  
Puff! geht der ganze Schuß daneben. —  
Die Taube flieht. Wem dankte sie ihr Leben?

74.

Nimm dich voll Menschenhuld des Kleinsten willig an,  
Doch déshalb nicht, weil es dir einstens nützen kann.

75. Der Igel.

Von Lenz.

Der Körper des Igels ist unten mit Håaren, oben mit weißen, braun und schwarz geringelten Ståcheln besetzt und hat eine Länge von zehn bis elf Zöll (26—29 cm.); die Ohren sind kurz, und auch der Schwanz ist nur einen Zöll (2.6 cm.) lang. Er ist in Europa sehr gemein und bewohnt auch das westliche Asien. Am liebsten ist er in Laubbåldern, Zåunen, Getreidefeldern, kurz an Orten, wo es ihm weder an Versteck, noch an Nahrung gebricht. Den Winter verbringt er in einer selbst gescharrten, mit Laub, Moos, Heu u. s. w. recht weich ausgepolsterten Hhlung, die er mit ein-tretendem Froste bezieht, und wo er, so lange die Kålte anhålt, ruhig schlåft. Auch in einer kühlen Kåmmer schlåft er den Winter über recht ruhig. Man findet ihn noch im November und schon anfangs Mårz bei gutem Wetter herumlaufend. Seine Nahrung besteht aus kleinen Tieren

und Früchten. Vorzüglich liebt er Mäuse und erhascht deren sehr viele. Paßt man ihm in mond hellen Nächten auf, so sieht man ihn leise umherschleichen, öfters, obgleich er sonst langsam ist, plötzlich schnell zufahren, eine Maus haschen und verzehren. Käfer, Regenwürmer, Frösche, Eidechsen, Blindschleichen, Ringelnattern sind ihm ebenfalls sehr angenehm. Will er eine Kröte fressen, so wischt er sich anfangs nach jedem Bisse, den er gegeben, wahrscheinlich weil ihm der scharfe Saft nicht behagt, das Maul an der Erde ab. Kleine Vögel und deren Eier verschont er ebensowenig. Birnen, Äpfel und Pflaumen genießt er auch, aber nicht so gern als tierische Nahrung. Er kann, da er nicht klettert, nur das Obst auflesen, welches am Boden liegt, und wenn er großen Vorrat findet, so wälzt er sich auch darauf, spießt es mit seinen Stacheln an und trägt es so nach seinem Versteck. Im Juli oder August bekommt das Weibchen vier bis acht Junge, die dritthalb Zoll (6.5 cm.) lang und etwas über einen Zoll dick sind. Nur um das Maul stehen kurze Borsten, übrigens sind sie unbehaart, Augen und Ohren geschlossen. Schon binnen den ersten vierundzwanzig Stunden werden die Stacheln vier Linien lang und sind anfangs ganz weiß. Nach einem Monat hat der junge Igel die Farbe des alten, frißt auch schon allein, obgleich er noch säugt. Wenn er dieses Alter hat, so verläßt er das in einer versteckten Lage angebrachte, weich ausgepolsterte Nest in warmen Nächten und läßt dann seine piepende Stimme hören. Am Tage ruht die Gesellschaft wieder im Neste. Bis zum Winter sind sie etwa halb ausgewachsen.

Obgleich der Igel so scheu ist, daß er sich an unruhigen Orten am Tage fast niemals sehen läßt, nur des Nachts seinen Geschäften nachgeht und sich gewöhnlich bei Annäherung eines Menschen oder Hundes augenblicklich zusammenkugelt und durch keine Qual dahin zu bringen ist, sich wieder aufzurollen, bis alles sicher scheint, so zeigt er doch in mancher Hinsicht großen Mut. Ich ließ zu einem alten Igel, der seine Jungen säugte, acht Hamster. Sogleich unternahm er einen Angriff auf den, welcher in der Ecke der Kiste saß, die sein Lieblingsitz war. Seine Kopfstacheln waren gestäubt und bildeten eine Art Helm, die Nase tief am Boden hinschiebend nahte er sich und versetzte dem Hamster, der wütend fauchte und ihn oft vergeblich und zu eigenem Schaden in die Stacheln biß, bald Stiche mit seinem Helm, bald Bisse mit seinen Zähnen; dabei fauchte er trömmelnd. Abwechselnd griff er auch den in der nächsten Ecke sitzenden Hamster an, und ich mußte diese Gäste, um ihr Leben zu retten, entfernen. Merkwürdig und lächerlich waren die vielen Kämpfe, welche

er den Kreuzottern, die er gern frißt, liefern mußte. Sowie er eine solche giftige Schlange in seiner Nähe riecht, rückt er auf sie zu und beschnuppert sie vorzüglich am Rachen, weil er da bloßes Fleisch riecht, packt aber nicht fest zu, sondern kneipt sie oft nur mit den Zähnen. Die Otter wird wütend, zischt und beißt fürchterlich: er aber kehrt sich nicht im geringsten daran, zuckt auch kaum vor ihren Bissen zurück. Endlich, wenn sich die Otter abgetobt hat, und ihr Rachen von den Bissen, die sie seinen Stacheln gegeben hat, vom Blute trieft, packt er ihren Kopf, zermalmt ihn sammt den Giftzähnen, frißt zuerst den Kopf und dann das Übrige. Bei andern Schlangen ist es ihm einerlei, an welchem Teile er zuerst zu fressen beginnt. Er hat oft bei einem solchen Gefecht acht, zehn, zwölf Bisse in die Ohren, das Gesicht, die Lippen, ja sogar in die Zunge erhalten, mit der er seine Wunden lecken wollte, und hat doch weder Geschwülst noch sonst einen krankhaften Zustand erlitten. Auch seine an ihm saugenden Jungen blieben gesund. Er ist ein giftfestes Tier. Man hat gesehen, wie ein Igel hundert von spanischen Fliegen ohne Schaden fraß. Ein Arzt wollte einen Igel skeletieren\* und gab ihm, um ihn zu tödten, die heftigsten Gifte, unter andern auch Blausäure und Arsenik ein, aber alles vergeblich. Endlich tödtete er ihn durch Stickstoffgas.

Der Igel hat sehr viel Ähnlichkeit mit dem Dachs: dasselbe schwarze, kleine, blöde Muge, das fast gar nicht zu sehen scheint, daher er immer dem Gerüche folgt, dieselbe Nahrung, dieselbe Langsamkeit, die Winterruhe, das Fettwerden im Herbst, das aus dem Bauche kommende Trommeln in der Bösheit; aber es fehlt ihm das gewaltige Gebiß des Dachses, denn er hat nur schwache Zähne und Kinnladen und Not genug, eine Schlangen- oder Krötenhaut zu durchschneiden.

Ein eigenes Gefühl scheint es ihm zu verursachen, wenn man ihn mit einem Rütchen über den Rücken streichelt; er fährt dann jedesmal die Stacheln sträubend und fauchend empör.

Der Igel ist ein nützlich, aller Schönung werthes Tier, wo man von Schlangen und Mäusen geplagt wird. Will man ihn aber doch wo wegfangen, so geschieht dieses leicht durch eine Rattenfalle, worin eine von den obengenannten Speisen liegt.

## 76.

1. Zieret Stärke den Mann und freies, mutiges Wesen,  
O, so zieret ihn fast tiefes Geheimniss noch mehr.

Goethe.

2. Rede wenig, aber wahr,  
Vieles Reden bringt Gefahr.

## 77. Abendlied.

Von Claudius.

Kommst, stiller Abend, wieder  
Auf unsre kleine Flur;  
Dir tönen unsre Lieder.  
Wie schön bist du, Natur.

Allüberall herrscht Schweigen;  
Nur steigt aus unserm Chor  
Hier unter grünen Zweigen  
Ein Dánk lied noch empor.

Schon steigt die Abendröte  
Herab ins kühle Thál;  
Bald glänzt in sanfter Röte  
Der Sonne letzter Strál.

Kommst, lieber Abend, wieder  
Auf unsre kleine Flúr;  
Dir danken unsre Lieder,  
Dir, Vater der Natur.

## 78. Mathias Claudius,

genannt Asmus oder der Wandsbecker Bote.

Nun hört einmal zu, ihr lieben Studentchen, ich will euch von einem sehr braven und tüchtigen Mann erzählen, der viele schöne Sachen geschrieben hat, wie das vorstehende Abendlied, und von denen ihr noch mehrere in diesem Buche finden werdet. Nördlich von der unteren Elbe, das heißt der Elbe nahe bei dem Meere, liegt ein ebenes Ländchen, Holstein genannt, das bis zum Jahre 1863 dem Könige von Dänemark gehörte; jetzt ist es ein Teil des deutschen Reiches. In diesem Ländchen nun liegt nicht weit von der Stadt Lübeck ein Märktflecken, Namens Reinfeld, und in diesem steht ein evangelisches Pfarrhaus, und in diesem Pfarrhause wurde im Jahre 1740 dem Pfarrer Claudius ein Sohn geboren, den er Mathias taufte. Er unterrichtete ihn selbst, bis der Knabe soviel verstand, daß er eine lateinische Schule besuchen konnte. Nachdem Mathias das Gymnasium absolviert hatte, begab er sich in die deutsche Stadt Jena und studierte daselbst Theologie, das heißt Gottesgelehrtheit, weil er ein Pastor werden wollte, wie sein Vater und wie auch schon sein Großvater einer gewesen war. Aber da hätte er viel reden müssen in Schule und Kirche, und dazu fehlte es ihm an einer guten Lunge. Denn unser Mathias war und blieb sein lebelang ein hageres, schwächtiges Männlein von mittlerer Größe. Weil also der junge Claudius für einen Prediger verdorben war, so wurde er ein Rechtsgelehrter, er studierte zu Jena das Jus. Nun hätte er können ein Advokát werden, aber das wollte er durchaus nicht, weil die Advokaten von den Prozeffen der Leute leben,

und er sah es nicht gern, wenn die Leute zankten und häderten. Nachgiebigkeit, christliche Liebe und Freundschaft, meinte er, sollten die Bauern mehr üben als Advokatenkniffe und Rächthaberei. Er hatte ein rechtes Herz für das Volk, welches damals noch nicht so gebildet war und also der Belehrung noch viel mehr bedurfte als heutzutage. Und weil es ihm nicht vergönnt war, als Priester zu demselben zu predigen, so beschloß er, in schönen Büchern zu ihm zu reden. Das Leben in großen Städten wollte ihm nicht behagen, deshalb wählte er das liebliche Städtchen Wandsbeck in der Nähe der Stadt Hamburg zu seinem Aufenthaltssorte. Hier heiratete er die brave und schöne Tochter eines Tischlers und edierte (oder gab heraus, d. h. ließ drucken) eine Zeitung, die er den „Wandsbecker Bötten“ nannte. Die war nun seine Kanzel, hier predigte er dem Volke, es solle Gott und den Landesfürsten ehren und lieben, nach einem tugendhaften Leben trachten, dem der Lohn des Himmels nicht ausbleiben werde. Und er selbst lebte so, wie er es anderen lehrte, einfach und gottesfürchtig. Er trug keine gepuderte lange Perücke, wie das die vornehmen und reichen Bürgerleute damals thäten, sondern hielt es mit seinen Haaren, wie die Bauern jener Zeit, und wie es heutzutage alle Männer halten. Er aß nur, wenn es Essenszeit war und brachte stets einen tüchtigen Appetit zum Tische mit und blieb daher immer gesund. Er konnte wol auch nicht viel für seine Tafel ausgeben, denn er hatte viele Kinder und das Büchermachen und Zeitungschreiben hat von jeher wenig Geld eingetragen. Aber trotz seiner Armut war er geachtet von Höhen und Niedrigen und der König von Dänemark gab ihm im Jahre 1784 ein Amt, bei welchem er nicht viel zu thun hatte, und für das er doch einen so großen Gehalt bezog, daß er sich und seine Familie recht anständig ernähren und nebenbei noch immer als Schriftsteller thätig sein und so die Denkweise des Volkes veredeln konnte. Seine Kinder erzog er so gut, daß der reiche Buchhändler Berthes in Hamburg seine Tochter zum Altäre führte. Das war eine Freude für den braven Vater! Die letzten Tage seines Lebens brachte Claudius bei seinem Schwiegersohne Berthes in Hamburg zu und starb bei ihm am 21. Jänner 1815 an Altersschwäche, wie alle Leute, welche ein regelmäßiges Leben geführt haben. Claudius hatte auch das Beste von dem, was er in seinem „Wandsbecker Boten“ und in anderen Zeitungen hatte drücken lassen, zusammengestellt und es herausgegeben unter dem Titel: „Asmus omnia sua secum portans“ oder „sämmtliche Werke des Wandsbecker Boten.“ Und aus diesen Werken sollt ihr manches schöne Gedichtchen kennen lernen.

## 79. Das beste Gebet.

Von Claudius.

Das Vaterunser ist ein für allemal das beste Gebet; denn du weißt, wer es gemacht hat. Aber kein Mensch auf Gottes Erdboden kann es so nächbeten, wie der es gemeint hat. Das schadet aber auch nicht, wenn wir es nur gut meinen; der liebe Gott muß am Ende doch immer das Beste thun, und der weiß ja, wie es sein soll. Wenn du es aber verlangst, so will ich dir aufrichtig sagen, wie ich es mit dem Vaterunser zu machen pflege.

Sieh, wenn ich es beten will, so denke ich erst an meinen seligen Vater, wie der so gut war und mir so gerne geben mochte. Dann stelle ich mir die ganze Welt als meines Vaters Haus vor, und alle Menschen in Europa, Asien, Afrika und Amerika sind dann in meinen Gedanken meine Brüder und Schwestern, und Gott sitzt im Himmel auf einem goldenen Stühle und hat seine rechte Hand über das Meer und bis an das Ende der Welt ausgestreckt und seine linke voll Heil und Gütes, und die Bergspitzen umher rauchen — und dann fange ich an:

Vater unser, der du bist im Himmel!

## 80.

1. Gott müsst ihr im Herzen suchen und finden.

J. Paul.

2. Ich steh' in Gottes Hand und ruh' in Gottes Schoss;

Vor ihm fühl' ich mich klein, in ihm fühl' ich mich gross.

Rückert.

3. Strecke die Hand nur empór im Gebet. Gott fasst sie von oben,  
Und die Berührung durchströmt dich mit geheiligter Kráft.

Geibel.

## 81. Die Planeten.

Die alten Völker stellten sich unsere Erde als eine flache Scheibe vor und gaben ihr die Hauptrolle in der Schöpfung. Sie wädhnten nämlich, die große, feurige Sonne, der freundliche Mond und das zahllose Heer der lieblich funkelnden Sterne sei blos der Erdbewohner wegen da, die Erde sei der Mittelpunkt des Universums (Weltalls), und um sie drehen sich alle 24 Stunden Sonne, Mond und Sterne. Einige hervorragende Geister der alten Völker, besonders der Griechen, hatten allerdings diese Anschauung als unrichtig erkannt, aber ihre bessere Einsicht

war in Vergessenheit geraten. Erst vor 400 Jahren brachte ein scharfsinniger Astronom (Sternforscher) Licht in das Dunkel, indem er lehrte: Die Sonne ist kein Planet, sondern bleibt unbeweglich auf einem und demselben Punkte im Weltraume stehen; um sie bewegen sich der Merkur, die Venus, die Erde, welche also durchaus nicht der Mittelpunkt des Weltalls, sondern ein Planet, und zwar ein verhältnißmäßig kleiner Planet ist; ferner der Mars, der Jupiter und der Saturn. Die Planeten sind dunkle Körper und erhalten ihr Licht von der Sonne. Der Mond ist kein Planet, sondern wandelt um die Erde, er ist ihr Trabänt, ihr Begleiter, ihr Nebenplanet.

Der Begründer dieser neuen Lehre war Nikolaus Kopérnikus, geboren zu Thorn an der Weichsel in Preußen am 19. Februar 1473. Er kannte also sechs Planeten. Im Jahre 1781 entdeckte der berühmte Astronom Herschel, ein geborner Deutscher, der aber in England lebte, mit dem von ihm selbst gebauten Teleskope (Fernrohr) einen siebenten Planeten, den Uranus. Johannes Keppler, 1571 in Württemberg geboren, lebte längere Zeit in Prag, in Linz und als Lehrer der Mathematik in Grätz und bestimmte die Bahnen der Planeten. Diese bestehen in kreisähnlichen Linien, Ellipsen. Die Sterne ziehen sich gegenseitig an und halten sich gleichsam in der Schwebe. Wenn aber der Schöpfer plötzlich einen neuen Stern in unser Planetensystem, d. h. in die Ordnung und Aufstellung unserer Wandelsterne setzte, so würden ihre Bahnen Abweichungen erleiden, ja in große Unordnung geraten. Ein Franzose Namens LeVerrier\* berechnete in Paris die Bahnen der Planeten, aber die Zahlen wollten ihm nicht recht stimmen. Er untersuchte den Fehler genau und bemerkte, daß sich alles recht hübsch erklären ließe, wenn 225 Mill. Meilen (1698 Mill. Km.) vom Uranus entfernt noch ein Planet sich bewegte, der beiläufig viermal so groß als unsere Erde wäre. Er fand ihn aber am Himmelsgewölbe nicht. Dies gelang jedoch dem Sterngelehrten Galle\* in Berlin im Jahre 1846. Der so entdeckte Stern erhielt den Namen Neptun. Wie bewunderungswürdig ist doch der menschliche Geist! Durch Rechnung weist er den Sternen ihre Plätze am Firmamente an, durch riesige Ferngläser entdeckt sie das Auge.

So kennen wir nun acht große Planeten. Aber zwischen dem Mars und dem Jupiter ist eine große Lücke in den Entfernungen von der Sonne. Ich will mich deutlicher ausdrücken. Vergleichen wir folgende Zahlen. Der Merkur ist von der Sonne acht Millionen Meilen (60.800,000 Km.) entfernt, die Venus fünfzehn (114 Mill. Km.), die Erde einundzwanzig

(158 $\frac{1}{2}$  Mill. Km.), der Mars einunddreißig Mill. (235 $\frac{1}{2}$  Mill. Km.) und der Jupiter — nun der steht nicht etwa vierzig bis fünfzig Millionen Meilen (304 oder 380 Mill. Km.) weit von der Sonne ab, sondern gleich hundertseven. Zwischen ihm und dem Mars scheint ein Planet zu fehlen, und in der That er fehlt, aber an seiner statt bewegen sich gegen 120 kleine Stérnchen, Asteroiden oder Planetoiden genannt. Sie wurden alle erst in der Zeit vom Jahre 1801 bis auf den heutigen Tag entdeckt, und es werden wol noch méhr aufgefunden werden. Während der kleinste von den acht großen Wandelsternen, der Merkur, einen Durchmesser von 670 deutschen Meilen (5025 Km.) hat, betragen die Durchmesser der Planetoiden nur einige wénige, der kleinste nur drei Meilen (23 Km.)

Wollt ihr euch von der Größe und den Entfernungen der Sonne und der Planeten eine Vórstellung machen, so bedenket Folgendes:

Wäre der Mond so groß wie ein Hirsefórnlein, so würde die Erde einem Hansfórnlein, der Jupiter einer kleinen Bohne und die Sonne einem Kürbisse von 1 $\frac{1}{2}$ ' (= 47 cm.) im Durchmesser entsprechen.

Und wenn das Hirsefórnlein von dem Hansfórnlein  $\frac{1}{2}$ " (= 1.3 cm.) weit entfernt steht, so ist der Kürbiß von ihm 16' (= 5 m.) weit entfernt. Die Bohne stünde von dem Kürbiß fast sechsmal so weit ab, nämlich 85' 3" (= 30 m.), und der Neptun, der äußerste Planet, würde wieder fast sechsmal so weit vom Kürbisse entfernt stehen, nämlich 82° 4' 9" (= 156 m.), d. h. beiláufig 220 Schritte eines erwachsenen Mannes.

## 82.

Wenn dir ins Aug' die Tráne bricht,  
So ringe, bis die Stérne scheinen;  
Dann heb' dein Aug' zum Stérnenlicht,  
Das trocknet alles Weinen.

Ludwig Pfau.

## 83. R ä t f e l .

Von Schiller.

Auf einer großen Weide gehen  
Biel tausend Schafe silberweiß:  
Wie wir sie heúte wandeln sehen,  
Sah sie der alleráltste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben  
Aus einem unerschöpften Bórn;  
Ein Hirt ist ihnen zugegeben  
Mit schön gebog'nem Silberhorn.

Er treibt sie áus zu gold'nen Thoren,  
Er überzáhlt sie jéde Nacht,  
Und hat der Lámmer keíns verloren,  
So óft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund\* hilfst sie ihm leiten,  
Ein muntreer Widder\* geht vorán.  
Die Herde, kannst du sie mir deúten?  
Und auch den Hirten zeig' mir an.

## 84. Der gute Kamerad.

Von Uhland.

Ich hatt' einen Kameráden,  
Einen bessern find'st du nit.  
Die Trommel schlug zum Streite,  
Er ging an meiner Seite  
Im gleichen Schritt und Trítt.

Eine Kúgel kam geflogen,  
Gilt's mir, oder gilt es dir?  
Ihn hat es weggerissen,  
Er liegt mir vor den Fússen,  
Als wár's ein Stück von mir.

Will mir die Hánd noch reichen,  
Derweil ich eben lád'.  
Kann dir die Hand nicht geben,  
Bleib du im ew'gen Lében,  
Mein guter Kamerád.

## 85.

1. Wer mutig für sein Vaterland gefallen,  
Der baut sich sélbst ein ewig Monumént  
Im treuen Herzen seiner Lándesbrüder,  
Und dies Gebäude stürzt kein Sturmwind nieder.

Körner.

2. Sei unverzagt und wánke nicht  
Im treuen Dienste deiner Pflicht.

J. Hammer.

## 86. Kúbezahí.

Von S. Metke.

### I.

Zwischen Böhmen und Preußen liegt das Riesengebirge, und in diesem hauset der freundliche Geist Kúbezahí. Der hilft den Gúten, wenn sie zu ihm Vertraúen haben und seiner Unterstützung bedürfen, den Unartigen und Hochmütigen spielt er dagegen manchen Schábernaçk. Wenn die Menschen garstige Móden annehmen, so ärgert ihn das. Als Kúbezahí hörte, daß aus fremden Lánden eine neue Háartracht aufgekommen und so viele Leute in dem Stádtchen Hirschberg\* begierig seien, dieselbe zu trágen, begab er sich dorthin auf den Jáhrmarkt und hatte Perúcken feil. Die waren alle ganz nach der neuesten Móde, so hoch, so lang und so kóstbar, als man nur immer finden konnte. Da konnte es freilich nicht fehlen, daß Kúbezahí seinen ganzen Kram in kurzer Zeit los wurde. Als aber die Káufer am anderen Tage in den neuen Perúcken über die

Gäffen gingen, gab es ein großes Geschrei, und die Buben liefen hinter ihnen her, denn es fand sich, daß jene statt einer Perücke ein wunderliches Genist von Moos, Heu und Werg\* auf dem Kopfe trugen. Aber der schelmische Handelsmann, den sie dieses Streiches wegen zur Rede setzen wollten, war längst zum Thore hinaus.

## II.

Ein vorwitziger, grober Geselle, der auf der Wanderschaft nach Böhmen unterwegs von Rübezahl hatte erzählen hören, wollte, wie er in die Nähe der Schneekoppe\* kam, ihn selbst zu Gesicht bekommen. Dasselbst forderte er ihn mit ungeschliffenen Worten heraus und rief: „Rübezahl, Bärenhäuter, Hundspfote, wo sitztest du? Laß mich von deiner Kunst was sehen, wenn du eine verstehst.“ Was geschah da? Ehe sich's der tölpische Bursche versah, stand Rübezahl dicht vor ihm, mit einer langen Gerte in der Hand, sah ihn grimmig an und sprach: „Ei, du ungehobelte Geselle, wer hat dich so schimpfen gelehrt? Gehst du deshalb in der Welt herum, daß du solch grobes Wesen erlernst?“ Der Bursch, über die maßen erschrocken, bat inständig um Verzeihung, wollte alles nur aus Scherz gesagt haben und das nie wieder thun. Rübezahl aber, den die unhöflichen Worte zu sehr erzürnt hatten, nahm durchaus keine Entschuldigung an, sondern entgegnete: „Nein, mein Junge, ich muß dir einen Denkschilling geben, damit du ein andersmal lernst, dein grobes und vorschnelles Mundwerk im Zaume zu halten.“ Damit nahm er die Gerte und strich den Burschen, wie derselbe seit seinen Kindesjahren niemals erfahren hatte. Als Rübezahl inne hielt, mußte ihm jener gelöben, höflicher zu werden, auch die Rute, die ihn gezüchtigt hatte, zum Andenken mitzunehmen. Hierauf wanderte der gebesserte Geselle nach Prag weiter; als er jedoch nach dem ersten Nachtlager sein Geschenk ansah, da entdeckte er, daß sich die Rute in Golddraht verwandelt hatte.

## 87.

1. Frage nicht, was ändre machen,  
Acht' auf deine eig'nen Sachen.
2. Mit seltsamen Geberden  
Gibt man sich viel Pein;  
Kein Mensch will etwas werden,  
Ein jeder will schon etwas sein.

Goethe.

3. Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.

4. Sei freundlich gegen jedermann  
Und den Gesetzen unterthan,  
Denn wo der Eigensinn sich bläht,  
Wird nichts als Unheil ausgesät.

Aus dem Griechischen des Bias von Dörr.

## 88. Die beiden Ziegen.

Von Grimm.

Zwei Ziegen begegneten einander auf einem schmalen Stege, der über einen tiefen, reißenden Waldstrom führte; die eine wollte hinüber, die andere herüber.

„Geh' mir aus dem Wege,“ sagte die eine. „Das wäre mir schön,“ rief die andere. „Geh' du zurück und laß mich hinüber; ich war zuerst auf der Brücke.“ „Was fällt dir ein?“ versetzte die erstere; „ich bin so viel älter als du und sollte dir weichen? Nimmer!“ Beide bestanden immer härtnäckiger darauf, daß sie einander nicht nachgeben wollten; jede wollte zuerst hinüber, und so kam es zum Zanke, zum Streite und zu Thätlichkeiten. Sie hielten ihre Hörner vorwärts und rannten zornig gegeneinander. Vom heftigen Stöße verloren aber beide das Gleichgewicht; sie stürzten miteinander über den schmalen Steg hinab in den reißenden Waldstrom, aus welchem sie sich nur mit Mühe ans Ufer retteten. Der Eigensinnige und der Härtnäckige fügt sich gemeiniglich selbst den größten Schaden zu.

## 89. Die Katzen und der Hausherr.

Von Lichtwer.

Tier und Menschen schliefen feste,  
Selbst der Hausprophete schwieg,  
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste  
Von den nächsten Dächern stieg.

In dem Vorsaal eines Reichen  
Stimmten sie ihr Liedchen an,  
So ein Lied, das Stein erweichen,  
Menschen rasend machen kann.

Hinz,\* des Murners\* Schwiegervater,  
Schlug den Takt erbärmlich schön,  
Und zweien abgelebte Kater  
Quälten sich, ihm beizustehn.

Endlich tänzen alle Katzen,  
Poltern, lärmern, daß es krächt,  
Zischen, heulen, sprudeln, kräzen,  
Bis der Herr im Haus erwacht.

Dieser springt mit einem Prügel  
In dem finstern Saal herum,  
Schlägt um sich, zerstößt den Spiegel,  
Wirft ein Duzend Tassen um;

Stolpert über ein'ge Späne,  
Stürzt im Fallen auf die Uhr  
Und zerbricht zwei Reihen Zähne:  
Blinder Eifer schädet nur.

1. Wer másslos handelt, verdirbt sich sélbst. Sophokles.
2. Der Mensch hat dreierlei Wege, klug zu handeln: erstens durch Náchdenken, das ist der édelste; zweitens durch Náchahmen, das ist der leichteste; und drittens durch Erfahrung, das ist der bitterste. Confucius.

### 91. Der Csálóka Peter.

Der Csálóka\* Peter ist der ungarische Cúlenspiegel. — Einst kam er in ein Wirtshaus, in welchem zwei reiche Bauern wacker zéchten. Csálóka Peter gab heimlich dem Wirte zwanzig Gulden mit den Wórtten: „Ich zahle die Zeche im voraus.“ Dann gesellte er sich zu den Bauern und ließ fünf Halbe Hegghaler\* Weín aufstischen. Da gabs nun ein Trinken und Schreien, daß die Fénster zitterten. Als die Flaschen geléert waren, stand Csálóka Peter auf, nahm sein Káppchen vom Haupte, schwang es dreimal im Kreise herúm, warf's auf die Erde und rief dem Wirte zu: „Wirt, ist die Zeche bezáhlt?“ „Ja, Edelgeboren!“ lautete die Antwort. Csálóka Peter befáhl nun, noch fünf Halbe zu bringen, und setzte sich nieder, um sie aússtechen zu helfen. Als die Flaschen wieder léer geworden waren, stand er ábermals auf, schwang sein Káppchen dreimal im Kreise herum und plátschte es auf den Bóden. Auf seine Fráge, ob die Zeche bezáhlt sei, antwortete der Wirt ábermals voll Únterthánigkeit: „Ja, Edelgeboren!“ Darauf wurden nóch fünf Halbe verlangt, gebracht, getrunken und für bezáhlt erklärt, nachdem Csálóka Peter sein Manóver\* mit dem Káppchen zum drittenmal vorgenommen hatte. Die Bauern dachten nun nichts ánderes, als daß Peters Káppchen die Záuiberkraft besitze, je fünf halbe Weín beim Wirte bezáhlt zu machen. Sie begannen deshalb mit Peter um dasselbe zu hándeln. Der aber verlangte zweihundert Gúlden dafür. Das schien dem einen zu víel, der andere aber schlug ein, und sie kauften das Káppchen um zweihundert Gulden. Peter entfernte sich aus dem Wirtshause. Die Bauern ließen sich noch fünf Halbe Weín geben. Nachdem sie aúsgetrunkten hatten, stand der eine von ihnen auf, stellte sich breitbeinig in die Stúbe, schwang mit dumm ernster Záuibermiene das Káppchen dreimal im Kreise und schleuderte es auf die Dielen. Dann wandte er den Kopf gegen den Wirt und fragte mit nachlássiger Zúbersicht: „Wirt, ist die Zeche bezáhlt?“ „Nein, dummer Láßlo,\*“ lautete die Antwort. Die Bauern stútzten anfangs und mach-

ten Gesichtern wie die Schafe, wenn's zu regnen anfängt; dann aber fuhr ihnen der Zusammenhang der Dinge wie auf einmal durch den Kopf, und sie schimpften auf den Esaloka Peter, daß er sie betrogen habe. Sie machten sich eilig auf den Weg, ihn einzuholen und zu züchtigen. Sie erreichten ihn auch wirklich. Ohne viel Federlesens zu machen, banden sie ihm die Hände, steckten ihn in einen Sack, welchen sie oben züknüpften, und warfen ihn auf den Wagen. Nun flogen die Kofse über die Pusta\* dahin der Dónau zu, in welche der arme Esaloka Peter geworfen werden sollte. Und dieses Los ward ihm von den Bauern auch angezeigt. Endlich kam man bei einer Esárda\* an. Hier blieben die vier Kofse stehen, und die Bauern gingen in die Stube, aus welcher Zigeunermusik ertönte. Während sich Váşlo und sein Kamerad unter die Tänzer und Trinker mischten, schrie Esaloka Peter in seinem Sacke auf dem Wagen aus vollem Halse: „Rettet mich, rettet mich! Man will mich zum Vicegespan machen, und ich will es nicht werden.“ — Das hatte er noch nicht oft gerufen, als ein Zuhasz (Schafhirt) gegen drei- bis viertausend Schafe vorübertrieb. Als er den Esaloka Peter so schreien hörte, ging er zum Wagen und öffnete den Sack. Esaloka Peter stieg heraus, und der Zuhasz bat ihn, er möge ihm zur Obergespanswürde behilflich sein. „Da kriech du nur in den Sack hinein und deine Schafe überlasse mir,“ sprach der Esaloka Peter. Der Zuhasz ließ sich einsacken und Peter trieb die Schafe fort und pfiß sich eins. Die Bauern kamen bedeutend illuminiert aus der Esárda, und fort ging's an die Dónau, daß die Räder glühten. Am Ufer angelangt, warfen sie den Zuhasz ins Wasser. — Als sie zurückfuhr, erblickten sie den Esaloka Peter, den sie doch soeben in die Dónau geworfen zu haben vermeinten, wie er einige Tausende der prächtigsten Schafe vor sich hertrieb und gar lustig pfiß. „Was Geier! Wo kommst du her?“ schrien ihm die Bauern verwundert entgegen. „Aufrichtig gesagt, von der Donau! Eljen,\* Freunde! das ist euch dort ein Leben!“ und Peter krächte vor Freude wie ein Hahn und stampfte mit den Füßen, als hätte er zehn Säcke voll Glück in jeder Westentasche. Die Bauern fragten nun neugierig weiter: „Freund! Wo hast du denn die Schafe her?“ „Die Schafe?“ erwiderte Peter. „Aus der Donau, liebe Freunde. Willton! Ist das schön in der Donau! Wie ich hineinkomm', seh' ich vielleicht so zwanzig Millionen Schafe. Da hieß es nun: Nimm dir, Esaloka Peter, soviel du willst und förttreiben kannst. Ich trieb die ersten besten weiter, und da seht ihr sie. Es sind vielleicht die schlechtesten. Wenn ihr hinkommt, findet ihr schon bessere.“

„Isten!“ schriean die Bauern. „Umgekehrt! Schafe geholt!“ Und wieder flogen die Pferde der Donau zu. Als die Bauern am Ufer angekommen waren, sagte Láslo zum Miska: \* „Spring du zuerst hinein! Und wenn du dort viele Schafe siehst, so wink' mir, ich werd' dir wegtreiben helfen.“ Und der Miska sprang ins Wasser. Das lief ihm aber sehr zudringlich in den Mund, und er winkte dem Láslo. Láslo meinte, Miska sehe sehr viele Schafe, er sollte ihm helfen kommen, und er sprang also dem Miska nach.

So hatte der Esaloka Peter diese zwei, ohne sie einzusacken, in die Donau gebracht.

## 92.

1. Nur dem ist Reichtum gut, der ihn mit gutem Fleiß  
Erworben hat und ihn gut anzuwenden weiss. Rückert.
2. Das böse Geld! die böse Welt!  
Traut keiner Außenseite!  
Die Leute machen falsches Geld,  
Das Geld macht falsche Leute. Haug.

## 93. Was ist's?

Es ist ein braver, schlichter Mann;  
Die Stadt sieht ihn nur dann und wann.  
Denn wo Paläste herrlich schimmern,  
In staub'gen Gassen, blanken Zimmern,  
Da ist für ihn die Heimat nicht;  
Er ist zu arm, er ist zu schlicht.  
Auch ist's ein wunderkleines Häuschen,  
Für Späßen groß genug und Mäuschen,  
Tapeten gibt es in ihm nicht;  
Es ist zu arm, es ist zu schlicht.

Friedr. Oldenberg.

## 94. Der Löwe.

Von Lenz.

Der Löwe erhascht wie alle Katzenarten seine Beute im Sprünge und greift einen Menschen oder ein Tier, das nicht vor ihm flieht, nie an, ohne sich in einer Entfernung von zehn bis zwölf Schritten niedergelegt und seinen Sprung gemessen zu haben. Dieser Umstand wird von den Jägern benützt, und es ist zur Regel geworden, nie auf einen Löwen

zu schreien, als bis er sich legt, und man in der kurzen Entfernung so sicher zielen kann, daß man ihn gewiß gerade vor den Kopf trifft. Will es das Unglück, daß man einem Löwen unbewaffnet begegnet, so ist das einzige Rettungsmittel Mut und Gegenwart des Geistes. Wer entflieht, ist unfehlbar verloren; wer ruhig stehen bleibt, den greift der Löwe nicht an. Man muß es sich nicht irren lassen, wenn er auch nahe heran kommt und sich wie zum Sprunge hinlegt; er wird diesen Sprung nicht wagen, wenn man nur Mut genug hat, unbeweglich wie eine Bildsäule stehen zu bleiben und ihm ruhig ins Auge zu schauen. Die erhabene Gestalt des Menschen flößt dem Löwen, vorausgesetzt, daß er den leichten Kampf mit dem Menschen noch nicht versucht hat, Ehrfurcht und Mißtrauen in seine eigene Kraft ein, und eine ruhige Haltung verstärkt diesen Eindruck mit jedem Augenblicke. Man würde ihn stören, sobald man durch eine unbedachtsame Bewegung entweder dem Löwen die eigene Furcht verriete oder ihn zur Verteidigung aufzufordern schiene. Der Ausgang beweist, daß er sich selbst nicht minder gefürchtet hat als der Mensch; denn nach einiger Zeit erhebt er sich langsam, geht unter beständigem Umsehen einige Schritte zurück, legt sich wieder, entfernt sich abermals in immer kürzeren Zwischenräumen und nimmt endlich, wenn er ganz außer den Wirkungskreis des Menschen gekommen zu sein glaubt, in vollem Laufe die Flucht. So einstimmig nun auch diese Thatsache von Landleuten aus allen Theilen der Kapkolonie\* versichert wird, so mag dennoch der Versuch eben nicht oft angestellt worden sein.

Vormals, als es der Löwen dort noch mehr gab, und die Kolonisten noch nicht auf seine Jagd eingelernt waren, stellte man große gemeinschaftliche Jagden auf einen Löwen an, suchte ihn in die Ebene zu locken und schloß einen großen Kreis um ihn her. Sowie er an einer Seite durchbrechen wollte, ward von der entgegengesetzten auf ihn geschossen, und indessen er sich nun zornig dahin wandte, trafen ihn von der rechten und linken so viel Kugeln, bis er fiel. Jetzt aber geht man selten anders als selbständer auf die Löwenjagd, und recht fertige Schützen, die ihres Schusses gewiß sind und sich darauf verlassen können, daß ihr Gewehr nicht versagt, wagen es auch wol, ganz allein die Spur eines Löwen zu verfolgen und ihn in seinem Schlupfwinkel aufzusuchen. Gefährlich bleibt ein solches Unternehmen allerdings, und man erlebt häufige Unglücksfälle. Hier ein paar Beispiele:

Der Feldkommandant Tjaard van der Wäld und sein Bruder Johannes verfolgten nicht weit von ihren Wohnplätzen am östlichen Abhange

der Schneeberge die Spur eines großen Löwen, der unter ihren Heerden großen Schäden angerichtet hatte, und fanden ihn endlich in einer mit rauhem Gebüsch bewachsenen Schlucht. Sie nahmen ihre Stellung zu beiden Seiten des Ausganges und schickten ihre Hunde hinein, um den Löwen herauszujagen. Das glückte denn auch; der Löwe stürzte nach der Seite des letztgenannten Bruders hervor, legte sich zum Sprunge und ward von ihm geschossen. Unglücklicherweise hatte aber der Schuß nicht recht getroffen, sondern nur das Ohr und die eine Seite der Brust gestreift. Nach einer kurzen Betäubung von wenigen Sekunden erholtte sich das Tier und stürzte nun wütend vor Schmerz mit solchem Grimm gegen den Jäger, daß er kaum Zeit hatte, sich aufs Pferd zu werfen und noch einen Versuch zum Entfliehen zu machen. Aber in wenig Säzen hatte ihn der Löwe ereilt, war dem Pferde auf den Rücken gesprungen, das nun, niedergedrückt von der Last, nicht mehr von der Stelle kommen konnte, und schlug seine Taten dem Unglücklichen in die Schenkel, mit den Zähnen zugleich ihn an den Unterkleidern packend. Indessen er sich mit aller Kraft an das Pferd klammert, um nicht heruntergerissen zu werden, hört er seinen Bruder hinter sich herangeloppien und ruft ihm zu, nur um gotteswillen loszuschleßen, möge es treffen, wen es wolle. Der wackere Tjaard springt vom Pferde, legt ruhig an und schießt den Löwen durch den Kopf, und wunderbar glücklich schlägt die Kugel durch den Sattel, ohne weder Roß, noch Reiter zu verletzen.

Nicht so glücklich war ein anderer Namens Rendsburg, der mit einem Better eben dieses Namens auf die Löwenjagd ging. Das Abenteuer nahm ganz denselben Gang, aber der Löwe sprang von der Seite auf den Reiter los und packte mit den Zähnen dessen linken Arm. Der feige Gefährte, statt dem Unglücklichen beizustehen, entfloh, um ein paar Hottentotten\* zuhilfe zu rufen, die nicht weit von da an einem andern Ausgange des Gebüsches angestellt waren. Indessen hatte Rendsburg das letzte Rettungsmittel versucht, und während das Tier mit wütenden Bissen seinen linken Arm zerfleischt und zersplittert, mit dem rechten ein Messer aus der Tasche gezogen und damit der grimmigen Katze die Brust an mehreren Stellen durchbohrt. Die Herbeieilenden fanden ihn vom Pferde gerissen, in seinem Blute schwimmend, den Arm und die ganze linke Seite auseinander gerissen, auf ihm den todten Löwen, das Messer noch im Herzen. Nach wenigen Minuten gab auch der mutige Kämpfer, erschöpft vom Blutverluste, seinen Geist auf.

## 95.

1. Tausend Tode stirbt der Feige,  
Doch der Mut'ge stirbt nur einmal. O s w. Marbach.
2. Kühnheit, wenn sie sich eint mit der Weisheit, bringet dir Ségen;  
Wandelt sie aber allein, folget Verdérben ihr nach.  
Aus dem Griechischen des Euenos. Stelter.

## 96. Der Eispalast.

Von Fischer.

Je größer die Kälte, desto härter das Eis. Die Härte, welche zuweilen das Eis im Norden erreicht, ist so bedeutend, daß es sich kaum mit einem Hammer zerschlagen läßt. Folgende Thatsache spricht am besten für diese Behauptung. In dem äußerst strengen Winter von 1740 befahl die Kaiserin Anna von Rußland, in St. Petersburg aus dem Eise der Nema einen Palast zu erbauen, und gab natürlich die Kosten dazu her. Derselbe erhielt eine Länge von  $50\frac{1}{2}$  Fuß (16 m.), eine Breite von  $16\frac{1}{2}$  Fuß (5 m.) und eine Höhe von 20 Fuß ( $6\frac{1}{2}$  m.) Alle Stücke, deren man sich bediente, waren wie Quadersteine geformt und nach den Regeln der Baukunst aufeinandergelegt; selbst Stühle und Tische, Schranken und Kommoden,\* Angel, Schlüssel, Fensterscheiben u. dgl. bestanden aus Eis. Vor dem Palaste sah man ferner zwei Bombenmörser und sechs gewöhnliche Kanonen mit Lafetten\* aus derselben Masse. Daß aus diesen Geschützen gefeuert werden konnte, ohne sie zu zersprengen, liefert für die fast unglaubliche Härte des Eises bei strenger Kälte offenbar den deutlichsten Beweis. Anfangs schoß man zwar nur mit fest gedrehten hansenen, zuletzt aber mit eisernen Kugeln. Die Ladung bestand außerdem gewöhnlich noch aus einem Viertelpfund Pulver. Merkwürdig genug enthielt der Eispalast auch eine Bädestube, die, was gewiß Bewunderung im höchsten Maße erregt, wirklich einmal geheizt worden ist. Nach ungefähr zwei Monaten verschwand das kunstvoll aufgebaute Haus allmählig wieder. Außer einigen großen Stücken, welche in die kaiserlichen Eiskeller gebracht worden waren, verzehrte ihn nämlich gegen Ende März die angenehme Frühlingswärme.

## 97. Rätsel.

1. Im Winter leb' ich,  
Im Sommer sterb' ich;  
Und nimmst du mir mein Schwänzchen ab,  
So roll' ich dir vom Tisch hinab.

2. Wie lange trug man Wasser im Sieb?  
So lange nur, als es gefrören blieb. J. Sturm.

## 98. Das Märchen vom Mann im Mond.

Von Bechstein.

Vor uralten Zeiten ging einmal ein Mann am lieben Sonntagmorgen in den Wald, haute\* sich Holz ab, eine großmächtige Welle, band sie, steckte einen Stäffelstoß\* hinein, huckte\* die Welle auf und trug sie nach Hause.

Da begegnete ihm unterwegs ein hübscher Mann in Sonntagskleidern, der wollte wol in die Kirche gehen, blieb stehen, redete den Wellenträger an und sagte: „Weißt du nicht, daß auf Erden Sonntag ist, an welchem Tage der liebe Gott ruhete, als er die Welt und alle Tiere und Menschen geschaffen? Weißt du nicht, daß geschrieben steht im dritten Gebote: Du sollst den Feiertag heiligen?“ Der Fragende aber war der liebe Gott selbst; jener Holzhauer jedoch war ganz verstockt und antwortete: „Sonntag auf Erden oder Montag im Himmel, was geht das mich an, und was geht es dich an?“

„So sollst du deine Reifigwelle tragen ewiglich!“ sagte der liebe Gott, „und weil der Sonntag auf Erden dir so gar unwert ist, so sollst du fürder ewigen Montag\* haben und im Mond stehen, ein Warnungsbild für die, welche den Sonntag mit Arbeit schänden!“

Von der Zeit an steht im Mond immer noch der Mann mit dem Holzbündel und wird wol auch so stehen bleiben bis in alle Ewigkeit.

## 99.

Was schlichtet, Herz, den Streit, der dich mit dir entzweit?  
Die Gottesfurcht, die dich von aller Furcht befreit. Rückert.

## 100. Die wandelnde Glocke.

Von Göthe.

Es war ein Kind, das wollte nie	Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt,
Zur Kirche sich bequemen,	Und so ist dir's beföhlen,
Und Sonntags fand es stets ein Wie,*	Und hast du dich nicht hingewöhnt,
Den Weg ins Feld zu nehmen.	Sie kommt und wird dich hólen.“

Das Kind, es denkt: Die Glocke hängt Sie wackelt schnell, man glaubt es  
Da droben auf dem Stühle. kaum;  
Schön hat's den Weg ins Feld gelenkt, Das arme Kind im Schrecken  
Als lief es aus der Schule. Es läuft, es kommt, als wie im Traum;\*  
Die Glocke wird es decken.

Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr, Doch nimmt es richtig seinen Hüschen,  
Die Mutter hat gefäckelt.\* Und mit gewandter Schnelle  
Doch Welch ein Schrecken hinterher! Eilt es durch Anger, Feld und Büsch  
Die Glöcke kommt gewackelt. Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jéden Sonn- und Feiertag  
Gedenkt es an den Schaden,  
Lásst durch den ersten Glockenschlag,  
Nicht in Persón sich laden.

## 101.

1. Gott will uns über Leichen  
Und alle Schrecken der Natur  
Die Väterhand herüberreichen,  
Doch reicht er sie dem Gláuben nur. Lenau.

## 2. Volksrätsel.

Es steht auf der Maúer,  
Ruft Bürger und Baúer. K. Simrock.

## 102. Der geheilte Patient.

Von Hebel.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel\* doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen gottlob der arme Mann nichts weiß; denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Sesseln und seidenen Betten, wie jener reiche Amsterdamer\* ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnstuhl und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: „Windet's draußen, oder schnauft der Nachbar so?“ — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls, bald etwas kaltes,

bald etwas wärmeres, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile bis an den Abend, also, daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Nachtessen anfing. Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett und war so müde, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen, oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war wie ein Mälter sack. Essen und Schlaf wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er dreihundert fünfundsechzig Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Ärzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm räten. Er verschluckte ganze Feüereimer von Mixturen und ganze Schaufeln von Pulver und Pillen wie Enten-Eier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apothek. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts, denn er befolgte nicht, was ihm die Ärzte befahlen, sondern sagte: „Foudre,\* wofür bin ich ein reicher Mann, wenn ich leben soll wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld?“ Endlich hörte er von einem Arzte, der hundert Stunden weit weg wohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschauet, und der Tod gehe ihm aus dem Wege, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzte faßte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und dachte: Wart, dich will ich bald kuriert haben. Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund! Ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Tier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und Ihr müßt zu mir kommen. Aber für's erste dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Kößlein reiten, sondern auf des Schühmachers Rappen, sonst schüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Für's andere dürft Ihr nicht mehr essen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüse, mittags ein Brätwürstlein dazu und nachts ein Ei und am Morgen ein Fleischsupplein mit Schnittlauch drauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, also, daß er Euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rat, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahre den Kukul nimmer schreien. Thut, was Ihr wollt.“ Als der Patient so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich

den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wol eine Schnecke hätte können sein Vörreiter sein, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon länge nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Tau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Feld so rot, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Hérberge ging, war's schöner, und er ging leichter und münterer dahin, und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wol, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Hérzwasser liefe mir.“ Als er zum Doktor kam, nahm ihn dieser bei der Hánd und sagte ihm: „Jetzt erzählt denn noch einmal von grúndaus, was Euch fehlt.“ Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt gottlob nichts, und wenn Ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freúen.“ Der Doktor sagte: „Das hat Euch ein guter Geist geraten, daß Ihr meinem Rat gefólgst habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leibe, deswegen müßt Ihr wieder zu Fuß heimgenhen und daheim fleißig Hólz sägen, das niemand sieht, und nicht méhr essen, als Euch der Hunger máhnt, damit die Eier nicht aússchlüpfen, so könnt Ihr ein alter Mann werden,“ und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Rauz, und ich versteh' Euch wol,“ und hat nachher dem Räte gefólgst und siebenundachtzig Jahre, vier Monate, zehn Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neújahr dem Arzte zwanzig Dublonen\* zum Geschénte geschickt.

### 103.

1. Arbeit, Mässigkeit und Rüh'  
Schliesst dem Arzt die Thüre zu.
2. Das reichste Kleid  
Ist oft gefüttert mit Hérzeleid.
3. Ein frohes Herz, gesundes Blút  
Ist besser, als viel Geld und Gut.

### Rätsel.

4. Den Reichen bin ich nie,  
Den Armen öft beschieden,  
Wer mich entbehren muss,  
Ist wieder nicht zufrieden.

K. Simrock.

### 104. Johann Peter Hebel.

Das voranstehende Lesestück hat euch gewiß ebenso sehr gefallen, wie alle, welche der Dichter Hebel verfaßt hat. Es wundert mich daher keineswegs, daß ihr von diesem Schriftsteller etwas näheres zu erfahren wünschet, und gerne will ich euch aus seiner Biographie (Lebensgeschichte) einiges mittheilen.

Dort, wo Deutschlands schönster Strom, der Rhein, ein Rnie macht, liegt die Stadt Bâsel. Hier wurde im Jahre 1760 unser Hebel geboren. Sein Vater war ein armer Weber, welcher sich in dem Dorfe Hausen im Schwarzwalde, nördlich vom Rheinknie, niederließ. Sein Söhnchen zeigte schon früh außerordentlich viel Verstand und Gemüt, dabei war es immer lustiger Dinge; der Humor ist eine Gabe Gottes, deren sich Hebel von seiner Jugend bis in das späte Mannesalter in gleichem Maße erfreute. Frühzeitig verlor unser Dichter seinen Vater, aber ein Freund desselben schickte den talentvollen Knaben auf das Gymnasium; wie so viele tausend andere Studentchen half sich auch Hebel in den oberen Klassen durch Privatunterricht selber fort. Er studierte Theologie, um dereinst als protestantischer Pfarrer und Lehrer wirken zu können. Im Jahre 1791 wurde er Professor an dem Gymnasium in Karlsruhe, der Hauptstadt des Großherzogtums Baden.

Wenn ihr heute in den südlichen Schwarzwald, in Hebels Heimat kommt, so werdet ihr daselbst sein Andenken hoch geehrt finden. Da erblickt ihr Hügel mit schönen Ausichten, Gärten und öffentliche Belüftungsorte, die alle nach seinem Namen benannt sind. Die Leute sind stolz auf ihren berühmten Landsmann. Aber so war es nicht immer. — Als Hebel seine Gedichte drucken ließ, waren seine Landsleute darüber so erbittert, daß sie den lieben Professor gesteinigt hätten, wenn die Steine von Hausen nach Karlsruhe geflogen wären. Warum doch? Hebel bediente sich nicht der höchdeutschen Sprache, sondern des Dialektes seiner Heimat, also der schwäbischen, oder wie man sie auch nennt, der alemännischen Mundart. Das hielten die Bauern für eine Verspöttung ihrer Sprache; und da Peter Hebel das in Verse brachte, was das Volk sich erzählte, glaubte und thát,

so meinten sie, er mache sich über sie lustig. Heutzutage weiß man das freilich besser. Die Liedchen des Volkes sind ja zumeist viel schöner und gemütreicher als andere, und in den Erzählungen der Landleute liegen große Schätze von Klugheit, Frömmigkeit und Fröhlichkeit. Und Hebel war ein Freund lustiger Geschichten und fröhlicher Leute. Er war seine Lebtag guter Laune und dabei doch ein frommer, edler Herr. Das entnehmt ihr alle sehr leicht aus den Lesebüchern, die von ihm in diesem Buche aufgenommen sind. Jedermann liebte ihn und die Regierung beförderte ihn zum Prälaten und zum Inspektor aller Schulen des Landes Baden. Er starb vor fünfzig Jahren (1826) auf einer Inspektionsreise. Und nun merkt euch auch den Titel der Zeitung, in welcher er seine lustigen und belehrenden Erzählungen niederschrieb; sie hieß „Rheinischer Hausfreund.“

### 105.

1. Ernst ist das Leben, heiter die Künst. Schiller.
2. Ein heitrer Geist, ein froher Sinn,  
Sie sind der Menschheit beste Gabe;  
Und wird die Weisheit früh die Gutsverwalterin,  
So reicht der Vorrat bis zum Grabe. Pfeffel.

### 106. Der Zeisig und die Nachtigall.

Von Gellert.

Der Zeisig war's und eine Nachtigall,  
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hingen.  
Die Nachtigall fing an, ihr göttlich Lied zu singen,  
Und Damons kleinem Sohn gefiel der Schall.  
„Ach, welcher singt von beiden doch so schön?  
Den Vogel möcht' ich wirklich seh'n!“  
Der Vater macht ihm diese Freude,  
Er nimmt den Vogel gleich herein.  
„Hier,“ spricht er, „sind sie alle beide;  
Doch welcher wird der schöne Sänger sein?  
Getraust du dich, mir das zu sagen?“  
Der Sohn läßt sich nicht zweimal fragen,  
Schnell weist er auf den Zeisig hin;  
„Der,“ spricht er, „muß es sein, so wahr ich ehrlich bin!  
Wie schön und gelb ist sein Gefieder!  
Drum singt er auch so schöne Lieder;  
Dem andern sieht man's gleich an seinen Federn an,  
Daß er nichts kluges singen kann.“

## 107.

1. Der Schein trägt.
2. O seliges Gefühl,  
Den Edlen zu gefallen!  
Du bist das grosse Ziel,  
Nach dem die Guten wallen.

Göckingk.

## 108. Die Pintscher.

Von Brehm.

Der Bau des Schädels und des Gerippes läßt die Pintscher als eigentümliche Hunde erscheinen. Man unterscheidet hauptsächlich die glatthaarigen und die stachelhaarigen oder die Ratten- und Affenpintscher. Erstere ähneln in ihrem Gesamtbau dem Dächshunde, jedoch ist ihr Körper ziemlich schlank, der Kopf stark, die Schnauze ist lang und gerade abgestumpft, die Beine sind mittelhoch und gerade, der Schwanz ist glatt, er wird nach rückwärts oder vorwärts gekrümmt getragen. In der Jugend schneidet man den Pintschern gewöhnlich den Schwanz und die Ohren ab und verhäßlicht hierdurch die Tiere in unverantwortlicher Weise. Alle Pintscher sind äußerst kluge, höchst muntere und über alle maßen jägdbegierige Hunde. Sie fangen mit der größten Liebhaberei Ratten, Mäuse, aufwühlende Maulwürfe und sind geradezu unermülich in der Verfolgung dieser Tiere. Als Hausgenosse des Menschen sind sie eben nicht zu empfehlen, weil sie wegen ihrer steten Unruhe ihrem Herrn oft mehr Verdrüß als Freude machen; dagegen eignen sie sich vortrefflich für Leute, welche reiten oder mit schnellen Pferden fahren; denn am allerliebsten begleitet der Pintscher seinen Herrn, wenn er tüchtig rennen und laufen muß. Doch selbst bei den schnellsten Ritten macht er sich noch immer Zeit, jedes Mäuseloch zu untersuchen und jeden Maulwurf im Aufwerfen seiner Haufen zu stören. Die Nase hoch gegen den Wind getragen, späht er nach allen Seiten hin, und wo nur etwas räshelt, naht er sich vorsichtig und leise, steht eine zeitlang unbeweglich, thut plötzlich einen Sprung, schlägt mit den Vorderfüßen in die Erde und hat im nächsten Augenblicke das unterirdisch lebende Geschöpf im Mäule. Genau auf dieselbe Weise jagt er Maulwürfe und zwar mit solchem Eifer, daß er bei einem längeren Spaziergange, wie Lenz sagt, regelmäßig vier bis sechs und zuweilen vierzehn, ja achtzehn Stücke fängt. Die Maulwürfe frißt er nicht, sondern begräbt

fie ; von den Mäusen frißt er ſo viel, bis er vollkommen geſättigt iſt, die übrigen wirft er weg.

Die Fähigkeit im Fangen von Ratten hat natürlich die Aufmerkſamkeit der Engländer beſonders auf ihn gezogen, und weil dieſes launenhafte und grillige Volk, d. h. die reichen Nichtsnutzer deſſelben, ohnehin nicht wiſſen, was ſie anfangen ſollen, um die liebe Zeit tödtzuſchlagen, ſind ſie frühzeitig darauf verfallen, große Rattenjagden abzuhalten und dabei ihre Hände in Thätigkeit zu ſetzen. Damit die Sache doch auch etwas Klug hat, werden dabei außerordentlich große Wetten gemacht, und das Vergnügen bekommt hierdurch, wie dieſes bei den Engländern überhaupt gewöhnlich, durchaus das Gepräge des Glückſpiels. Man kreuzt den Pintſcher noch mit dem kleinen Bulldoggen und erhält dann den wahren Rattenpintſcher, welcher unter dem englischen Namen „Bullterrier“ oder Bulldoggpintſcher bekannt geworden iſt. Dieſer leiſtet allerdings Unglaubliches im Fangen und Todtbeißen der Ratten; denn ſeine Ausdauer und Geſchicklichkeit iſt wirklich bewunderungswürdig. Gewiſſe Leute der City Londons übernehmen es, für die vornehmen jungen Nichtsthuer die nöthige Anzahl von Ratten herbeizuschaffen. Mit dieſen Tieren begibt man ſich in eine alte Niederlage, in einen Keller oder andere derartige Orte, ſtellt ſich ringsum an den Wänden auf, um dem Wild und ſeinen Verfolgern größtmöglichen Spielraum zu gewähren, und läßt nun die Ratten zu Dutzenden, oft zu Hunderten auf einmal laufen. Eine beſtimmte Anzahl von Hunden, gewöhnlich aber doch nur zwei, werden hierauf ausgeſetzt. In einigen verrufenen Stadtvierteln Londons gibt es ſogar förmliche Kampfplätze für dieſe Ratten: Sandplätze, ringsum mit Planken umhegt, hinter denen die Zuſchauer Platz nehmen. Der Beſitzer derſelben gehört regelmäßig den unterſten Volkſchichten an und empfängt von den Zuſchauern außer einem gewiſſen Eintrittsgeld auch noch eine Summe für jeden Rattenkopf. Sobald ſich eine Anzahl von Zuſchauern geſammelt hat, bringt er ſeine Rattenkäfige herbei und läßt die Tiere laufen. Es gibt zunächſt ein unerhörtes Durcheinander; die unglückſeligen Ratten durchſtöbern den ganzen Raum des Sandplatzes in der Hoffnung, einen Ausweg zu finden, rennen in ſchrecklicher Weiſe an einander und geberden ſich, als empfänden ſie eine Vorahnung ihres gräßlichen Endes. Sobald ſie ſich einigermaßen beruhigt haben, bringt der Vorſteher der Arena die Pintſcher herbei und läßt ſie laufen. Und nun beginnt ein Schlachten und Morden ohnegleichen. Wood berichtet, daß er einen dieſer Bulldoggpintſcher gekannt habe, welcher unter dem Namen „Tinty“ wahrhaft

berühmt geworden ist. Derselbe wog bloß fünf und ein halbes Pfund (3 Kg.), und gleichwol war er der allerärgste Feind der Ratten, den man sich denken konnte. In einem Zeitraume von achtundzwanzig Minuten fünf Sekunden — mit solcher Gewissenhaftigkeit beobachteten die Zuschauer das großartige Schauspiel! — hatte er fünfzig Ratten erbissen, und man berechnet, daß dieses ausgezeichnete Tier während seines Lebens mehr als fünftausend Ratten erlegt habe; eine Menge, wie mein Berichtstatter hinzüfugt, die anderthalb Tonnen\* an Gewicht haben mag. Er konnte nicht zurückgeschucht werden, weder durch die Zahl, noch durch die Größe des Wildes, und freute sich am meisten, wenn er recht starken Ratten zu Leibe konnte. Seine Jagd betrieb er in einer sehr regelrechten und klugen Weise. Zuerst suchte er sich die stärksten und kräftigsten Ratten aus, um so die schwierigste Arbeit zu verrichten, während seine Kräfte noch frisch waren; dann wurde es ihm leicht, die übrigen zu vertilgen, selbst wenn er von seiner Arbeit schon etwas angegriffen war. In seinen jungen Jahren rannte er mit solch außerordentlicher Behendigkeit auf dem Sandplage herum, daß es hieß, man könne den Schwanz von seinem Kopfe nicht unterscheiden.

Die geistigen Fähigkeiten aller Pintscher sind sehr beachtenswert. Sie zeigen einen großen Verstand, viel Selbstüberlegung und Geschicklichkeit, sich in alle Lage möglichst gut zu finden. Man kennt viele Beispiele, daß solche Hunde den Wert des Geldes zu würdigen und sich daher Münzen zu verschaffen wußten, um dafür Eßwaren zu kaufen. Ein Hund mit Namen „Peter“ stahl kleine Münzen, wo er sie nur finden konnte, und lief damit zum Bäcker hin, um sich dort Gebäck zu kaufen. Als ihm einmal der Bäcker, dessen eifriger Kunde er war, einen angebrannten Zwieback hinlegte, verließ er ihn im Augenblicke und besuchte fortan einen auf der anderen Seite der Straße, welcher seinen neuen Kunden nach Verdienst ehrte.

## 109.

1. Fang' alles an mit Wólbedacht, führ' alles mit Verstand:  
Was drüber dir begegnen mag, da nimm Geduld zur Hand.

F. v. Logau.

2. Suche nicht vergéb'ne Heilung!  
Unsrer Krankheit Geheimniß  
Schwankt zwischen Übereilung  
Und zwischen Versäumniss.

Göthe.

## 110. Der weiße Hirsch.

Von Umland.

Es gingen drei Jäger wol auf die Birsch,  
Sie wollten erjagen den weißen Hirsch.

Sie legten sich unter den Tannenbaum,  
Da hatten die drei einen seltsamen Traum.

Der Erste.

Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Büsch,  
Da rauschte der Hirsch heraus, husch, husch!

Der Zweite.

Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,  
Da brannt' ich ihm auf das Fell, piff, pass!

Der Dritte.

Und als ich den Hirsch an der Erde sah,  
Da stieß ich lustig ins Hörn, trara!

So lagen sie dá und sprachen, die drei,  
Da rannte der weiße Hirsch vorbei.

Und eh' die drei Jäger ihn recht geseh'n,  
So war er davon über Tiefen und Höh'n.  
Husch, husch! Piff, pass! Trara!

## 111.

1. Müsiggang ist aller Laster Anfang.

2. Es ist besser, das Geringste von der Welt zu thun, als eine halbe  
Stunde für gering zu halten. Göthe.

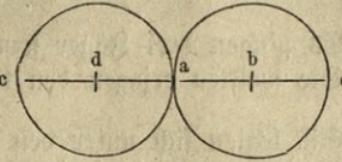
3. Zur Arbeit ist der Mensch só von Natur bestimmt,  
Dass er selbst Arbeit zum Vergnüen unternimmt.

Rückert.

## 112. Ein verlorener Tag.

Du kannst achtzig Tage recht fleißig und brav sein und doch einen  
Tag verlieren; du brauchst nur in der Richtung von Westen nach Osten  
um die Erde zu fahren, wozu du jetzt achtzig Tage nötig hast. Ich will

versuchen, dir das zu erklären. Sieh dir einmal diese zwei Kreise an; sie sollen uns die beiden Hemisphären, das heißt die östliche und westliche

Halbkugel der Erde vorstellen.  Wenn du ein

Italiener wärest, so hättest du vielleicht wie deine Landsleute eine Uhr, welche nicht bloß zwölf, sondern vierundzwanzig Stunden zeigt. Du fährst nun auf einem Schiffe von a weg, um gegen b zu steuern.

Es ist gerade Mitternacht, und deine Uhr geht richtig. Nach zwanzig Tagen langst du in b an. Es ist Mitternacht, aber wolgemerkt, nur auf deiner Uhr. Du glaubst dich aufs andere Ohr legen und noch sechs Stunden schlafen zu können, denn du bist gewohnt, immer um sechs Uhr aufzustehen. Allein du hast die Rechnung ohne die Sonne gemacht; die steht schon am Himmel, bei den Leuten in b ist es eben sechs Uhr früh. Du ärgerst dich und sagst: „Da habe ich also sechs Stunden süßen Schlafes verlor’n.“ Du verweilst in b durch einige Tage und richtest deine Uhr nach den Uhren dieses Ortes. Deine Geschäfte sind besorgt, das Schiff ist mit Kohlen und Wasser versehen, und du fährst weiter, immer gegen Osten, und nach abermals zwanzig Tagen bist du in c. Es ist wieder Mitternacht, wieder willst du dich aufs andere Ohr legen und deine sechs Stündchen aússchlafen. Aber nur deine Uhr zeigt Mitternacht, die Leute in c haben schon Morgen, du hast wieder sechs Stunden verloren, im ganzen also zwölf Stunden.

Und weißt du auch warum? Du kommst von Westen, wohin die Sonne später gelangt, in vierundzwanzig Stunden legt sie — scheinbar — ihren Weg um die Erde einmal zurück. Wenn sie von c zu wandern beginnt, so braucht sie bis b sechs und von b bis a wieder sechs Stunden, das gibt in Summa die zwölf Stunden, welche du verlor’n hast. Hättest du ruhig in a abgewartet, bis die lichte Himmelskugel dir die Stunden, auf welche du doch gleichsam ein Recht hast, entgegengebracht hätte, so wärest du zu deinem Schläfchen gekommen, so aber hast du dich selbst darum gebracht, du hast der Sonne die zwölf Stunden geschénkt, weil du ihr entgegengegangen bist und den Weg, welchen sie zurücklegen sollte, für sie gemacht hast. Nun wirst du alles übrige leicht erráten. Setzest du deinen Weg von c auf der linken Halbkugel, auf der andern Seite der Erde, gegen d fórt, so brauchst du zu demselben wieder sechs Stunden,

und andere sechs vergehen, bis du von d nach a gelangst, in deine Heimat, von der du vor achtzig Tagen ausfuhrst.

Aber nach dem Stande des Kalenders könntest du vielleicht auch meinen, du habest einen Tag gewonnen, denn wenn du in deiner Heimat wieder anlangst, zeigt dein Kalender z. B. den ersten Juni, deine Landsleute haben aber schon den zweiten Juni. Wie das kommt, könntest du dir wol schon selbst ausrechnen. Betrachten wir wieder die beiden Hemisphären. Du brauchst, um je ein Viertel des Umfangs unserer Erde zurückzulegen, jedesmal zwanzig Tage; so wenigstens rechnest du. Als du aber in b ankamst, waren nicht nur zwanzig Tage, sondern auch noch sechs Stunden vom einundzwanzigsten vergangen. Hat es dir doch so leid gethan um dein Schläfchen von zwölf Uhr Mitternacht bis morgens früh sechs Uhr, um das du dich verréchnet hattest.

Als du in c ankamst, waren nicht bloß vierzig Tage, sondern noch zwölf Stunden vom einundvierzigsten Tage verflossen, denn du erinnerst dich doch deines Ärgers, daß du abermals sechs Stunden Schlaf, im ganzen also schon zwölf Stunden eingebüßt hattest, weil dir die Sonne zuvor gekommen war. Zum Wege von c (links) nach d brauchtest du wieder zwanzig Tage, allein in d angelangt, machtest du die Wahrnehmung, daß seit deiner Abfahrt von zuhause nicht nur sechzig Tage, sondern auch noch achtzehn Stunden vom einundsechzigsten vergangen waren. Als du in der Heimat ausstiegest, waren nicht bloß achtzig Tage, sondern auch vierundzwanzig Stunden, das heißt es waren einundachtzig Tage verflossen, und wenn du deinen Kalender nicht gerégelt hast, so zeigt er einen Tag zu spät, deine Landsleute haben schon den zweiten Juni, du lebst noch immer im ersten. Demnach hättest du freilich einen Tag gewonnen. Wie du es nimmst. Ist dir jemand etwas schuldig, so muß er dir es einen Tag früher zurückgeben, bist du etwas schuldig, so mußt du die Zinsen vierundzwanzig Stunden früher bezahlen. An Lebenszeit ist dir jedoch weder etwas abgezogen, noch zúgelegt worden; denn wenn dein Puls gleichmäÙig schlägt, so hat er während der Fahrt nicht méhr und nicht weniger Schläge gethan, als wenn du zu Hause auf der Ofenbank liegen geblieben wärest.

Du äußerst die Meinung, es müÙte bei den Seefahrern in der Berechnung der Tage, das heißt im Kalénderwesen eine Unordnung entstehen. Allerdings wäre dies leicht der Fall, wenn sie ihre Zeitangaben nicht corrigierten. Das seetüchtige Volk der Portugiesen entdeckte vor vierhundert Jahren den Weg um die Südspitze von Afrika herum nach Indien

und setzte seine Fahrten bis in den stillen Ozean fort. Die Spanier dagegen fuhren von Europa aus nicht gegen Osten, sondern nach Westen und entdeckten Amerika. Als sie ihre Fahrten über Amerika hinaus durch den stillen Ozean fortsetzten, stießen sie an der Ostküste von Asien auf die Portugiesen. Jedes der beiden Völker hatte die Hälfte des Erdballes umfahren. Die Portugiesen hatten bei dieser Fahrt, welche sie, ich wiederhole es, in derselben Richtung vollzogen wie du, sie hatten einen halben Tag gewonnen, sie waren um zwölf Stunden vorausgeeilt und mußten daher ihren Kalender darnach richten; die Spanier waren dagegen bei ihrer Fahrt um zwölf Stunden zurückgeblieben. Beide Völker corrigierten hier, das heißt an der Grenze Ostasiens, ihren Kalender, die Portugiesen schrieben zwölf Stunden mehr, die Spanier zwölf Stunden weniger, und das geschieht von den Schiffern noch heutzutage immer an der Grenze von Ostasien und zwar gewöhnlich am hundert achtzigsten Grade östlich von der englischen Astronomie von Greenwich.\*

### 113.

1. Erfahrung wird durchs Leben leicht,  
Nur ihr Benützen langsam schleicht,  
Inzwischen naht der Tód behende  
Und macht der Lebensfahrt ein Énde.

Ulr. Hegener.

2. Éine Welle sagt zur andern:  
„Ach, wie rásch ist dieses Wandern.“  
Und die zweite sagt zur dritten:  
„Kurz gelébt ist kurz gelitten.“

Tanner.

### 114. Sonnenaufgang.

Von Claudius.

Kómmt Kinder, wischt die Áugen aus,\*  
Es gibt hier was zu sehen;  
Und ruft den Váter auch heraus —  
Die Sónne will aufgehen!

Wie ist sie doch in ihrem Lauf  
So unverzagt und múnter!  
Geht alle Morgen richtig auf  
Und alle Abend únter!

Geht immer und scheint weit und breit,  
In Schweden und in Schwáben,  
Dann kált, dann wárm, zu seiner Zeit,  
Wie wir es nótig haben.

Von óhngefáhr kann das nicht sein,  
Das könnt ihr wol gedénken;  
Der Wagen da geht nicht alleín,  
Ihr müsst ihn zieh'n und lénken.

So hat die Sonne nicht Verstånd,  
Weiss nicht, was sich gebühret;  
Drum muss wer seín, der an der Hand  
Als wie ein Lamm sie führet.

Und der hat Gútes nur im Sinn,  
Das kann man báld verstehen:  
Er schüttet seine Wolthat hín  
Und lásset sich nicht sehen

Und hilft und segnet für und für,  
Gibt jedem seine Freúde,  
Gibt uns den Gärten vor der Thür  
Und unsrer Kuh die Weíde

Und hält euch Mórgebrod bereit  
Und lässt euch Blúmen pflücken  
Und stehet, wenn und wó ihr seid,  
Euch heimlich hinter'm Rücken;

Sieht alles, was ihr thut und dénkt,  
Hält euch in seiner Pflége,  
Weiss, was euch freut und was euch kránkt,  
Und liebt euch allewege.

Das Stérnenheer hoch in der Hóh',  
Die Sonne, die dort glánzet,  
Das Mórgerot, der Sílber-See,  
Mit Busch und Wáld umkránzet,

Dies Veflchen, dieser Blútenbaum,  
Der seine Árm' ausstreckt,  
Sind, Kinder, seines Kleides Saúm,  
Das ihn vor uns bedécket,

Ein „Herold,“ der uns weit und breit  
Von ihm erzähl' und lehre;  
Der „Spiegel seiner Hérrlichkeit,“  
Der „Tempel seiner Éhre,“

Ein mannigfaltig gross Gebäu,  
Durch Meisterhand vereinet,  
Wo seine Lieb' und seine Treu  
Uns durch die Fénster scheineth.

Er selbst wohnt únerkannt darin  
Und ist schwer zu ergründen.  
Seid fromm und sucht von Hérzen ihn,  
Ob ihr ihn móchtet finden.

### 115.

Was dich auch bekümmern mag,  
Herz, du musst darum nicht zágen:  
Stéts doch kommt ein gold'ner Tág,  
Und die Náchtigallen schlagen.

Ferd. Wehl.

### 116. Das wolfeile Mittagessen.

Von Hebel.

Es ist ein áltes Sprichwort: Wer andern eine Grúbe grábt, fällt selbst darein. Aber der Löwenwirt in einem gewissen Stádtlein war schon vórher darin. Zu diesem kam ein wolgekleideter Gást. Kurz und trotzig verlangte er für sein Geld eine gute Fleischsuppe. Hierauf forderte er auch ein Stück Rindfleisch und ein Gemüse für sein Geld. Der Wirt fragte ganz hóflich, ob ihm nicht auch ein Glas Weín beliebe. „O freilich já,“ erwiderte der Gast, „wenn ich etwas gutes haben kann für mein Geld.“ Nachdem er sich alles hatte wolgeschmécken lassen, zog er einen abgeschliffenen Séchser aus der Tasche und sagte: „Hier, Herr Wirt, ist mein Góld.“ Der Wirt sagte: „Was soll das héissen? Seid Ihr mir nicht einen Tháler schuldig?“ Der Gast erwiderte: „Ich habe für keinen Tháler Speise von Euch verlangt, sondern für mein Góld. Hier ist mein Geld, mehr háb' ich nicht. Habt Ihr mir zu viel dafür gegeben, so ist's eüere Schuld.“ Dieser Einfall war eigentlich nicht weit hér. Es gehörte nur Ünverschámtheit dazu und ein unbekümmertes Gemüt, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das Beste kómmt noch. „Ihr seid ein durchtriebener Schálk,“ erwiderte der Wirt, „und háttet wol etwas ánderes verdient. Aber ich schénke Euch das Mittagessen und hier noch ein Bier- und zwanzig-Kreúzer-Stück dazu. Nur seid stílle zur Sache und geht zu meinem Náchbar, dem Bärenwirt, und macht es ihm ébenso.“ Das

sagte er, weil er mit seinem Nachbar, dem Bärenwirt, aus Brodneid in Unfrieden lebte, und einer dem andern jeglichen Schimpf gern anthat. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Geld, mit der andern vorsichtig nach der Thür, wünschte dem Wirte einen guten Abend und sagte: „Bei Eurem Nachbar, dem Herrn Bärenwirt, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu Euch geschickt, kein anderer.“

So waren im Grunde beide hintergangen, und der dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von beiden verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen und sich mit einander ausgesöhnt hätten. Denn Frieden ernährt, Unfrieden verzehrt.

### 117.

Der Welt méhr geben, als sie úns gibt,  
Die Welt méhr lieben, als sie úns liebt,  
Nie um den Beifall der Ménge werben,  
Macht ruhig leben und selig stérben.      Bodenstedt.

### 118. Der schwarze Bär auf Kamtschatka.

Von Storch.

Schwarze Bären sind auf Kamtschatka in so großer Anzahl vorhanden, daß man sie herdenweise in den Feldern umherschweifen sieht, und daß sie längst alle Einwohner würden aufgerieben haben, wenn sie hier nicht so zahm und friedfertig wären, als sie sonst nirgend in der Welt sind. Im Frühjahre kommen sie haufenweise aus den Gebirgen, in denen sie überwintern, an die Mündungen der Flüsse, um Fische zu fangen, von denen auf dieser Halbinsel alle Ströme wimmeln. Wenn diese Nahrung im Ueberfluß vorhanden ist, fressen sie nichts als die Köpfe der Fische; finden sie irgendwo ein stehendes Neß, so ziehen sie es geschickt aus dem Wasser und nehmen die Fische heraus.

Im Jahre 1823 war in Kamtschatka Mangel an Fischen; daher entstand eine Hungersnot unter den Bären, und sie begaben sich den ganzen Winter nicht in ihr Lager, sondern strichen umher selbst bis in die Straßen von Peter-Paul.\* Einer trat sogar in ein Haus, dessen Thür er offen fand, die sich aber zufällig hinter ihm schloß. Die Frau vom Hause hatte eben eine große Theemaschine, wie sie dort gewöhnlich, sind zum

Köchen gebracht und sie im Vorhause stehen lassen. Der Bär beröth diese Maschine und verbrannte sich die Nase. Darüber ergrimmt, ließ er seine ganze Wut an ihr aus, faßte sie mit den Vordertagen, drückte sie gegen die Brust, um sie zu vernichten, und verbrannte sich nur noch mehr. Auf das Gebrüll, das Wut und Schmerz ihm auspreßten, kamen sämtliche Bewohner des Hauses nebst den Nachbarn herbei, und er ward mit Flintenschüssen durchs Fenster getödtet. Indessen hat er sich verewigt, indem er hier zum Sprichwort geworden ist; wenn sich jemand durch seine Hestigkeit selbst schadet, so sagt man: „Das ist der Bär mit der Themaschine.“

Mädchen und Weiber lassen sich, wenn sie auf dem Torfstand mitten unter einer Herde von Bären Aehren oder Wurzeln sammeln, dadurch in ihrem Geschäfte nicht hindern; geht eins von diesen Tieren auf sie zu, so geschieht es nur, um etwas aus der Hand zu fressen. Niemals fallen sie den Menschen an, außer wenn man sie im Schlafe stört, und selten geht der Bär auf einen Schützen los, er mag angeschossen sein oder nicht. Aber die große Nutzbarkeit dieser Tiere, deren körperliche Bestandteile von der Haut bis zu den Eingeweiden die Kamtschadalen auf hunderterlei Art zu gebrauchen wissen, ist dem eigennützigen Menschen ein hinreichender Beweggrund, ihnen einen ewigen Krieg zu erklären. Mit Spieß und Keulen bewaffnet sucht der Kamtschadale den friedfertigen Bären in seinem Lager auf, der an keinen Angriff, sondern nur an seine Verteidigung denkt und arglos die Hölzscheite entgegen nimmt, die ihm sein verschmizter Verfolger reicht, und mit welchen er sich selbst den Ausgang aus seiner Höhle versperrt. Wenn das Lager auf diese Weise eingeschlossen ist, bohrt der Jäger von oben ein Loch in dasselbe und ersticht mit der größten Sicherheit seinen wehrlosen Feind.

Es gibt wol nicht leicht eine Tiergattung außer dem Schaf, welche dem Menschen auf so vielerlei Art nützlich wird, als es der Bär nach seinem Tode für die Kamtschadalen ist. Aus der Haut dieses Tieres machen sie Betten, Decken, Mützen, Handschuhe und Halsbänder für ihre Schlittenhunde. Diejenigen, die den Fang der Seectiere auf dem Eise betreiben, verfertigen Schuhsohlen daraus, die den Vorteil gewähren, daß man auf denselben nicht ausgleitet. Das Fett der Bären ist als eine sehr schmackhafte und gesunde Nahrung bei allen Einwohnern auf Kamtschatka in großem Wert; wenn es ausgeschmolzen wird und also flüssig bleibt, kann es die Stelle des Baumöls vertreten. Das Fleisch wird für eine solche Bekerei gehalten, daß man es selten allein verzehrt, sondern zu einer sol-

chen Mahlzeit gewöhnlich eine Menge Gäste versammelt. Die Gedärme, wenn sie gereinigt und abgeschabt sind, werden von dem schönen Geschlecht als Masken vor dem Gesicht getragen, um die Wirkung der Sonnenstrahlen zu verhindern, die hier, wenn sie vom Schnee zurückprallen, die Haut überaus schwärzen, daher die Kamtschadalinnen gewöhnlich eine feine Gesichtsfarbe behalten; die Russen auf Kamtschatka verfertigen aus diesen Gedärmen Fensterscheiben, die ebenso hell und durchsichtig, wie die von Marienglas oder Fensterglimmer sind. Aus den Schulterblättern macht man Sicheln zum Grässchneiden, und den Kopf und die Hüften hängen die Kamtschadalen als Zieraten oder Trophäen an den Bäumen um ihre Wohnungen auf.

So mannigfaltig diese Benutzung des Bären bei den Kamtschadalen ist, so allgemein ist jetzt der Verbrauch seines schönen und wärmenden Felles bei den höheren Ständen in Rußland. Ein leichter schwarzer Bärenpelz gehört zu den angenehmsten und kostbarsten Stücken der Wintergarderobe eines petersburgischen oder moskowitzischen Stüegers.

### 119.

Freue dich jéglicher Freude,  
Weil jegliche Freude von Gótt kommt;  
Freue dich jeglichen Leíds,  
Weil jegliches Leiden zu Gótt führt. Lavater.

### 120. Frühlingsslied.

Von Höltz.

Die Luft ist blau; das Thal ist grün,	Drum kómme, wém der Mai gefállt,
Die kleinen Maienglocken blüh'n,	Und freue sich der schönen Welt
Und Schlüsselblumen drunter;	Und Gottes Vätergüte,
Der Wiefengrund	Der diese Pracht
Ist schon so bunt	Hervóorgebracht,
Und malt sich täglich bunter.	Den Baum und seine Blüte.

### 121. Eine Luftfahrt.

Von Büdler-Muskau.

Der Tag, den wir zum Aufsteigen wählten, war einer der schönsten; kaum ein Wölkchen war am Himmel zu erblicken. Halb Berlin\* hatte sich auf Plätzen und Straßen versammelt, und mitten aus der bunten

Menge erhöben wir uns, sobald ich die Gondel bestiegen, langsam gen Himmel. Diese Gondel war freilich nicht größer als eine Wiege; die Netze aber, die sie umgaben, verhinderten jeden Schwindel.

Wir stiegen nun allmählich auf. Nichts schöneres kann man sich denken als den Anblick, wie nach und nach die Menschenmenge, die Straßen, die Häuser, endlich die höchsten Türme immer kleiner und kleiner wurden, der frühere Lärm erst in ein leises Gemürmel, zuletzt in ein lautloses Schweigen überging, und endlich das Ganze der verlassenen Erde sich unter uns ausbreitete, die prächtigen Linden\* nur noch einer grünen Firsche, die Spree\* einem schwachen Fäden glich, dagegen die Pappeln der Potsdamer Allée riesenmäßige, viele Meilen lange Schatten über die weiten Flächen warfen.

So mochten wir mehrere tausend Fuß gestiegen und einige Stunden sanft förtgeweht sein, als sich ein neues, noch weit größartigeres Schauspiel vor uns entfältete. Rund umher am Gesichtskreise stiegen nämlich drohende Wölken schnell nach einander empor, und da man sie hier nicht wie auf der Erde bloß an ihrer üntern Fläche, sondern in ihrer ganzen Höhe sah, so glichen sie weit weniger gewöhnlichen Wölken, als ungeheuern schneeweißen Bergketten von den auffallendsten Formen, die sich alle über uns hinwegstürzen zu wollen schienen. So rückten sie, von allen Seiten uns umzingelnd, immer näher heran. Wir aber stiegen noch schneller und waren schon hoch über ihnen, als sie endlich in der Tiefe zusammenstießen und wie ein vom Sturm bewegtes wogendes Meer sich über und durcheinander wälzten und die Erde bald gänzlich unserm Blick entzogen. Nur zuweilen zeigte sich hie und da ein unergründlicher Schächt, vom Sonnenlichte erhellt, wie die Krater eines feuerspeienden Berges, und schloß sich dann wieder durch neue Massen, die im ewigen Gähren, bald blendend weiß, bald dunkel, bald schwarz, fort und fort sich hier übereinander türmten, dort bodenlose Spalten und Abgründe bildeten. Nie habe ich auf Bergen etwas ähnliches erlebt.

Höchst seltsam ist auch das Gefühl gänzlicher Einsamkeit in diesen, von allem Irdischen scheinbar abgezogenen Gegenden. Die Natur ist hier ganz lautlos: selbst den Wind bemerkt man nicht, da man ihm keinen Widerstand leistet, und mit dem leisesten Hauche förtgeweht wird. Nur um sich selbst drehte zuweilen die kleine Wiege mit ihrem übergroßen Balle sich gleich einem Vögel, der sich im blauen Äther schaukelt.

Wir fingen an zu sinken und mußten mehreremale von dem sparsam werdenden Ballast auswerfen, um wiederum zu steigen. So hatten

wir fast unbemerkt uns in das Wölkennmeer getaucht, das uns nun ringsum wie dichte Schleier umgab, durch welche die Sonne nur wie der Mond schien, eine Beleuchtung von seltsamer Wirkung, die eine geraume Zeit anhielt. Endlich zerteilten sich die Wolken und schifften nur noch einzeln am wieder klar gewordenen blauen Himmel umher. Tausende von Sternen waren sichtbar. Als sollte nun unserer glücklichen Fahrt auch keines selbst der seltensten Ereignisse fehlen, so erblickten wir jetzt erstaunt auf einem der größten Wölkengebirge das treue Abbild unserer Personen und unseres Valles, aber in riesenhaften Größen und von bunten Regenbogenfarben umgeben. Wol eine halbe Stunde schwebte uns das gespenstige Spiegelbild fortwährend zur Seite, jeder dünne Bindfaden des uns umgebenden Netzes zum Schiffstau angeschwollen, wir selbst aber gleich zwei unermesslichen Riesen auf dem Wölkennmeere thronend.

Gegen Abend war es wieder trübe in der Höhe. Wir fielen mit beunruhigender Schnelle. Ein dichter Nebel umgab uns eine Weile, und als wir nach wenigen Minuten durch ihn hinabgesunken waren, lag plötzlich von neuem die Erde im hellsten Sonnenschein unter uns, und die Thürme von Pötsdam, die wir schon deutlich unterscheiden konnten, begrüßten uns. Wir waren im vollkommensten Füllen begriffen und sahen dabei nichts unter uns als Wasser (die vielen Arme und Seen der Havel), nur hie und da mit Wald untermischt, auf den wir uns möglichst hinzulenken suchten. Der Wald erschien uns aus der Höhe wie ein niedriges Dickicht, dem wir uns jetzt mit größter Schnelligkeit näherten. Es währte nicht lange, so hingen wir wirklich in den Ästen eines dieser — Sträucher. Ich machte schon Anstalt zum Aussteigen, als mir Herr Reichard zurief: „Um Himmels willen! Rühren Sie sich nicht; wir sitzen auf einer großen Fichte.“ So sehr hatte ich in kurzem den gewöhnlichen Maßstab verloren, daß es mehrere Sekunden bedurfte, ehe ich mich überzeugen konnte, daß seine Behauptung ganz wahr sei.

Wir hingen indes ganz gemächlich in den Ästen des geräumigen Baumes, wußten aber durchaus nicht, wie wir herunter kommen sollten. Lange riefen wir vergebens um Hilfe; endlich kam in der schon eingetretenen Dämmerung ein Offizier auf der nahen Landstraße hergeritten. Er hielt unser Rufen zuerst für irgend einen ihm angethanen Schabernack. Endlich entdeckte er uns, hielt höchst verwundert sein Pferd an, kam näher und schien immer noch seinen Augen nicht trauen zu wollen, noch zu begreifen, wie dies seltsame Nest auf die alte Fichte geraten sei. Wir mußten ziemlich lange von unserer Höhe unterhandeln, ehe er sich entschloß,

nach der Stadt zurückzureiten, um Menschen, Leitern und einen Wagen zu holen. Zuletzt ging alles gut vorstatten; aber in dunkler Nacht erst fuhren wir in Potsdam ein, den wenig beschädigten, nun leeren Ball in unsern Wagen gepackt und die treue Gondel zu unsern Füßen.

## 122. R ä t s e l.

Von Schiller.

Von Perlen baut sich eine Brücke	Der höchsten Schiffe höchste Mästen
Hoch über einen grauen See.	Zieh'n unter ihrem Bögen hin.
Sie baut sich auf im Augenblicke,	Sie selber trug noch keine Lasten
Und schwindelnd steigt sie in die	Und scheint, wie du ihr nächst, zu
Höh.'	flieh'n.

Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,  
Sowie des Wassers Flut versiegt.  
So sprich, wo sich die Brücke findet,  
Und wer sie künstlich hat gefügt?

## 123.

Aus des Menschen Auge schaut  
Klar sein innres Leben.  
Diesen Sternen ist vertraut  
Sein geheimstes Ströben;  
Darum, Himmel, mag es sein,  
Dass man dir vertrauet,  
Weil aus tausend Augen rein  
Deine Güte schauet.

Seidl.

## 124. Ein armer Geber.

Von Hebel.

Im August des Jahres 1804 stand in der Stadt Anklam in Pommern ein reisender Handwerksbursch an einer Stubenthür und bat um einen Zehrpennig. Als sich niemand sehen ließ, noch rührte, öffnete er leise die Thür und ging hinein. Als er aber eine arme und kranke Witwe erblickte, die da sagte, sie habe selber nichts, so ging er wieder hinaus. Aber nach etwa fünf Stunden kam er wieder. Die Frau rief ihm zwar entgegen: „Mein Gott, ich kann euch ja nichts geben und bin jetzt krank.“ Allein der edle Jüngling dachte bei sich selber: Eben deswegen. Anständig und freundlich trat er bis vor den Tisch, legte aus beiden Taschen

viel Bröd darauf, das er unterdessen gesammelt hatte, und viele auf gleiche Weise gesammelte Geldstücke. „Das ist für euch, arme kranke Frau,“ sagte er mit sanftem Lächeln, ging wieder fort und zog leise die Stubenthür wieder zu.

Die Frau war die Witwe eines ehemaligen Unteroffiziers Namens Baroque (sprich: Barock) beim preussischen Regimente Schönfeld; wer aber der Jüngling gewesen, und wie er geheissen, kann ich nicht sagen; aber gewiß hat ein Engel im Himmel seinen Namen für ein andermal aufgeschrieben.

## 125.

Dass eigne Not dir leichter scheine,  
Betrachte grössere als deine.

Saadi.

## 126. Der arme Musikant und sein Kollege.

Von W. D. v. Horn.

An einem schönen Sommertage war im Prater zu Wien ein großes Volksfest. Der Prater ist eben eine sehr große öffentliche Gärtenanlage voll herrlicher Bäume und ist der Hauptspaziergang und Belustigungsort der Wiener. Viel Volk strömte hinaus, und jung und alt, vornehm und gering freuten sich dort ihres Lebens; und es kamen auch viele Fremde, die sich an der Volkslust erfreuten.

Wo fröhliche Leute sind, da hat auch der Arme etwas zu hoffen, der an die Barmherzigkeit seiner glücklichen Mitmenschen gewiesen ist. So waren denn hier eine Menge Bettler, Orgeldreher, Harfenmädchen, die sich ihren Kreuzer zu verdienen suchten.

In Wien lebte damals ein Invalide, dem seine sehr kleine Pension zum Unterhalte nicht ausreichte. Betteln möchte er nicht; er griff daher zur Violine, die er von seinem Vater spielen gelernt hatte, der ein Böhme gewesen war. Er spielte unter einem alten Baume im Prater, und seinen treuen Pudel hatte er so abgerichtet, daß er vor ihm saß und den alten Hut im Munde hielt, in den die Leute die paar Kreuzer warfen, die sie ihm geben wollten.

Heute stand er auch da und siedelte, und der Pudel saß vor ihm mit dem Hüte; aber die Leute gingen vorüber, und der Hut blieb leer. Hätten ihn die Leute nur einmal angesehen, sie hätten mit ihm Barmherzigkeit haben müssen: dünnes weißes Haar deckte kaum seinen Scheitel;

ein alter, sadenscheiniger Soldatenmantel war sein Kleid. Gar manche Schlacht hatte er mitgekämpft, und fast jede hatte ihm in einer Narbe einen Denkfettel angehängt, bei dem für das Verlieren keine Sorge nötig war. Nur drei Finger an der rechten Hand hielten den Bogen. Eine Kartätschenkugel hatte die beiden andern bei Aspern\* mitgenommen, und fast zu gleicher Zeit nahm ihm eine größere Kugel das Bein weg. Aber die Leute sahen heute nicht auf ihn, und er hatte doch für die letzten Kreuzer Saiten auf seine Violine gekauft und spielte mit aller Kraft seine Märsche und Tänze.

Trüb und traurig sah der alte Mann auf die wogende Menschenmenge, auf die fröhlichen Gesichter, auf die stolze Pracht ihres Putzes. Bei ihrem Lachen drang ein Stachel in seine Seele. Heute abends mußte er hungern auf dem Strohlager im Dächstübchen. Sein Pudel war in der That besser dran; er fand doch vielleicht auf dem Heimwege unter einem Hausstein einen Knochen, an dem er seinen Hunger stillen konnte.

Schon war es ziemlich spät am Nachmittage. Seine Hoffnung war so nahe am Untergange wie die Sonne; denn schon kehrten die Lustwandler zurück. Da legte sich ein recht tiefes Leid auf das wetterharte, vernarbte Gesicht.

Er hatte nicht bemerkt, daß in seiner Nähe ein stattlich gekleideter Herr stand, der ihm lange zuhörte und ihn mit dem Ausdrucke tief empfundenen Mitleides betrachtete.

Als endlich alles fruchtlos blieb, und die müde Hand nicht länger den Bogen führen konnte, auch sein Bein ihn kaum mehr trug, setzte er sich auf einen Stein und stützte die Stirn in die hohle Hand, und die Erde saugte einige heimliche Tränen ein, und die sagt's nicht weiter. Der Herr aber, der noch neben dem Stamme der alten Linde lehnte, hatte gesehen, wie die verstümmelte Hand die Tränen abwischte, damit das Auge der Welt die Spuren nicht sehe. Es war aber, als wenn die Tränen wie siedend heiße Tropfen dem Herrn aufs Herz gefallen wären, so rasch trat er herzu, reichte dem Alten ein Goldstück und sagte: „Leih mir eure Geige auf ein Stündchen!“

Der Alte sah voll Dank den Herrn an, der mit der deutschen Sprache so höflich umging, wie er mit der Geige. Was er aber wollte, verstand der Invalide doch, und er reichte ihm seine Geige. Sie war nun so schlecht nicht; nur der gewöhnliche Geiger kratzte so über sie hin. Er stimmte sie glöcklein rein, stellte sich darauf ganz nahe zu dem Invaliden und sagte: „Kollege, nun nehmt ihr das Geld, und ich spiele.“

Er fing dann an zu spielen, daß der Alte seine Geige neugierig betrachtete und meinte, sie sei es gar nicht mehr; denn der Ton ging wunderbar in die Seele, und die Töne rollten wie Perlen dahin. Manchmal war es, als jubilierten Engelstimmen in der Geige, und dann wieder, als klagten Töne schweren Leides aus ihr heraus, die das Herz so bewegten, daß die Augen feucht wurden.

Jetzt blieben die Leute stehen und sahen den stattlichen Herrn an und horchten auf die wundervollen Töne; jederman sah es, er geigte für den Armen, aber niemand kannte ihn. Immer größer wurde der Kreis der Zuhörer. Selbst die Rutscher der Vornehmen hielten an. Und was die Hauptsache war, jederman sah ein, was der kunstreiche Fremde beabsichtigte, und gab reichlich. Da fiel Gold und Silber in den Hut und auch Kupfer, je nachdem das Herz war; der Pudel knurrte, er konnte den Hut nicht mehr halten, so schwer war er geworden. „Macht ihn leer, Alter“, riefen die Leute dem Invaliden zu, „er wird noch einmal voll.“ — Der Alte that es, und richtig! — er mußte ihn noch einmal leeren in seinen Sack, in den er die Violine zu stecken pflegte. Der Fremde stand da mit leuchtenden Augen und spielte, daß ein Bravo über das andere erscholl. Alle Welt war entzückt. Endlich ging der Geiger in die prächtige Melodie des Liedes über: „Gott erhalte Franz den Kaiser“ u. s. w. Alle Hüte und Mützen flogen von den Köpfen; denn die Oesterreicher liebten ihren edlen Kaiser Franz von ganzem Herzen, und er verdiente es auch; allgemach wurde der Jubel so groß, daß plötzlich alle Leute das Lied sangen. Der Geiger spielte in der größten Begeisterung, bis das Lied zu Ende war; dann legte er rasch die Geige in des glücklichen Invaliden Schoß, und ehe der Mann ein Wort des Dankes sagen konnte, war er fort.

„Wer war das?“ rief das Volk.

Da trat ein Herr vor und sagte: „Ich kenne ihn sehr wol, es war der berühmte Geiger Alexander Boucher (sprich: Busché), welcher hier seine Kunst im Dienste der Barmhertzigkeit übte; laßt uns aber auch sein edles Beispiel nicht vergessen.“

Der Herr hielt seinen Hut hin, und aufs neue flogen Münzen hinein; alles gab, und als dann der Herr übermals das Geld in des Invaliden Sack geschüttet, rief er: „Boucher lebe hoch!“

„Hoch, hoch, hoch!“ rief das Volk.

Und der Invalide faltete seine Hände und betete: „Herr, belohne es ihm reichlich!“

Und ich glaube, es gab an diesem Abende zwei Glückliche mehr in Wien. Der eine war der Invalide, der seiner Noth weiterhin enthoben war, und der andere war Boucher, dem sein Herz ein Zeugniss gab, um das man ihn beneiden möchte.

### 127.

1. Wer nie sein Brod in Tränen ass,  
Wer nie die kummervollen Nächte  
Auf seinem Bette weinend sass,  
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Göthe.

2. Der edle Mensch  
Sei hilfreich und güt!  
Ün ermüdet schaff' er  
Das Nützliche, Réchte.

Göthe.

### 128. Vergleichungsstufen.

1. Das herzugeben, was über den Rand fließt, den Überfluß zu verschenken, fällt nur einem ausgemachten Geizhalse schwer und verdient kein besonderes Lob. 2. Wer aber auf ein Vergnügen verzichtet, um einem anderen das zu verschaffen, was er notwendig braucht, der erfreut viele Menschenherzen: zuerst das seines armen Bruders, dann die Herzen aller, die von seiner guten That hören, und endlich sein eigenes; denn er wird sich durch seine Wohlthat viel mehr Seligkeit und Fröhlichkeit bereiten, als wenn er das Vergnügen, auf welches er verzichtete, genossen hätte. 3. Allein noch edler handelt derjenige, welcher in seiner Dürftigkeit dem noch Ärmeren dasjenige schenkt, was er selber nötig hat, aber sich leichter beschaffen kann als jener. \*)

### 129.

Wenn der Feind dem Feinde Gutes thut,  
Das ist der grösste Edelmut.

---

\*) Könntet ihr zu jeder dieser Stufen eine Erzählung aus dem Leben der Jugend erfinden? Z. B. Karl verschenkt von seinem Besperbrode, was ihm übrig geblieben ist, Fritz dagegen verschenkt u. s. w.

### 130. Der Schütz.

Von Schiller.

Mit dem Pfeil, dem Bógen,	Wie im Reich der Lüfte
Durch Gebirg und Thál	König ist der Weih,*
Kommt der Schütz gezogen	Durch Gebirg und Klüfte
Früh am Mórgestral.	Herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weíte;  
Was sein Pfeil erreicht,  
Das ist seine Beúte,  
Was da kreúcht und flengt.

### 131. Frau Hütt in Tirol.

Nach Grimm.

In uralten Zeiten lebte im Tirolerland eine mächtige Riesenkönigin, Frau Hütt genannt. Sie wohnte auf den Gebirgen über Innsbruck, die jetzt grau und káhl sind, aber damals voll Wálder, reicher Ácker und grüner Wiesen waren. Auf eine Zeit kam ihr kleiner Söhn heim, weinte und jammerte; Schlamm bedeckte ihm Gesicht und Hánden, dazu sah sein Kleid schwarz aus wie ein Kóhlerkittel. Er hatte sich eine Tanne zum Stéckenpferd abknicken wollen; weil der Baum aber am Rande eines Morástes stand, so war das Erdreich unter ihm gewichen und er bis zum Haupt in den Mórden gesunken, doch hatte er sich noch glücklich herausgeholfen. Frau Hütt tróstete ihn, versprach ihm ein neues schönes Kócklein und rief einen Diener, der sollte weiche Brósameln nehmen und ihm damit Gesicht und Hánden reinigen. Kaum aber hatte dieser ángefangen, mit der Gottesgabe so sündlich úmzugehen, so zog ein schweres, schwarzes Gewitter daher, das den Himmel ganz zúdeckte, und ein entsezlicher Donner schlug ein. Als es wieder sich áufgehellt,\* da waren die reichen Kornácker, grünen Wiesen und Wálder und die Wohnung der Frau Hütt verschwúnden, und überall war nur eine Wúste mit zerstreuten Steinen, wo kein Gráshalm mehr wachsen konnte, in der Mitte aber stand Frau Hütt, die Riesenkönigin, versteinert und wird so stehen bis zum jüngsten Tag.

### 132.

1. Lass ein übermüt'ges Wort  
Níe im Glück die Zunge sprechen,  
Wie ein Wetter über Nácht  
Pfleget das Leid hereinzubrechen.

Aus dem Griechischen des Theognis.

2. Alles entführet die Zeit. Die flüchtigen Jahre verändern  
Námen und áuss're Gestált und die Natúr und das Glück.

Fr. Jacobs.

### 133. Der Hase.

Von Lenz.

Die Hasen sind, mit Ausnahme von Australien, über die ganze bewohnte Erde ausgebreitet. Sie sind furchtsam, harmlos, mehr Nacht- als Tagtiere. Sie scharren sich entweder unbedeutende Vertiefungen (Lager) auf der Oberfläche der Erde oder graben tiefe Erdhöhlen. Es sind Geschöpfe, die zur wahren Ländplage werden könnten, wenn der Mensch der zu starken Vermehrung nicht Grénzen setzte. Am Tage schlafen sie meist und zwar mit offenen Áugen, weil die Áugenlider zu kúrz sind, um die Áugen ganz zu bedecken. Sie leben von Gras und Kráutern und bringen die Nahrung nicht mit den Pfóten zum Munde.

Die Sehkraft des Hasen ist sehr schlecht, sein Geruch dagegen sehr scharf. Er ist feige, áußerst schnell, láuft wegen der langen Hinterbeine (Läufe) besser bergauf als bergáb und bewegt sich überhaupt nur sprungweise. In der Not schwimmt er auch gut. Trotz seiner Feigheit thut er bisweilen Hóldenthaten. Paßt man einen nicht mehr kleinen Hasen an den Löffeln (Ohren), so zuckt er gewáltig, kratzt mit den Nágeln und beißt auch wol gar. Draußen sieht man die Hasen zuweilen mit Ohrfeigen gegen einander féchten, die sie sich mit den Vóderläufen (Beinen) geben. Gegen Abend rückt der Hase aus, um zu ásen (fressen) oder sich zu vergnúgen; gegen Morgen begibt er sich wieder zur Rúhe und bringt meist den Tag in seinem Lager zu. Er zeigt auch Pfiffigkeit. Um von den Hunden, seinen árgsten Feinden, nicht so leicht gefúnden zu werden, macht er, bevor er sein Lager erreicht, erst einige Hin- und Wiedergänge und Absprünge, das heißt er láuft über den Ort des Lagers hinaus, kehrt eine Strecke auf der Spur zurück und macht mehrere Kreuz- und Quérsprünge, alles, um eine falsche Spúr zu machen; erst der lézte Sprung fúhrt zum Lager. Dieses ist im Sommer meist nach Nórden, im Winter meist nach Süden, bei Stürmen aber só eingerichtet, daß der Wind dasselbe nicht trifft. Im freien Felde scharrt er erst eine Hóhlung, so groß, daß er in sie hinein paßt; im Schnee liegt er oft so tief, daß er kaum zu bemerken ist. Seinen Wohnort verláßt er nie, wenn ihn nicht die áußerste Nót drängt, wechselt aber insoferne den Aufenthalt, daß er immer dórthhin zieht, wo er ungestórt ist und Nahrung genug findet, also von den Brachäckern auf Sáatfelder, von gemáhten Wiesen in Féldehölzern. Seine Nahrung besteht aus

allerhand Pflanzen. In Gärten thut er am Köhl, an den Rüben und jungen Bäumen oft sehr großen Schaden; auch im Walde schält er im Winter viele grüne Bäume ab.

Der Hase wird bis zehn Jahre alt und acht bis zehn (4—5 Kg.), selten sechzehn Pfund (8 Kg.) schwer. Sein Wildpret ist wölschmeckend; der Balg wird, vorzüglich gefärbt, als Pelzwerk gebraucht, die Wolle zu Hüten und Handschuhen verarbeitet, die bloße Haut als feines Leder gebraucht. Die völlig behaarten Pfoten verwendet man zum Abbürsten zarter Gegenstände. Die Bälge werden auch gegen rheumatische Schmerzen, als Unterlage gegen das Wüdliegen in langwierigen Krankheiten benutzt. Die allbekannte Jagd treibt man vom Ende Septémbler bis anfangs Fébruar. Bekommt man nun einen Hasen lebendig in die Hand, so verendet er am leichtesten, wenn man ihm die Brüst hinter den Schulterblättern zusammendrückt. Sonst wurde er gewöhnlich geknickt, das heißt man nahm ihn bei den Hinterläufen und hieb ihn mit der scharfen Hand in das Genick. Bei einem Schmerz schreit der Hase wie ein Kind; ist ein alter in eine Fülle geraten, so hört man oft von ihm ein dumpfes Murren. Außer dem Menschen haben die Hasen noch sehr viele Feinde: Füchse, Uhus, Adler fangen die alten, Marder, Iltisse, Wiesel, Falken, Raben, Krähen und andere mehr die jungen oder kränken. Viele sterben an Durchfällen, andere an der Leberfäule.

Außerdem ist bemerkenswert, daß man unter den Hasen Mißgestalten findet, was bei freien Tieren sehr selten vorkommt; daß man ihn auf sehr hohen Gebirgen gar nicht findet, daß sein Fleisch roh eine Spur von Bisamgeruch\* hat. Im Laufe steht der Hase oft still, sieht sich aufgerichtet nach seinem Feinde um und thut beim Stillstehen stets wie das Kaninchen mit einem seiner Hinterläufe einen Schlag auf die Erde.

### 134. Volksräthsel.

1. Neun alte Hasen und vier kleine,  
Wie viel haben die Beine?
2. Wer ist immer mit zwei Löffeln? R. Simrod.

### 135. Der Prozeß.

Von Gellert.

„Was spricht ihr, Nachbar, dieser Rahn,  
Der sollte, meint ihr, euer sein?  
Nein, er gehört zu meinen Hasen.“

„Nicht doch, Gebatter, nicht! ihr irrt;  
 Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,  
 Von denen jeder sagen wird,  
 Daß lange vor der Schweden Zeit . . . .“

„Gebatter, ihr seid nicht gescheit!  
 Versteht ihr mich? Ich will euch's lehren,  
 Daß Rain und Gras mir zugehören.  
 Ich will nicht eher sanfte ruh'n,  
 Das Recht, das soll den Mißspruch thun.“  
 So saget Kunz, schlägt in die Hand  
 Und rückt den spitzen Hut die Quere.  
 „Ja, eh' ich diesen Rain entbehre,  
 So meid' ich lieber Gut und Land.“  
 Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten,  
 Er eilet nach der nahen Stadt.  
 Allein Herr Glimpf, sein Advokat,  
 War kurz zuvor ins Amt geritten.  
 Er läuft und holt Herrn Glimpfen ein. —  
 „Wie,“ spricht ihr, „kann das möglich sein?  
 Kunz war zu Fuß, und Glimpf zu Pferde.“  
 So glaubt ihr, daß ich lügen werde?  
 Ich bitt' euch, stellt das Reden ein,  
 Sonst werd' ich, diesen Schimpf zu rächen,  
 Gleich selber mit Herrn Glimpfen sprechen.

Ich sag' es noch einmal, Kunz holt Herrn Glimpfen ein,  
 Greift in den Baum und grüßt Herrn Glimpfen.  
 „Herr!“ fängt er ganz erbittert an,  
 „Mein Nachbar, der infame Mann,  
 Der Schelm — ich will ihn zwar nicht schimpfen, —  
 Der, denkt nur, spricht, der schmale Rain,  
 Der zwischen unsern Feldern liegt,  
 Der, spricht der Narr, der wäre fein.  
 Allein den will ich seh'n, der mich darum betrüget.  
 Herr,“ fuhr er fort, „Herr, meine beste Rüh,  
 Sechs Scheffel Hafer noch dazu!  
 (Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)  
 D dient mir wider ihn und helft die Sach' entscheiden.“

„Kein Mensch,“ versetzt Herr Glimpf, „dient freudiger als ich.  
 Der Nachbar hat nichts einzuwenden,  
 Ihr habt das größte Recht in Händen;  
 Aus euren Reden zeigt es sich.  
 Genug, verklägt den Ungekrümten!  
 Ich will mich zwar nicht selber rühmen,

Dies thut kein ehrlicher Jurist;  
Doch dieses könnt Ihr leicht erfahren,  
Ob ein Prozeß seit zwanzig Jahren  
Von mir verloren worden ist.  
Ich will Euch Eure Sache führen,  
Ein Wort, ein Mann, Ihr sollt sie nicht verlieren.“  
Glimpf reitet fort. „Herr!“ ruft ihm Kunz noch nach,  
„Ich halte, was ich Euch versprach.“

Wie hitzig wird der Streit getrieben!  
Manch Ries Papier wird voll geschrieben,  
Das halbe Dorf muß in das Amt;  
Man eilt, die Zeugen abzuhören,  
Und fünfundzwanzig müssen schwören,  
Und diese schwören insgesammt,  
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,  
Der Raim ihm gar nicht zugehörte.

Ei, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht!  
Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;  
Doch im Vertrau'n gered't, ich dünkte,  
Du hättest nicht das größte Recht.

Manch widrig Urteil kömmt, doch laßt es widrig klingen!  
Glimpf muntert den Klienten auf:  
„Laßt dem Prozesse seinen Lauf,  
Ich schwör' Euch, endlich durchzudringen.  
Doch . . . . .“

„Herr, ich hör' es schon; ich will das Geld gleich bringen.“  
Allein, warum so lange Zeit?  
Dies, Leser, kann ich dir nicht sagen,  
Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.  
Ein letztes Urteil kömmt. O seht doch, Kunz gewinnt!  
Er hat zwar viel dabei gelitten,  
Allein was thut's, daß Haus und Hof verstritten,  
Und Haus und Hof schon angeschlagen sind?  
Genug, daß er den Raim gewinnt.  
„O, rüft er, lérnt von mir den Streit aufs höchste treiben,  
Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben.“

### 136.

1. Mich dünkt es eines Thóren Mut,  
Wenn er sich selber schaden thut,  
Dem Nachbarsmann zu Leide;  
Leicht reuet es sie beide.

2. Sieh, wir hassen und streiten, es trennet uns Neigung und Meinung,  
Aber es bleichet indes dir sich die Locke wie mir. Schiller.

## 137. Das Wasser als zerstörendes Element.

Von H. Stahl.

1. Wir stehen am Meeresgestade. Es gewährt einen großartigen Anblick, zum erstenmale das Auge über die weite Fläche streifen zu lassen, aber auch einen beengenden, bänglichen. Es ergreift uns unwillkürlich eine gewisse Furcht, wenn wir sehen, wie die Wellen in beständiger Bewegung und Aufregung an die Küste schlagen, wie sie schäumgekrönt in die Höhe spritzen, und der weiße Gischt unseren Fuß neigt. Wie das wogt und wälzt, unaufhörlich und unverzöhnt, als wollte das tosende Element uns mit dem Felsen in seinen Schlund hinabziehen! Das ist die Brandung, der an allem Bestehenden ewig nagende Meereszahn. Endlos rollen sie daher, die Wogen, eine immer größer als die andere, bis der größten wieder eine kleine folgt, und das alte Spiel sich erneuert. Spiel — der Ausdruck ist uns eben entschlüpft, aber dürfen wir ihn gebrauchen? Es ist wenigstens ein ernstes, ein fürchterliches Spiel, das die Brandung treibt.

Das Meer nagt beständig an seinen Ufern, unterwühlt Felsmassen und stürzt sie in seine unersättliche Tiefe, durchbricht Ländungen und verknüpft Meere mit Meeren, trennt Länder von Ländern. Mannigfach und großartig sind die Veränderungen, die es schafft, Veränderungen, die im Laufe der Zeit, in tausend und aber tausend Jahren die Umrisse des Festlandes ganz verändert haben und in neuen Jahrtausenden noch verändern werden. Und es ist nicht bloß die flache, sändige Küste, die dem Wogendrange unterliegt, nicht bloß das aus geschichteten Steinen bestehende Ufer, welches das Wasser aushöhlt, zerfallen und versinken macht: das härteste Felsgestade muß seinen ewig wiederholten Angriffen weichen. Die ausgezackten Küsten der Halbinsel Bretagne,\* welche doch aus hartem Granit bestehen, zeigen die deutlichsten Spuren von ihren vielfachen Veränderungen, deren alte Sagen gedenken. Während des neunten Jahrhunderts haben die Wellen Wälder und Dörfer verschlungen, und noch jetzt findet man ihre Überreste auf dem Boden des Meeres. Nicht minder deutlich zeigen die Küsten Englands und Irlands, wie wenig selbst Felsgestein den Gang des Weltmeeres aufzuhalten vermag, wie allgewaltig die stets wirkende Brandung ist.

Ein anschauliches Beispiel davon gibt die natürliche Brücke von Killee. Unfern der irischen Küste stellt sich dem Auge ein Prachtstück der Schöpfung einer wunderreichen Natur dar. Über kleine Meerbusen, die sich im Laufe der Jahrtausende ins Üfergestein eingewühlt haben, wölben sich drei Bögen hinüber, die zwei aus hartem Fels geschichtete Pfeiler tragen. Menschenhand würde sie nicht so solid und dauerhaft haben herrichten können, als es durch die Hand der Natur geschehen, und doch — schon naht der Mitte der Umsturz sich! Immer näher und immer stärker schlagen die Wellen brandend wider das sie hemmende Gestein, fortwährend reißen sie kleine Stücke von ihm weg, und ehe vielleicht ein Jahrhundert zur Neige gegangen, wird der rechte Pfeiler, dem Andrang unterliegend, stürzen, werden die Wogen triumphierend über dem letzten Getrümmer zusammentreffen. Mit eherner Brust stemmt sich der linke Pfeiler dem Meere entgegen; Jahrtausende vielleicht noch müht es sich vergebens ab, auch ihn in die Tiefe zu ziehen. — Aber was sind Jahrtausende im Alter der Erde? Auch er wird fallen, und ein fernes Geschlecht vernimmt wol noch die Kunde, die an einer winzigen Fels Spitze haftet, daß hier dereinst ein herrliches Götteswunder das ehrfurchtsvolle Staunen der grauen Vorzeit erregte.

Bei dem kleinen Flecken Estrat (spr. Estratah) an der französischen Seite des Armel-Kanals erheben sich Steilklippen von dreihundert und fünfzig Fuß (112 m.) Höhe als Damm gegen Wogen und Wellen. Lange haben sie tapfer Widerstand geleistet, jetzt aber sind sie zerklüftet und zerissen, und die Flut schäumt ungehindert um einzelfstehende Nadeln. Schrankenlos braust sie durch weit geöffnete Thore, die wie Pfosten im Augenblicke noch mit dem sichern Ufer in Verbindung stehen, aber auch dereinst als isolierte Felskegel einsam aus dem Wasser empörstarren und endlich gar spurlos verschwinden werden.

Schlimmer noch als den Küsten des großen Festlandes spielt das Meer dem Gestade der Inseln mit, die seiner Zerstörungs- und Vernichtungswut auf allen Seiten preisgegeben sind. Über Helgoland\* haben wir geschichtliche Gewißheit, nicht allein, daß es vor etwa hundert Jahren von der Düneninsel nur durch einen Kanal getrennt war, der bei der Ebbe trockenen Fußes passiert werden konnte, während derselbe jetzt die größten Schiffe trägt, sondern auch darüber, daß es früher um vieles größer war und nach und nach vom Meere abgenagt und zerstückelt wurde. Mit solcher Allgewalt bohrt sich die Flut ins Gestein und wird mit der Zeit die ganze Insel zernagen.

2. Auch an unserer deutschen Küste waltet das Meer mit wildem Zerstörungsgelüste. Der breite aber niedrige Küstensaum der Nordsee ist von der Nordspitze der holländischen Halbinsel an mit einer langen Kette kleiner Flächinseln in meilenweiter Entfernung umgürtet, welche wol als Überreste größerer Inseln oder auch versunkenen Festlandes anzusehen sind. Noch täglich machen die Wogen, mit Ebbe und Flut kommend und gehend, neue Versuche, die letzten Brocken ihres großen Raubes in den gierigen Schlund des Meeres hinabzuziehen. Die kleineren dieser Eilande heißen Halligen. Höchstens eine halbe Quadratmeile umfassend, oft aber kaum 1000 Fuß (320 m.) lang und breit und nur zwei bis drei Fuß ( $\frac{1}{2}$  bis 1 m.) höher gelegen, als der Stand der gewöhnlichen Meeresflut, sind sie derselben vollständig preisgegeben, die sie sehr oft und besonders in den Wintermonaten sogar zweimal an einem Tage überräuscht und bald mit langsamer, bald mit wildstürmender Gewalt ein Stück nach dem andern abbricht, so daß der Halligbewohner schon die Jahre zählen kann, wann den Hütten und den Herden der letzte Raum genommen sein wird. Die größeren Nordseeinseln sind theils durch künstliche Dämme (Deiche), theils auch durch die Natur selbst, so gut als es geht, gegen den Andrang der Wogen geschützt, indem sich nämlich an ihrem Küstensaume im Laufe der Zeit lange Sandhügel aufgehäuft haben. Diese führen den Namen Dünen. Ein trauriges, oft in zahllosen Schlingungen verdorrtes Gewebe von Sandpflanzen umgibt dieselben und flattert oft lose im Winde umher. Kein munteres Grün, kein Zeichen eines lebendigen Wesens läßt dieses graue Sandmeer erblicken, höchstens ein vereinzelt fliehendes Kaninchen oder den Musternfresser, der auf der Dünenspitze seine Beute verzehrt. Dabei sind die Dünen ein zweideutiger, oft gar ein gefährlicher Schutz gegen das brandende Meer. Von der Flut und dem Seewinde unaufhörlich getrieben, rücken sie langsam, aber sicher fortwährend weiter ins Land, und rettungslos ist alles, was sie erreichen, verloren. Über Felder, Wiesen, Deiche schreiten sie mit einer gespenstischen Ruhe und Gleichmäßigkeit hinweg; Wohnungen und ganze Dörfer begraben sie gleichsam lebendig. Erbittert, aber vergeblich kämpft der Mensch gegen sie an, namentlich um die fester gebauten, widerstandsfähigen Kirchen zu behaupten. Aber auch die verschlingt der Sand. Lange schon konnte man nur noch durch die Fenster in das Gotteshaus kriechen, wo die Menge bereits auf Sandhügeln saß und der Pfarrer auf der Kanzel in einer Sandgrube stand, nun ist auch der letzte Eingang versperrt.

3. Die Küste des Festlandes findet in der Reihe vorgelagerter Inseln starken Schutz gegen das feindliche Element; wo derselbe nicht aus-

reicht und die Küste nach dem Meere zu abdacht, sind ungeheurere Deiche (Steindämme) aufgeführt worden, deren Herrichtung und Unterhaltung ein entsprechendes Zeugniß liefert von der Stärke und Ausdauer vereinter Menschenkraft. Zudem finden sich auch hier die bereits vorher geschilderten Dünen, in denen das Meer den von ihm angerichteten Schaden teilweise wieder gut zu machen sucht. Bei gewöhnlichem Gange der Dinge reichen diese Schutzmittel aus, aber wenn der Sturm gleichzeitig mit der Flut gegen das Land andringt, wenn die Wogen haushoch herwallen, und die Brandung wie Donner brüllt und töbt, dann widersteht nichts der Macht der Wogen.

Die Geschichte liefert furchtbare Zeugnisse von dem Schaden, den solche Sturmfluten anrichten, und weist eine ganze Reihe von dadurch veranlaßten Einbrüchen des Meeres nach, unter denen der bedeutendste derjenige ist, welcher den Zuidersee (spr. Seud — d. i. Südsee) in den Niederlanden bildete. Dieser See war vormals festes Land, durch welches sich ein Arm des Rheins, nachdem er zuvor einen See gebildet, in die Nordsee ergoß. Um das dreizehnte Jahrhundert brach das Meer hier ein, überschwemmte die ganze Gegend und ließ die jetzigen Inseln Texel, Vlieland, Schelling zc. zurück, welche nunmehr zum Schutze gegen die andringenden Wogen dienen.

Wo der Dollart\* als weiter Meerbusen sich ausbreitet, war der Boden einst fruchtbares, reich bebautes Ackerland, von einer Stadt, zwei Flecken und fünfzig Dörfern überbaut. Da ergießt sich im Jahre 1287 über diesen Gau, wie ihn noch heute eine mächtige alte Karte auf Holz im Stadthause zu Emden\* darstellt, eine furchtbare Wasserflut. Gräßlich wüthet sie, denn die Deiche bieten kein festes Bollwerk mehr, furchtbare Stürme und Regengüsse haben sich mit ihr verbündet, 50,000 Menschen finden vereint in den Fluten ihr Grab. Ein ähnliches Ereigniß bildete im 16. Jahrhundert auch den Meerbusen der Fähd\*, welche, früher ein kleines Flüsschen, jetzt eine halbe Meile breit ist. Die Fluten begruben damals vier und eine halbe Quadratmeile Land, auf welchem 10,000 Menschen wohnten.

An den flachen Westküsten der dänischen Halbinsel besteht ebenfalls ein alter Kampf zwischen Land und Meer, der einst Jütland zu einer Insel zu machen droht. Noch im Jahre 1824 durchbrach bei einer Sturmflut das Meer die schmale Landenge, welche Nordjütland mit dem übrigen Teile der Halbinsel vereinigte, und die Wasser der Nordsee ergossen sich in

den Hymfiord, einen Busen der Ostsee. An den Küsten von Schleswig lag einst ein sehr fruchtbarer und bevölkerter Ländstrich, Nordfriesland genannt, der eine Halbinsel von neun bis elf Meilen ( $68\frac{1}{2}$  bis  $83\frac{1}{2}$  Km.) Länge und sechs bis acht Meilen ( $45\frac{1}{2}$  bis 61 Km.) Breite bildete. Im Jahre 1240 wurde er vom Festlande abgetrennt und bis auf die kleine Insel Nordstrand von den Wellen verschlungen. Aber auch diese immer noch durch Bevölkerung und Kultur berühmte Insel wurde im Jahre 1638 von den Fluten zerrissen, und jene schreckliche Katastrophe, die 1338 Gebäude mit 6408 Menschen und gegen 50,000 Stück Vieh vertilgte, ließ nur die kleinen, noch immer von gleichem Schicksale bedrohten Inseln Nordstrand, Pelworm und Lütjenmoor übrig.

### 138.

1. Ein Mühlstein und ein Menschenherz wird stets herúmgetrieben,  
Wenn beides nichts zu mahlen hat, wird beides selbst zerrieben.

Fr. v. Logau.

#### 2. Rätsel.

Hat die Flut sich ausgetobt,  
Dann beginnt mein Reich;  
Siehst du mich von hinten an,  
Bleib ich doch mir gleich. \*)

C. Reinhold.

### 139. Das Land der Sinkenden.

Von Gellert.

Vor Zeiten gab's ein kleines Land,  
Worin man keinen Menschen fand,  
Der nicht gestóttert, wenn er red'te,  
Nicht, wenn er ging, gehínket hätte,  
Denn beides hielt man für galánt.  
Ein Fremder sah den Úbelstand.  
Hier, dacht er, wird man dich im Geh'n bewúndern müssen.  
Er ging umher mit steifen Füßen;  
Er ging, ein jeder sah ihn an,  
Und alle láchten, die ihn sah'n.  
Und jeder blieb vor Lachen stehen

---

\*) Wenn wir in den zwei ersten Versen die richtige Betonung wüßten, so wäre auch das Rätsel gelöst.

Und schrie: Lehrt doch den Fremden gehen!  
Der Fremde hielt's für seine Pflicht,  
Den Vorwurf von sich abzulehnen.  
„Ihr,“ rief er, „hinkt; ich aber nicht:  
Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen.“  
Der Lärm wird noch mehr vermehrt,  
Da man den Fremden sprechen hört.  
Er stämmelt nicht, genug der Schande;  
Man spottet sein im ganzen Lande.

Gewohnheit macht den Fehler schön,  
Den wir von Jugend auf geseh'n.

### 140. Aus Gellerts Leben.

Von H. Pfeil.

Kommst du, junger Leser, einmal nach Leipzig, dann lenke deine Schritte nach jenem Grabe, das sich vor dem Eingange zum Johannis-Friedhofe befindet, und das mit einer Platte belegt ist, welche den Namen Gellert trägt. Dort ruht der fromme Liederfänger, dem zwar die irdischen Güter nur knápp zugemessen waren, der aber trotzdem seine höchste Befriedigung darin fand, andern wól zu thun und Freude zu bereiten. Wie wárm sein edles Herz für menschliches Elend schlug, das leuchtet aus zahlreichen Handlungen der Wólthätigkeit hervor, welche von ihm berichtet werden.

Als Gellert eines Tages vor den Leipziger Thoren spazieren ging, begegnete er einer Frau, auf deren Angesichte Kummer und Sorgen deutlich zu lesen waren. Gellert blieb stehen und fragte, was ihr fehle. Sie hörte nicht auf seine Frage und eilte schnell vorüber. Gellert verdoppelte nun seine Schritte, und erst als er ihr zurief: „Aber Frau, so hören Sie doch!“ blieb sie stehen.

„Was ist Ihnen denn?“ fragte Gellert.

Jetzt weinte die arme Frau und erzählte: „Dort in dem kleinen Haus mit dem Schindeldach liegt mein Mann und meine armen Kinder kránk. Seit fünf Wochen habe ich nichts verdienen können. Wir sind unserm Hauswirt, dem reichen Kaufmanne Richter, dreißig Tháler schuldig, und er will nicht länger wáren. Eben war ich bei ihm und bat um Náchsicht, aber er ist hártherzig und will uns noch heute vor die Thür setzen lassen.“

„Na, ná,“ meinte Gellert, „so schlimm wird es nicht gleich werden. Kommen Sie mit mir, vielleicht sendet Ihnen Gott Hilfe.“ Er nahm sie

mit nach seiner Wohnung. Hier schloß er sein Schreibpult auf und zählte dreißig Thaler zusammen, die er ihr mit den Worten übergab: „Da haben Sie das Geld. Gehen Sie hin und bezahlen Sie, aber bringen Sie es erst in einer Stunde zu Ihrem Wirte. Hören Sie, gute Frau, erst in einer Stunde! Und nun gehen Sie, Gott wird weiter helfen.“

Mittlerweile wandte Gellert seine Schritte zu dem reichen Kaufmanne, den er eben mit der Zahlung einer Geldsumme beschäftigt fand. Er knüpfte ein Gespräch mit dem Reichen an und lenkte es auf das Geld mit den Worten:

„Von Ihnen kann man jedenfalls noch vieles lernen, denn ein so gesegneteter Mann, wie Sie, wird es doch nicht unterlassen, von seinem Reichtume den schönsten Gebrauch zu machen. Sicherlich haben Sie schon recht viele Menschen glücklich gemacht!“ Herr Richter, der gar nicht wußte, worauf sich diese Worte bezögen, und der seine Gedanken noch halb bei seiner Summe Geldes hatte, antwortete etwas zerstreut: „Ganz recht! Schon recht! Ja, ja.“

Gellert fuhr fort, mit Wärme von den Freuden des Wohlthuns und der Menschenliebe zu reden. Selbst gerührt im Andenken an die arme bedrängte Frau, hätte er dem Geizigen beinahe eine Träne entlockt, als eben die arme Frau hereintrat, hastig ihre dreißig Thaler auf den Tisch legte und in aufgeregtem Tone dazu bemerkte: „Da haben Sie das Geld, damit Sie uns nicht aus dem Hause werfen.“ Der Kaufmann, durch das Eintreten und Benehmen der Frau in Verlegenheit gesetzt, entgegnete in begütigendem Tone: „Ei, das hätte ja Zeit gehabt, wie können Sie doch nur — — Sie sehen ja, daß ich Besuch habe. Das hatte mit dem Gelde gar keine Eile.“ In demselben Augenblicke vergaß er sich aber und zählte wieder: „Zehn, zwanzig, dreißig.“ — „Ach was,“ sagte die Frau, „heute früh haben Sie ganz anders gesprochen. Sie wollten meinen kranken Mann und die kranken Kinder aus dem Haus werfen lassen. Und wenn nicht dieser gute Herr — sie zeigte auf Gellert — sich meiner erbarmte und mir das Geld gegeben hätte, so würden Sie Ihre Drohung wol ausgeführt haben.“

Gellert winkte ihr, daß sie schweigen solle, aber sie fuhr fort: „Nein, lieber Herr, winken Sie, so viel Sie wollen; ich muß es doch sagen, wem ich meine Hilfe zu verdanken habe.“

Der Kaufmann stand beschämt vor dem edlen Menschen. Er reichte Gellert die Hand und sprach: „Herr Professor, ich sehe, daß Sie nicht nur schön schreiben und reden, sondern auch schön handeln! Ich danke

Ihnen tausendmal für die heilsame Lehre, die Sie mir heute erteilten. Sie haben mich bis jetzt härtherzig gesehen, Sie sollen mich von nun ab als einen wölthätigen Menschen kennen lernen. Dann wandte er sich an die Frau mit den Worten: „Hier, gute Frau, nehmen Sie die dreißig Thaler wieder. Gehen Sie nach Hause und pflegen Sie Ihren kranken Mann und Ihre kranken Kinder.“ Die Frau entfernte sich unter Freudentränen. Der Kaufmann wandte sich wieder zu Gellert. Ich will nicht auf halbem Wege stehen bleiben, Herr Professor. Kommen Sie mit mir, wir wollen die Kranken besuchen.“ Sie gingen beide in die Wohnung der Armen. Der reiche Kaufmann sorgte für ärztliche Hilfe, so daß Vater und Kinder bald wieder hergestellt wurden. Aber er that noch mehr. Er nahm später den wieder gesund gewordenen Mann in sein Geschäft und bezahlte für die Kinder der armen Familie fortan das Schülrgeld.

### 141.

1. Zur Weisheit bekehre  
Bald sich jeder und meide das Böse,  
Verehere die Tugend. Göthe.
2. Die Tugend, sie ist kein leerer Schall,  
Der Mensch kann sie üben im Leben;  
Und sollt' er auch straucheln überall,  
Er kann nach der göttlichen streben. Schiller.
3. Ein unnütz Leben ist ein früher Tod. Göthe.

### 142. Der Reisende.

Von Gellert.

Ein Wandrer bat den Gott der Götter,  
Den Zeus, bei ungestümem Wetter  
Um stille Luft und Sonnenschein.  
Umsonst! Zeus läßt sich nicht bewegen;  
Der Himmel stürmt mit Wind und Regen;  
Denn stürmisch sollt' es heute sein.

Der Wandrer seht mit bitterer Klage,  
Daß Zeus mit Fleiß die Menschen plage,  
Die saure Reise mühsam fört.  
So oft ein neuer Sturmwind wüthet  
Und schnell ihm stillzusteh'n gebietet,  
So oft ertönt ein Lasterwort.

Ein naher Wald soll ihn beschirmen;  
 Er eilt, dem Regen und den Stürmen  
 In diesem Holze zu entgeh'n;  
 Doch eh der Wald ihn aufgenommen,  
 So sieht er einen Räuber kommen,  
 Und bleibt vor Furcht im Regen steh'n.

Der Räuber greift nach seinem Bögen,  
 Den schon die Rässe schlaff gezogen;  
 Er zielt und faßt den Pilger wol;  
 Doch Wind und Regen sind zuwider,  
 Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,  
 Dem er das Hertz durchbohren soll.

„O Thor!“ läßt Zeus sich zornig hören,  
 „Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,  
 Ob ich dem Sturm zuviel erlaubt?  
 Hätt' ich dir Sonnenschein gegeben,  
 So hätte dir der Pfeil das Leben,  
 Das dir der Sturm erhielt, geraubt.“

### 143.

Ich habe nie mich grösser gefühlt,  
 Als wenn ich in Not und hart beschädigt,  
 Trotz allem treu am Gläuben hielt,  
 Und ward vom Erfolge bestätigt. Melch. Meyr.

### 144. Ueber den Zufall.

Unter den Bauern, welche unsern Dorffschulmeister\*) des Sonntags nachmittags zu besuchen pflegten, waren auch einige jüngere, die lieber die Zeitung als die Bibel lasen und zu allem ungläubig den Köpff schüttelten, was sie nicht mit ihrem Verstande sofort begreifen konnten. Ereignisse, welche andere Menschenkinder Fügungen Gottes nannten, waren bei ihnen einfacher Zufall. Der Schulmeister widersprach ihnen nicht, und da hatte er wol auch recht. Denn der Streit ist doch gewiß das unzweckmäßigste Mittel, sich mit andern ins Einvernehmen zu setzen. Er wußte, es wird sich schon einmal Gelegenheit finden, in den Köpfen der Bauern der besseren Einsicht ein Plätzchen zu bereiten. Und als sie sich fand, ging er wie gewöhnlich auf die Behauptungen seiner Freunde ein. „Ja, ja,“

\*) Sieh Nr. 35.

sagte er, „Zufall und wieder Zufall. Aber einen merkwürdigen Zufall habe ich in Olmütz erlebt. Als ich daselbst die Pädagogie studierte, wohnte ich bei einem Kammacher, der hatte einen Gesellen, dem der Zufall sein ehrliches Handwerk für alle Zeiten verleibete. Er war ein flotter Kumpán, der von den Jahreszeiten den Fasching und von den Tagen der Woche den Sonntag am liebsten hatte, und weil er von den vierundzwanzig Stunden eines Tages die nächtlichen nicht verlieren wollte und sie deshalb im Wirtshause zubrachte, so fehlte es ihm, wie allen solchen Leuten, immer an Geld. Sein Vater, den er oft und immer wieder um einen Zuschuß, wie er sich ausdrückte, bat, wurde es endlich müde, einem ausgelernten Gesellen, der ein einträgliches Handwerk erlernt hatte, Geld zu schicken, und schrieb ihm, er möge sich selber eines verdienen. Ich muß hier bemerken, daß damals die Kammacher sehr gute Geschäfte machten, weil die vornehmen Damen hohe, künstlich durchbrochene, also sehr teure Kämmen zu tragen pflegten. Unser Geselle nun kam durch das lieberliche Gebahren mit seinem Wochenlohn wieder einmal in Verlegenheit. Um sich zu helfen, schrieb er dem Vater, er habe sich bei dem Zuhacken der Kammlatten den Daumen abgehackt und liege krank darnieder, er möge ihm doch um Gottes willen einen Zehrpennig schicken. Einige Tage darauf hatte der verlogene Bursche frühmorgens mehrere tüchtige Hörner zugesägt und die Stücke dann geröstet, um sie aus ihrer runden Form in die von Platten zu bringen. Dann machte er sich daran, diese Platten mit dem Beile zu behauen. Dabei muß man freilich sehr aufmerksam sein. Solch eine Platte ist nämlich zwei bis vier Zoll hoch und mehrere Zoll breit. Der Kammacher setzt sie etwas schief auf einen Holzblock und hält sie während des Behauens dadurch fest, daß er mit dem Daumen auf die obere Kante drückt. Mit einem sehr scharfen Beile hackt er auf die Seitenflächen der Platte. Wie nun unser Geselle eben am eifrigsten hant, öffnet sich plötzlich die Thür, und der Postbote tritt mit einem fünfmal versiegelten Geldbriefe ins Zimmer. Der Kammacher vergißt sich und hant während er auf den Eintretenden blickt, kommt mit dem Beile etwas zu hoch und hackt sich die Spitze des Daumens glatt weg. In dem Briefe stand: Da Du Dir die Spitze des Daumens weggehackt hast, so schicke ich Dir, lieber Sohn, dieses Geld. Nun kannst Du aber auch kein Kammacher mehr sein.“ — Das war doch ein merkwürdiger Zufall! — So schloß der Schulmeister seine Erzählung, und als einer der Bauern sich hören ließ, das sei kein Zufall, sondern eine gerechte Strafe Gottes gewesen, entgegnete er: „Ja und nein, wie man's nimmt. Hätte der Geselle

nicht mit bösem Gewissen den Briefträger erwartet, so wäre er bei dessen Eintreten ins Zimmer nicht erschrocken, hätte auf seine Arbeit achtgegeben, und es wäre ihm höchst wahrscheinlich kein Unglück zugestoßen. Mit dem Zufall ging's also ganz natürlich zu; aber merkwürdig ist es und bleibt es, daß der freche Lügner auf eine so natürliche und einfache Weise bestraft wurde. Und nun kann ich euch sagen, was ich vom Zufall halte. Ich glaube, es hat in der lieben Welt alles seinen Grund, und der große, gerechte und weise Gott hat es eben so eingerichtet, daß auf gute Gründe gute Sachen folgen und auf böse auch böse Wirkungen. Aber eines ist dabei zu bemerken, daß wir kurzfristige Menschen die Gründe nicht immer erkennen.“

A. H.

### 145.

1. Ein gut Gewissen ist das beste Ruhekissen.

2. Ein beladenes Gewissen

Murmelt dem tauben Kissen

Sein Geheimniss zu.

Shakespeare.

3. Den Zufall gibt die Vorsehung,

Zum Zwecke muss ihn der Mensch gestalten.

Schiller.

### 146. Der Siebenschläfer.

Von Vogel.

Der Siebenschläfer, auch Bildh genannt, ist wie seine Verwandten, die Haselmäuse, ein niedliches kleines Tier, dem Eichhörnchen ähnlich, doch nicht so beweglich wie dieses. Er bewohnt die Laubhölzer von Mittel- und Süd-Europa, wo er während der Nacht seiner Nahrung, die neben vielen Nüssen und Samereien auch in kleinen Säugetieren und Vögeln besteht, nachgeht und für den Winter, den er größtenteils schlafend verbringt, Vorrat einsammelt. Während des Winterschlafes ist der Siebenschläfer zusammengekugelt und kält, und man kann ihn wie einen Ball in die Höhe werfen und wieder fangen, ohne daß er aufwacht. Nur allzu strenge Kälte oder eintretende Wärme erweckt ihn von Zeit zu Zeit, wo er dann auch etwas von seinem Vorrate genießt, bald darauf aber wieder einschläft, bis der Frühling erscheint. In Krain und Italien wird er sowie auch das Murmeltier gefressen.

## 147. Die Rache.

Von Uhland.

Der Knecht hat erstochen den edeln Hérrn,  
Der Knecht wär' sélber ein Ritter gern —

Er hat ihn erstochen im dunkeln Haín  
Und den Leib versenket im tiefen Rheín.

Hat angelegt die Rüstung blank,  
Auf des Herrn Róss sich geschwungen frank.

Und als er sprengen will über die Brück',  
Da stútzet das Ross und báumt sich zurück.

Und als er die güldnen Spóren ihm gab,  
Da schleudert's ihn wild in den Stróm hinab.

Mit Arm, mit Fuss er rudert und ringt,  
Der schwere Panzer ihn níederzwingt.

## 148. Edle Rache.

Von Jakobs.

In der Zeit, als die Mauren\* noch nicht aus Spanien vertrieben waren, tödtete ein spanischer Edelmann einen Jüngling von jener Nation, mit dem er zufällig in Zweikampf geraten war. Von den Begleitern des Getödteten verfolgt, entkommt er ihnen durch die Schnelligkeit seiner Füße und entzieht sich ihren Blicken, indem er über die Mauer eines Gartens steigt. Da er hier den Eigentümer antrifft, erzählt er ihm sein Unglück und bittet um seinen Schutz, worauf jener stillschweigend einen Pfirsich pflückt, ihn von einander bricht und dem Fremden die eine Hälfte davon reicht. „Wenn du dieses issest,“ sagte er, „so bist du meiner Gastfreundschaft und meines Schutzes gewiß.“

In derselbigen Nacht, wenige Stunden nachher, erfährt dieser Mann, daß der Getödtete sein einziger Sohn ist. Seiner Verpflichtungen eingedenk, bekämpft er seinen Schmerz, begibt sich zu dem Spanier, den er zu schützen versprochen, und sagt zu ihm: „Der Jüngling, den du getödtet hast, war mein Sohn, der einzige Zweig meines Stammes und mein kostbarstes Eigentum. Wenn ich Rache nehmen wollte, so würdest du von meinen Händen sterben. Aber ich habe dir mein Wort gegeben. Ich habe dir Schutz versprochen. Flieh, ehe dich einer der Meinigen entdeckt, indem du dich des flüchtigen Rósses bedienst, das deiner am

Thore härret. Flieh, ohne einen Augenblick zu verlieren, und danke dem Allmächtigen, der mir die Kraft verliehen hat, meinen Zorn zu bekämpfen und die Zusage zu erfüllen, die ich dir gegeben habe.

### 149.

1. Der Sieges göttlichster ist das Vergében. Schiller.
2. Wol dém, der frei von Schuld und Föhle  
Bewährt die kindlich reine Séele. Schiller.
3. Sich nicht rächen, auch dänn nicht, wenn Rache Geréchtigkeit wäro,  
Das ist édel; erháben, seinen Beleidiger lieben;  
Ihn in der Not mit verborgener Wólthat laben, ist hímmlisch.  
Klopstock.

### 150. Das Leuchten des Meeres.

Von W. Zimmermann.

Einen schönen Anblick gewährt das Meer oft zur Nachtzeit, wenn es weithin in mildem, phosphorartigem\* Scheine leuchtet. Die Ursache dieses Leuchtens ist noch nicht ganz genügend erklärt; auf jeden Fall sind es mehrere verschiedene Ursachen. Die Erscheinung ist auch verschieden; entweder leuchtet bloß der Teil des Wassers, welcher durch die Bewegung des Schiffes oder von einem Fische außer Ruhe gebracht wurde, und hier besonders die Fúrche, welche das Schiff im Wasser zurúckláßt, oder man sieht ein Leuchten da, wo die Wellen sich treffen, oder auf spiegelglatter See ist weithin ein eigentümlicher Glanz verbreitet. Man ist nun ziemlich einig, daß der Grund verfaulte organische Körper, sowie lebende, phosphoreszierende Séetiere, wie auf dem Lande das Johánniswürmchen seien.

„Das Leuchten des Ozeáns,“ sagt Humboldt,\* „gehört zu den prachtvollen Erscheinungen, die Bewunderung erregen, wenn man sie auch monatelang mit jeder Nacht wiederkehren sieht. Unter allen Zonen phosphoresziert das Meer; wer aber nicht das Phänomén\* unter den Wendekreisen, besonders in der Südfée\* gesehen, hat nur eine unvollkommene Vorstellung von der Majestát dieses Schauspielés. Wenn ein Kriegsschiff bei frischem Winde die schäumende Flút durchschneidet, so kann man sich, auf einer Seitengalerie\* stehend, an dem Anblick nicht sättigen, den der nahe Wellenschlag gewährt. So oft die entblóste Seite des Schiffes sich úmlegt, scheinen róthliche Flammen blitzähnlich vom Kiel áufwärts zu schießen. Die Erklärung älterer Seereisenden, daß diese

Flammen durch elektrische\* Reibung des Salzwassers am fortgleitenden Fahrzeuge entstehen, ist nun längst als unrichtig erkannt worden.“

Was man bis jetzt als Erklärungsgründe anzugeben vermag, faßt Humboldt in folgenden einfachen Thatsachen zusammen: „Es gibt mehrere leuchtende Mollusken (Weichtiere), welche bei ihrem Leben ein schwaches phosphorartiges Licht verbreiten, ein Licht, das meistens ins bläuliche scheint. Unter den Tieren gibt es mehrere mit dieser Eigenschaft, und besonders haben auch die Seefahrer manche entdeckt, wie auch der Bergmann bei der Dunkelheit unter seinen Steinen. Durch solche lebendige Lichtträger wird bisweilen das Leuchten des Meeres bewirkt; denn mehrtheils erkennt man auch solche kleine Tierchen, durch die Nähe vergrößert. Aber überall, wo die Wellen an Hartem anschlagend erschüttert werden und sich schäumend brechen, glimmt das blitzähnliche Licht auf. Der Grund liegt wahrscheinlich in faulenden Faserchen abgestorbener Tierchen.“ Solche Faserchen bleiben beim Baden an der Haut hängen, und sie leuchten auch dann noch, wie Humboldt selbst erfuhr. Bei der ungeheuern Menge solcher Mollusken, die sich im Meere finden, ist vielleicht das Meer ganz als eine gallertartige\* Flüssigkeit zu betrachten, welche als solche von ekelhaftem Geschmacke dem Menschen ungenießbar, für die Fische aber ernährend ist.

### 151.

1. Die Welt ist all' ein flüchtig Scheinen —  
Der Himmel nur glänzt ewiglich.                      Freiligrath.
2. Die Gesinnung, die beständige,  
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.              Göthe.

### 152. Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Ein Märlein von Rückert.

Es ist ein Bäumlein gestanden im „Alle meine Kameraden  
Wald,                      Haben schöne Blätter an,  
In gutem und schlechtem Wetter;              Und ich hab nur Nadeln,  
Das hat von unten bis oben              Niemand rührt mich an;  
Nur Nadeln gehabt statt Blätter;              Dürst' ich wünschen, wie ich wollt',  
Die Nadeln, die haben gestochen,              Wünsch' ich mir Blätter von lauter  
Das Bäumlein, das hat gesprochen:              Gold.“

Wie's Nacht ist, schläft das Bäumlein ein,

Und früh ist's aufgewacht;  
Da hatt' es goldene Blätter fein,  
Das war eine Pracht!

Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich stolz:  
Goldne Blätter hat kein Baum im Holz.“

Aber wie es Abend ward,  
Ging der Jude durch den Wald  
Mit großem Sack und großem Bart,  
Der sieht die goldnen Blätter bald;  
Er steckt sie ein, geht eilends fort  
Und läßt das leere Bäumlein dort.

Das Bäumlein spricht mit Gramen:  
„Die goldnen Blätter dauern mich;  
Ich muß vor den andern mich schämen,  
Sie tragen so schönes Laub an sich;  
Dürft' ich mir wünschen noch etwas,  
So wünscht' ich mir Blätter von hellem Glas.“

Da schlief das Bäumlein wieder ein,  
Und früh ist's wieder aufgewacht;  
Da hat es gläserne Blätter fein,  
Das war eine Pracht!  
Das Bäumlein spricht: „Nun bin ich froh;  
Kein Baum im Walde glitzert so.“

Da kam ein großer Wirbelwind  
Mit einem argen Wetter,  
Der fährt durch alle Bäume geschwind  
Und kommt an die gläsernen Blätter,  
Da lagen die Blätter von Glase  
Zerbrochen in dem Grase.

Warum hat's Bäumlein denn gelacht,  
Und warum denn seine Kameraden?  
Es hat bekommen in einer Nacht  
Wieder alle seine Nadeln,  
Daß jedermann es sehen kann:  
Geh 'naus, sieh's selbst, doch rühr's nicht an!  
Warum denn nicht?  
Weil's sticht.

Das Bäumlein spricht mit Trauern:  
„Mein Glas liegt in dem Staub,  
Die andern Bäume dauern  
Mit ihrem grünen Laub;  
Wenn ich mir noch was wünschen  
soll,  
Wünsch' ich mir grüne Blätter wol.“

Da schlief das Bäumlein wieder ein,  
Und wieder früh ist's aufgewacht;  
Da hatt' es grüne Blätter fein,  
Das Bäumlein lacht  
Und spricht: „Nun hab ich doch Blätter auch,  
Daß ich mich nicht zu schämen brauch.“

Da kommt mit vollem Euter  
Die alte Geiß gesprungen;  
Sie sucht sich Gras und Kräuter  
Für ihre Jungen;  
Sie sieht das Laub und fragt nicht viel,  
Sie frißt es ab mit Stumpf und Stiel.

Da war das Bäumlein wieder leer,  
Es sprach nun zu sich selber:  
„Ich begehre nun keine Blätter mehr,  
Weder grüner, noch rother, noch gelber!  
Hätt' ich nur meine Nadeln,  
Ich wollte sie nicht tadeln!“

Und traurig schlief das Bäumlein ein,  
Und traurig ist es aufgewacht;  
Da besieht es sich im Sonnenschein,  
Und lacht und lacht!  
Alle Bäume lachen's aus;  
Das Bäumlein macht sich aber nichts draus.

### 153.

1. Zufrieden sein macht Wasser zu Wein.
2. Alles in der Welt lässt sich ertragen,  
Nur nicht eine Reihe von guten Tagen.

Goethe.

### 154. Bergschafe und Lämmergeier.

Von H. Wagner.

Lieber Karl!

Da es heute regnet, und wir deshalb unsere Reise nicht fortsetzen, will ich Dir etwas von den Schafen in den Alpen erzählen.

Ich habe früher gar nicht gedacht, daß die Schafe so gut klettern können, da sie bei uns immer nur langsam auf der Wiese und den Feldern herumarschieren. Auch wußte ich nicht, daß die Leute in den Alpen Schafherden halten, da man in den Büchern gewöhnlich nur von den Kühen und Ziegen erzählt. Jetzt habe ich es aber im Rosener\* Thale selber gesehen.

Dieses Thal ist ungefähr drei Stunden lang und liegt sehr hoch. Seine tiefste Stelle am Anfange ist schon viel höher als die Schneekoppe des Riesengebirges.\* Es zieht sich von da an immer höher hinauf bis zum Hochjochferner. An beiden Seiten sind hohe Berge, oben ringsum mit Schnee und Gletschern bedeckt. Manche Gletscher erstrecken sich in den Schluchten bis zum Thale hinab. Die Seiten des Thales sind meistens steil und mit losem Steingerölle bedeckt. Oft stürzen auch von oben neue Steine herunter. Zwischen den Steinen stehen hier und da einzelne Gräschen und Kräuter, und nur an manchen Stellen sind hübsche kleine Alpenblumen wie Gartenbeetchen.

In diesem Thale trafen wir viele Schafe; zuerst kamen uns drei auf dem Wege entgegen. Als ich auf sie zuging und sie streicheln wollte, liefen sie rasch an dem Bergabhange hin, daß die Steine bei jedem Schritte in die Schlucht hinab rasselten. Da hättest Du sehen sollen, wie sie springen konnten! Dann kam von oben herab ein ganzer Trupp nach dem Pfade herunter geklettert, wol gegen zwanzig. Hier waren auch einige kleine Lämmer dabei. Die meisten dieser Schafe sahen braun aus, ich glaube aber, daß sie wahrscheinlich von der Erde so braun geworden waren, denn sie müssen des Nachts auch im Freien schlafen.

Nun sahen wir im ganzen obern Thale an beiden Seiten kleine Trupps von Schafen zerstreut, die an den Bergwänden entlang kletterten

und weideten. Manche sollen freilich auch dabei zutode fallen. An einer Stelle dicht am Wege hing ein Stück schwarzes Schaffell an einer Stange. Der Führer sagte, es sei aufgehängt, damit man im Nebel und bei Schneefall den schmalen Weg danach finden könne. Es war ein sonderbarer Wegweiser.

Die kleine Schafherde lief uns ein großes Stück nach, wahrscheinlich wollten die Tiere von uns etwas zu fressen haben, vielleicht etwas Brod oder Salz.

An der gegenüberstehenden Thalseite sahen wir die Schäferhütte, aus Steinen gebaut. Einen Schäfer oder einen Hund bemerkten wir aber nicht. Im Frühjahr werden die Tiere vom Schnalser Thale\* aus über den Gletscher herüber ins Rosener Thal getrieben und bleiben die meiste Zeit über allein. Sie leben hier halbwild. Fortlaufen können sie nicht, denn ringsum sind Schneefelder und Gletscher; über diese gehen sie nicht, wenn sie nicht dazu durch die Menschen gezwungen werden. Unten am Eingange des Thales liegen die Bauernhäuser, denen die Schafweide gehört. Mitunter geht ein Schäfer ins Thal hinauf und sieht nach, ob die Tiere noch da sind. Er gibt ihnen dann etwas Salz zu lecken, um sie an sich zu gewöhnen; ist ein Schaf todtgefallen, so zieht er ihm das Fell ab und nimmt das Fleisch mit, wenn es noch brauchbar ist. Im Herbst treibt er sie nach Hause. Diebe, welche die Schafe stehlen, gibt es hier nicht.

Auf einem hohen Felsen sahen wir einen Raubvogel sitzen, der nach den Schafen herabspähte. Es war wahrscheinlich ein Steinadler.\* Auch der Lämmergeier macht Jagd auf die Schafe und hat davon seinen Namen erhalten. Die Adler stoßen hoch aus der Luft auf die Lämmer herab, packen sie mit den Klauen und tragen sie durch die Luft davon nach ihrem Neste, wenn sie Junge haben, oder auf einen sichern Felsen. Dort verzehren sie ihre Beute.

Der Lämmergeier frißt auch die Knochen mit und verdaut sie. Selbst alte Schafe werden von den Raubvögeln manchmal angefallen, wenn sie am Rande eines Abgrundes klettern. Der Lämmergeier sucht sie dann in die Schlucht hinunter zu stoßen, um sie zu tödten.

Im Ögthale\* sahen wir bei Umhausen einen steilen Felsen, der die Engelswand heißt. Früher soll einmal ein Raubvogel bei Umhausen ein Kind gestohlen und auf jenen Felsen getragen haben, um es zu verzehren. Es soll aber das Kind damals noch gerettet worden sein. Sogar Hirten und Jäger müssen auf ihrer Hut sein, wenn sie an den Abgründen klettern, daß sie nicht durch Adler oder Lämmergeier überfallen werden. Ein

Adler schleuderte einstmals einen Hirtenknaben in den Abgrund nicht weit von der Sennhütte, ohne daß die Männer, welche nur einige Schritte davon standen, ihm hätten helfen können. Ein andermal stieß ein Adler auf ein Lämmchen. Dies flüchtete sich in das dichte Knieholz, der Adler geriet dabei auch ins Gehölz, und der Hirtenknabe, welcher in der Nähe war, hämmerte mit seinem Bergstocke so lange tüchtig auf den Vogel los, bis er ihn erschlagen hatte.

Die Alpenbewohner benutzen die höchsten und abgelegensten Thäler zur Schafweide, mitunter sogar solche Thäler oder Felsen, welche zwischen Gletschern und Firnsfeldern\* liegen. Es kostet dann nicht selten viel Mühe, die Schafe dorthin zu schaffen. Man nimmt Bretter mit und macht ihnen Brücken über Eispalten. Es kommt sogar vor, daß man die Schafe einzeln an Seilen nach hochgelegenen Thälern hinaufzieht und im Herbst wieder hinabläßt. Der Hirtenjunge, welcher sie in solchen Einöden hütet, bekommt auf drei Monate Brod und geringen Käse mit und lebt ein Vierteljahr ganz einsam, nur mit seinen Schafen, ohne einen Menschen zu sehen. Er verlernt fast das Sprechen dabei. Den Schafen geht es zuzeiten auch sehr schlimm, wenn es ein paar Tage nach einander schneit, oder wenn Gewitter kommen. Dann drängen sich die Tiere auf einen Haufen zusammen, lassen sich einschneien und hungern, bis der Schnee wieder wegtaut.

Von manchen Schäfern werden die Schafe auch gemolken; es ist dies aber nur selten der Fall, denn sie geben sehr wenig Milch, jedes nur ein paar Eßlöffel voll.

In manchen Theilen der Alpen gibt es noch Bären. Diese besuchen am liebsten die einsamen Schafherden und holen sich aus diesen ihren Fraß. Sobald es die Hirten aber merken, teilen sie es ihren Freunden mit. Alle Männer aus dem Thale bewaffnen sich mit Flinten und ziehen auf die Bärenjagd aus. Der Bär wird dann entweder erlegt oder verjagt. In diesem Theile der Alpen, durch welche wir gewandert sind, hat man seit langen Jahren keine Bären mehr gesehen. Wölfe gibt es hier auch nicht.

Wenn wir uns aber, sobald ich nach Hause komme, im Garten eine kleine Alpe bauen, werden wir doch den Bären aus dem Spielfaßten mit darauf stellen und eine Höhle für ihn machen. Du kannst ihn einstweilen zurecht setzen.

Es grüßt Dich

Dein Hermann.

### 155. Räthsel.

Im Angesicht der Leute  
Seht stets das Erste ihr.  
Es trägt so manches Tier  
Auf seiner Stirn das Zweite.  
Wißt ihr das Ganze jetzt,  
Dem die Natur das Zweite  
Aufs Erste hat gesetzt?

Aus G. Scherers Räthselbuch.

### 156. Wie der Csikós die Pferde bändigt.

Wilde Pferde gibt es in Ungarn nicht in dem Sinne, daß sie keinen Herrn hätten und sich in der Wildniß vermehrten wie Bär und Reh. Aber in seiner Herde zählt der Csikós (Pferdehirt) manches Füllen, dessen Rücken noch keinen Reiter getragen hat. Glaubte er es reif, hält er es für gut, so schwingt er sich auf ein zahmes Pferd, auf seinen Liebling. Er nähert sich still dem jungen Wildfang; allein als wüßte der, daß man die goldene Freiheit ihm rauben und die Fesseln der Zucht ihm auferlegen wolle, fliegt er in die Weite. Aber hinter ihm braust nun der Csikós, Feuer in den Augen, Ungeduld in den Gliedern, Freude, Jubel, Ungeßüm in dem wilden Herzen. Hui! Da schwingt er das Fangseil, es pfeift durch die Luft, es schwirrt um die Äuße, um den Hals — der Wildfang stürzt. Da springt der Csikós von seinem zahmen Diebling und stellt sich mit ausgespreizten Füßen über das gefallene, edle Tier. Er löst das Fangseil ihm vom Halse, von den Beinen, und sieh! Auf springt das wilde, feurige, gehezte Roß; die Eisenbahn und der Wind sind zu langsam gegen seinen Lauf. Als wollt' es vor Sonnenuntergang das Ende der unabsehbaren Pusta, das Ende der Welt erreichen, schnaubt es in die Weite: aber auf seinem Rücken sitzt freudig, stolz lächelnd der Csikós. Weiter und immer weiter rennt das edle Tier — aber sein Reiter sitzt fest auf ihm. Und da bleibt es stehen und bäumt sich und schüttelt die freien Glieder — aber der Csikós sitzt ihm auf dem Rücken. Von neuem durchsaust es die Pusta. Doch endlich bleibt es ermüdet stehen. Aber da fühlt es plötzlich fürchterliche Schmerzen. Der Csikós peitscht es, das freie, ungebundene, edle Roß. Und auf rafft es sich von neuem; es schüttelt den Körper in den festesten Sprüngen; aber der Reiter sitzt fest. Da beginnt es abermals, aber wie von der schrecklichsten Angst getrieben,

zu laufen. Lauf nur, es ist dein letzter freier Lauf! Der Esfós schlägt dich unablässig. Du willst ihm entkommen? Sieh, er peitscht dich sogar, damit du laufest. Du mußt ihn tragen und gehorchen; noch mehr! Du mußt seine Schläge ertragen und ihm doch gehorchen. Trage ruhig die Schläge, er wird dich fürder nie mehr schlagen.

Todtmüde, schweißtriefend, zitternd an allen Gliedern, die Küstern weit geöffnet, — bleibt das schöne Roß endlich stehen.

„Mein bist du, édes virág (süße Blume),“ jubelt der Esfós und herzt sein Pferd und gibt ihm einen Namen und liebt es von nun an wie sein Liebchen.

A. Heinrich.

### 157.

1. Vergebens werden ungebund'ne Geister  
Nach der Vollendung reiner Höhe streben,  
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,  
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben.      Göthe.
2. Wer ist ein unbrauchbarer Mann?  
Wer nicht befehlen und nicht gehorchen kann.      Göthe.
3. Gehorchen lerne! Denn es ziemt dem Manne,  
Auch willig das Beschwerliche zu thun.      Göthe.

### 158. Der Löwe und der Fuchs.

Von Gleim.

„Herr Löwe,“ sprach der Fuchs, „ich muß  
Es dir nur sagen, mein Verdruß  
Hat sonst kein Ende,  
Der Esel spricht von dir nicht gut.  
Er sagt: was ich an dir zu loben fände,  
Das wüßt' er nicht. Dein Heldenmut  
Sei zweifelhaft. Auch gäb'st du keine Proben  
Von Großmut und Gerechtigkeit;  
Du würgest ohne Unterscheid;  
Er könnte dich nicht loben.“

Ein Weibchen schwieg der Löwe still,  
Dann sprach er: „Fuchs, er spreche, was er will;  
Denn was von mir ein Esel spricht,  
Das acht' ich nicht.“

## 159. Löwe und Büffel im Kampfe.

Von Lauchhardt.

In Indien pflegt man gefangene Löwen mit andern Bestien vor den Zuschauern kämpfen zu lassen. Ein indischer Fürst veranstaltete einst ein solches Kampfspiel zwischen einem Löwen und einem wilden Büffel. Der Büffel ward aus seinem Stalle gelassen. Sobald er herauskam, fing er an zu brüllen und um sich zu stoßen und warf die mit den Füßen aufgescharrte Erde hoch in die Luft. Er war ein kräftiges Tier, nicht groß und mit kurzen Beinen. Der gewaltige Kopf hatte lange Hörner, wie die eines Widders. Seine großen hervorstehenden Augen und weiten Nasenlöcher gaben ihm ein wildes Aussehen. Sein Körper war fast kahl, nur der Nacken hatte dichte Haarwolle, und an dem Ende des Schweifes hing eine dicke Quaste.

Jetzt sprang der Löwe hervor. Er war ein schönes, großes Tier. Als er den Büffel sah, legte er sich auf den Bauch, schlug den Boden mit dem Schweife und sprang dem Gegner auf den Rücken. Dieser stürzte auf die Kniee, richtete sich aber sogleich wieder auf und warf den Kopf mit solcher Gewalt zurück, daß der Löwe wider die Pfähle der Umzäunung fuhr, wobei ihm der Büffel eines seiner Hörner in die Seite stieß. Der Löwe sprang ihm wiederholt auf den Rücken und zerfleischte ihm den Nacken fürchterlich. Jetzt begann ein erbitterter Kampf. Noch einmal schleuderte der Büffel seinen Feind wider die Planken und durchbohrte ihn abermals. Allein jetzt stürzte er ermattet neben dem besiegten Gegner nieder. Die Wärter hatten viele Mühe, die Kämpfer auf die Beine zu bringen. Der Büffel wurde zuerst entfernt. Mit dem Löwen hielt es schwerer. Er erholte sich nach einiger Zeit von seinen Wunden, der Büffel aber starb noch am selben Tage. Er war so wütend geworden von den Schmerzen des zerfleischten Nackens, daß niemand wagen konnte, etwas zu seiner Hilfe zu thun.

## 160.

1. Quäle nie ein Tier zum Scherz,  
Denn es fühlt wie du den Schmerz.
2. Das Schicksal kann die Heldenbrust zerschmettern,  
Doch einen Heldenwillen beugt es nicht.  
Gemächlich mag der Wurm im Staube liegen,  
Ein edles Herz muss kämpfen und wird siegen.

Körner.

## 161. Rannitverstan.

Von Hebel.

Der Mensch hat wol täglich Gelegenheit, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umweg kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam\* durch den Irrtum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen\* bis nach Amsterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dies kostbare Gebäude, die Kamine auf dem Dach, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, größer, als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund,“ redete er ihn an, „könnt Ihr mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Stern Blumen und Leckojen?“ — Der Mann aber, der vermutlich etwas wichtigeres zu thun hatte und zum Unglück gerade soviel von der deutschen Sprache verstand, als der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und schnauzig: „Rannitverstan!“ und schnurrte vorüber. Dies war ein holländisches Wort oder drei, wenn man es recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel, als: ich kann Euch nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Rannitverstan, dachte er und ging weiter. Gass' aus, Gass' ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff und Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchsechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehr herausgewälzt und Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der

glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren an das Land bringe. „Kannitverstan,“ war die Antwort. Da dachte er: Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder! Wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen und solcherlei Tulipanen\* vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Mensch sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat, kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Todten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein. Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hut in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um zehn Gulden aufschlüge, ergriff ihn sanft am Mantel und bat ihn treuherzig um Entschuldigung. „Das muß wol auch ein guter Freund von Euch gewesen sein,“ sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Ihr so betrübt und nachdenklich mitgeht.“ Kannitverstan! war die Antwort. Da fielen unserm guten Tuttlinger ein paar große Tränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. Armer Kannitverstan, rief er aus, was hast du nun von allem deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von all deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Raute.\* Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger\* Käse, und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien, und er so arm, so dachte er nur an den

Herrn Rannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.

### 162.

1. Heute rot, morgen todt.
2. Wo grosse Höh, ist grosse Tiefe.
3. Das Herz und nicht die Meinung ehrt den Mann.
4. Wer besitzt, der lerne verlieren,  
Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz. Schiller.

### 163. Rätsel.

Von Scherer.

Man sieht uns Brüder stets zu zwei'n  
In edlem Wettstreit wandern,  
Denn jeder will der erste sein;  
Doch kann er ohn' den andern  
Nicht fort und wartet kurze Frist,  
Bis jener wieder bei ihm ist,  
Läßt ihn wol auch ein Stück voran  
Und überholt ihn rasch sodann.  
Und kommen müde sie nach Haus,  
Dann strecken sich die beiden Brüder  
Einträchtig auf das Lager nieder  
Und ruhen auch zusammen aus.  
Nur leider sind die beiden blind;  
Zuweilen kriegt wol einer Augen,  
Die aber nicht zum Sehen taugen  
Und ihm nur höchst beschwerlich sind.

### 164. Entstehung des Mittelmeeres.

Von W. Zimmermann.

Es ist kaum einem Zweifel unterworfen, daß in unbordenklichen Zeiten einerseits bei Gibraltar und Sizilien Europa mit Afrika, anderseits bei Konstantinopel mit Asien zusammenhing, und das schwarze Meer, wie jetzt noch das kaspische, ein völliges Binnenmeer war. Ja, vielleicht war die ganze Fläche des mittelländischen Meeres ehemals ein bewohntes

Land, bis durch irgend eine Erdrevolution vom Westen her der atlantische Ozean und vom Osten her das schwarze Meer in die Niederung einbrachen und sie mit ihren Fluten überschwemmten und aushöhlten. Damit stimmen die Ueberlieferungen von großen Fluten bei allen Völkern jener Gegenden überein. Noch in der historischen Zeit haben sich einige Küstenstriche wesentlich verändert, und manche Strecken sind jetzt von der Salzflut bedeckt, welche die Alten als blühende Landschaften kannten. Aber auch umgekehrt. Schon Eratosthenes\* bezeichnet es als höchst bemerkenswert, daß auf dem afrikanischen Festlande nicht bloß Muscheln, Austern und Schnecken, sondern auch einzelne Salzseen und wunderliche Felsen angetroffen werden, die gerade so aussehen, wie die Klippen im Meere, die vom Seewasser zerfressen sind. Selbst die Trümmer gescheiterter Schiffe sollen dort gefunden worden sein. Daraus leitet er die Vermutung ab, daß diese Gegenden ehemals vom Meere bedeckt gewesen seien. Das Wasser aber habe sein Bett gewechselt und sich in dem Becken gesammelt, das jetzt vom mittelländischen Meere gefüllt ist. Und zwar sei diese Umwälzung, durch vulkanische Kräfte veranlaßt, in der Weise vor sich gegangen, daß das schwarze Meer den Hellespont durchbrochen und das Mittelmeer gebildet habe. Später habe sich dieses den Durchgang bei Gades (Gibraltar) eröffnet und den Ueberfluß seines Wassers in den Ozean abgesetzt. Dadurch sei eine große Strecke der afrikanischen Küste, die bis dahin unter Wasser gestanden, zu festem Lande geworden. Der Durchbruch des schwarzen Meeres sei eine natürliche Folge des starken Wasserzuflusses, den es durch bedeutende Ströme fortwährend in sein enges Becken aufnehmen muß. Der Schlamm, welchen diese Ströme mit sich führen, habe endlich den Boden dermaßen gehoben, daß sich das Wasser über den Rand des Beckens Bahn gebrochen. Wahrscheinlich werde der ganze Pontus (schwarzes Meer) nach und nach verschlammen und zuletzt zu festem Lande werden. Auch Aegypten habe ehemals zum Theile unter Wasser gestanden, sei aber durch den Durchbruch des mittelländischen in das atlantische Meer trocken gelegt worden.

Die neueren Forschungen stimmen diesen Vermutungen in der Hauptsache bei; denn das Mittelmeer und die angrenzenden Länder sind der Hort unablässiger Naturrevolutionen. Es ist daher kein Wunder, wenn heftige Ausbrüche derselben ungeheure Veränderungen hervorbrachten, die Pforten des schwarzen und atlantischen Meeres öffneten und aus einem 40,000 □Meilen (23,018 □Mm.) großen, üppigen Tiefthal ein wallendes Meer machten, woraus nur die Gipfel der Berge als Inseln noch her-

vorstarren. Es ist sehr wahrscheinlich, daß das schwarze Meer, bevor es den Hellespont durchbrach, viel höher stand, so daß mit ihm der kaspische und der Aralsee verbunden waren. Erst als die Dardanellenstraße gebildet war, verengte sich die Grenze des Pontus in gleicher Weise, als sich die Grenzen des Mittelmeeres erweiterten. Dagegen kann das Mittelmeer nicht füglich die Felsenwände von Gibraltar durchbrochen haben. Viel wahrscheinlicher ist, daß der atlantische Ozean es war, welcher diese Pforte durchwühlte und in das tiefere Becken des Mittelmeeres überströmte.

### 165.

1. Man überrennt durch rasches Stürmen das,  
Wornach man rennt, und büsst den Siegp reis ein.

Shakespeare.

2. Kein Weiser jammert um Verlust,  
Er sucht mit heitrem Mut ihn zu ersetzen.

Shakespeare.

### 166. Der Wolf und der Mensch.

Von Grimm.

Der Fuchs erzählte einmal dem Wolfe von der Stärke des Menschen; kein Tier, sagte er, könnte ihm widerstehen, und sie müßten List gebrauchen, um sich vor ihm zu retten. Da antwortete der Wolf: „Wenn ich nur einmal einen zu sehen bekäme, ich wollte doch wol auf ihn losgehen.“

„Dazu kann ich dir helfen, sprach der Fuchs, komm nur morgen früh zu mir, so will ich dir einen zeigen.“ — Der Wolf stellte sich frühzeitig ein, und der Fuchs ging mit ihm an den Weg, wo der Jäger alle Tage herkam. Zuerst kam ein alter abgedienter Soldat. „Ist das ein Mensch?“ fragte der Wolf. „Nein“ antwortete der Fuchs, „das ist einer gewesen.“ Darnach kam ein kleiner Knabe, der zur Schule wollte. — „Ist das ein Mensch?“ — — „Nein, das soll erst einer werden.“ Endlich kam der Jäger, die Doppelflinte auf dem Rücken und den Hirschfänger an der Seite. Da sprach der Fuchs zum Wolfe: „Siehst du, dort kommt ein Mensch, auf den mußt du losgehen, ich aber will mich fort in meine Höhle machen!“ Der Wolf ging nun auf den Menschen los; der Jäger, als er ihn erkannte, sprach: „Es ist schade, daß ich keine Kugel geladen habe,“ legte an und schoß dem Wolfe den Schrot in das Gesicht.

Der Wolf verzog das Gesicht gewaltig, doch ließ er sich nicht abschrecken und ging vorwärts. Da gab ihm der Jäger die zweite Ladung. Der Wolf verbiß den Schmerz und rückte dem Jäger doch zu Leibe; da zog dieser seinen Hirschfänger und gab ihm links und rechts tüchtige Hiebe, daß er, über und über blutend und heulend, zu dem Fuchse zurücklief. „Nun, Bruder Wolf, sprach der Fuchs, wie bist du mit dem Menschen fertig worden?“ „Ach,“ antwortete dieser, „so habe ich mir die Stärke des Menschen nicht vorgestellt. Erst nahm er einen Stock von der Schulter und blies hinein; da flog mir etwas in das Gesicht, das kitzelte mich ganz entsetzlich. Darnach blies er noch einmal in den Stock, da flog mir's um die Nase, wie Blitz und Hagelwetter; und wie ich ganz nahe war, da zog er eine blanke Rippe aus dem Leibe; damit hat er so auf mich losgeschlagen, daß ich beinahe wäre todt liegen geblieben.“

„Siehst du,“ sprach der Fuchs, „was du für ein Prahlhans bist; du wirfst das Beil so weit, daß du es nicht mehr holen kannst!“

### 167.

1. Ein Narr glaubt, dass er alles kann;  
Ein Narr scheint sich der weise Mann.

Shakespeare.

2. Wol unglücklich ist der Mann,  
Der unterlässt das, was er kann,  
Und unterfängt sich, was er nicht versteht;  
Kein Wunder, dass er zugrunde geht.

Göthe.

### 168. Der betrogene Teufel.

Von Rückert.

Die Bauern hatten ihr Feld bestellt,	Da bauten sie Rüben in einem
Da kam der Teufel herbei in Eil;	Strich;
Er sprach: „Mir gehört die halbe	Und als es nun an die Teilung ging,
Welt,	Die Bauern nahmen die Wurzeln
Ich will auch von eurer Ernte mein	für sich,
Teil.“	Der Teufel die gelben Blätter em-
	pfing.

Die Bauern aber sind Fuchse von Haus,	
Sie sprachen: „Die untere Hälfte sei	Und als es wiederum ging ins Jahr,
dein,	Da sprach der Teufel im hellen Zorn:
Der Teufel will allzeit oben hinaus.“	„Nun will ich die untere Hälfte
„Nein,“ sprach er, „es soll die obere	fürwahr.“
sein.“	Da bauten die Bauern Weiz' und Korn.

Und als es wieder zur Teilung kam,  
Die Bauern nahmen den Lehrenschnitt,  
Der Teufel die leeren Stoppeln nahm,  
Und heizte der Hölle Ofen damit.

### 169. Der Fuchs und der Hahn.

Nach Lafontaine.

Der Hahn sonnte sich behaglich auf dem Aste. Da kam der Fuchs gerannt: „Sei begrüßt, Freund,“ rief er voll Eifer; „ich habe wichtige Botschaften in allen Gauen zu verkünden; der König hat Frieden geboten und auf einer großen Versammlung haben wir Tiere denselben gelobt. Friede und Freundschaft herrschen. Komm' herab, Bruder, daß ich dich herzlich umarmen kann.“

„Ich freue mich deiner Botschaft,“ entgegnete der Hahn. „Dort kommen zwei Hunde, die bringen wahrscheinlich dieselbe Kunde. Doch warum willst du nicht auch sie umarmen und läufft davon?“

### 170.

1. Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.
2. Besser zu viel Vorsicht, als zu wenig. Schiller.
3. Oft zwinget mich ein falscher Gruss,  
Dass ich mit Falsch antworten muss. Goethe.

### 171. Lohn der Freigebigkeit.

Von Rückert.

Unter'm Baume stand der Knabe,  
Reichte nicht bis an den Ast,  
Bettelte um eine Gabe  
Von der Zweige reichen Last.

Und der Baum begann zu regen  
Seinen Wipfel leis' im Wind,  
Schüttelt' einen Apfelregen  
Nieder dem erstaunten Kind.

Was es essen konnte, aß es,  
Alles essen konnt' es nicht.  
Aber schon soviel besaß es,  
Daß ihm noch vielmehr gebracht.

Einen Apfel wirft zum Spiele  
Es dem Geber ins Gesicht,  
Freut sich, daß er dort vom Stiele  
Einen reifen Bruder bricht.

Und soviel als niederfallen  
Schleudert er hinauf und treibt  
Es so lange, bis von allen  
Früchten keine droben bleibt;

Was der kahle Baum nun denkt?  
Zürnend wieget er das Haupt:  
„Weil ich dir zuviel geschenkt,  
Hast du alles mir geraubt.“

## 172. Steppenstürme.

Von Vogel.

Während der Monate März und April wüthen in den Steppen des südlichen Rußland fürchterliche Stürme, die sich von den sonstigen Landstürmen sehr unterscheiden; sie gleichen mehr jenen auf offener See. Nicht selten brechen diese verheerenden Ungewitter ganz unerwartet los. Mit längeren und kürzeren Unterbrechungen dauern sie zwei bis drei Tage; während der ersten vierundzwanzig Stunden aber pflegen Stürme und Schneegestöber fast ohne Unterlaß zu toben. In gewaltigen, wilden Wirbeln treibt der Wind die Schneemassen, welche stellenweise sieben, ja selbst neun Fuß (2—3 m.) hoch liegen, durcheinander: mit donnerähnlichem Geräusche werden sie zerstäubt und gepeitscht. Auf solchen ungeheuern Ebenen, wie jene des südlichen Rußland, findet der Sturm keinen Widerstand; reißend schnell durchbraust er die Einöden, alles Leichtere, Bewegliche mit sich fortreißend, festere, Widerstand leistende Gegenstände aber zerstörend. Ohne sich wirklicher, großer Gefahr auszusetzen, darf es niemand wagen, auf der Straße zu verweilen; kehrt man das Gesicht gegen den Wind, so vermag man gar nicht zu atmen; es wird schwer, sich nur auf den Füßen zu erhalten, und vergeblich sind alle Bemühungen, dem Sturme entgegen zu schreiten. Im Felde droht armen Wanderern nur zu gewisser Tod. Viele Menschen, die dem Einschneien und Erfrieren glücklich entgangen waren, büßten bei Steppenstürmen ihr Leben ein. Besonders verderblich werden solche Orkane den Herden der Steppenbewohner. Die alles bedeckenden Schneemassen hemmen nämlich keineswegs bloß die Vegetation, sondern es geht auch das Vieh zugrunde, welches nicht beizeiten in Sicherheit gebracht werden konnte. Schafe kriechen gewöhnlich in Haufen zusammen, werden eingeschneit und erfrieren; das Rindvieh läuft in der Richtung des Sturmes fort, bis es vor Ermattung und Kälte niederknallt und im Schnee erstickt. Nach dem Schneeschmelzen trifft man dann oft an weit von der Heimat entfernten Orten Leichname solcher Herden zu Hunderten beisammen; die Tiere erfroren, verhungerten oder ertranken auch wol in den mit Wasser gefüllten Schluchten.

Auch die Sommerstürme der Steppen sind schreckenerregend und äußerst verheerend.

Der Reisende Göbel erzählt:

In einer Entfernung von etwa fünfhundert Schritten von unserm Lagerplatze, der Aul\* eines reichen Konduroffschen Tartaren,\* befand

sich ein circa hundert Fuß (32 m.) langer, kleiner Sandhügel, welcher plötzlich in Bewegung geriet, wirbelnd eine immer höher werdende graue Wand bildete und nun majestätisch auf uns anrückte. Alles in der Nähe der Aula geriet in Bewegung. Mehrere Tartaren warfen sich auf die Pferde und suchten einige große Schaf- und Rinderherden nach einer andern Richtung zu jagen; die Pferde — es weideten deren über 1200 Stück beisammen — flohen in einen großen Haufen und beugten die zusammengesteckten Köpfe nach der Erde; mehrere Tartaren rafften eilig die vordem Ribitten\* spielenden Kinder zusammen und brachten sie in die Jurten,\* so daß alles im bunten Treiben durcheinander lief.

Wir spürten schon die Annäherung der kräuselnden Sandwand durch einen immer voller werdenden Luftstrom, als sie sich plötzlich wandte, seitwärts an uns an den Jurten vorbeizog und sich in der Steppe verlor. Obgleich wir nicht unmittelbar von ihr berührt worden waren, so hatte sie uns doch mit Sand bedeckt und unser Mittagessen verdorben; denn unsere blechernen Teller, Schüsseln u. s. w. tanzten in lustigen Sprüngen in der Steppe umher, während wir mit uns selbst — wir waren hinter die Wagen geflüchtet — genug zu thun hatten, nicht ebenfalls in den Kreisel gezogen zu werden. Die Steppe war in jener Gegend ohne alle eigentliche Erhöhung, und nur hin und wieder erblickte man einen kleinen Sandberg von hundert bis dreihundert Schritte lang und dreißig bis hundert Schritte breit.

### 173.

1. Wol endet Tod des Lebens Not,  
Doch schauert Leben vor dem Tod. Rückert.

2. Von allen Wundern, die ich je gehört,  
Scheint mir das grösste, dass sich Menschen fürchten,  
Da sie doch seh'n, der Tod, das Schicksal aller,  
Kommt, wann er kommen soll. Shakespeare.

### 174. Das Rentier.

Nach Lauchhardt.

Was dem Bewohner der Wüste das Kameel, das ist dem Sohne der nordischen Schneeflächen das Rentier. Es ist ebenso schnell wie dieses, und seine Füße breit, damit es auf dem Schnee laufen kann, ohne in ihm

zu versinken. Es ist deshalb auch ein guter Schwimmer. Sein Geschrei besteht in einem dumpfen Grunzen, und wenn man sich mit geschlossenen Augen mitten in einer Renttierherde befände, so könnte man sich von einer Schweinherde umgeben glauben. Die Renttiermilch ist sehr gesund und wolfschmeckend; sie besteht fast aus lauter Rahm und wird deshalb gewöhnlich mit viel Wasser vermischt. Die Butter dagegen wie Fetten; der Käse jedoch ist gut und hat Ähnlichkeit mit dem Schaffkäse. Das Renttier ist genügsam wie das Kameel. Im Sommer nährt es sich von Kräutern, Blättern, Baumknospen, Schwämmen und Moos, besonders Renttiermoos, im Winter genügt ihm letzteres allein. Sind Bäche und Flüsse zugefroren, so löscht es seinen Durst mit Schnee. Das Renttier läßt sich leicht zähmen und macht viel weniger Mühe als andere Haustiere. Es forgt für sich selbst, und man läßt es frei weiden.

Kein Tier gewährt dem Nordländer so großen Nutzen als das Renttier. Die Lappen\* gebrauchen es zum Tragen und zum Ziehen, trinken seine Milch oder machen Käse daraus. Sein Fleisch ist schmackhaft und wird teuer an schwedische Kaufleute veräußert. Das Blut gebraucht man zu Würsten, und aus den Knochen schnitzen die Lappen Löffel und verschiedene Kleinigkeiten. Die Blasen nehmen sie zum Aufbewahren von Milch, Tabak u. s. w., und die Sehnen und kleinen Gedärme werden zu Nähfäden gedreht. Die Haut des Renttieres dient den Nordländern als Kleidung, als Decke, als Bett, sie füttern damit ihre Kinderwiegen und ihre Schlitten aus, machen auch ihr Schlittengeschirr daraus und verkaufen die Felle, welche sie nicht selber brauchen, teuer, oft zu zwei oder drei Thalern das Stück. Aus den Geweihen des Renttieres endlich verfertigt man eine Menge kleiner Gerätschaften, als Messerhefte, Gabeln, Löffel und dergleichen; aus den Abfällen, den Klauen und Knochen des Tieres wird ein vorzüglicher Leim bereitet. Zum Einspannen und Fahren läßt sich das Renttier ziemlich leicht und schnell abrichten, nur darf man es nicht schlagen, weil es dadurch besonders widerspenstig wird, wie das Kameel durch rohe Behandlung. Bloß durch Geduld und sanfte Behandlung kann es gezähmt werden. Will man es zwingen, eine zu schwere Last zu ziehen, oder treibt man es zu sehr zum Laufen an, so wird es wie das Kameel nicht selten wild, wendet sich um und greift seinen Führer mit dem Geweih und den vorderen Füßen wütend an. Diesem bleibt dann kein anderes Mittel, als den Schlitten umzuwerfen, sich darunter zu verstecken und ruhig abzuwarten, bis sich der Zorn des Renttieres gelegt hat.

## 175.

1. In allen Zonen liegt die Menschheit auf den Knien  
Vor einem Göttlichen, das sie empor soll ziehen.

Rückert.

2. Das Mass, nach dem es muss leben,  
Hat Gott in jedes Ding gegeben.

Goethe.

## 176. In der europäischen Türkei.

Von Friedr. Gerstäcker.

Vater: Griechenland war früher viel, viel größer. Vor langen Jahren aber schon kamen die Türken von Kleinasien herüber und eroberten es ganz, und nur ein Teil desselben hat sich später wieder frei gemacht. Die Türken jedoch behaupteten alle die Länder, die jetzt zwischen Griechenland und Rußland liegen, und ihr Sultan herrscht über einen großen und außerordentlich fruchtbaren, mit dem herrlichsten Klima gesegneten Landstrich, die sogenannte europäische Türkei.

Fritz: Aber die Türken sind Heiden, nicht wahr Papa?

Vater: Nein, mein Kind. Heiden dürfen wir sie nicht nennen, denn sie glauben wie die Christen an einen einzigen Gott, den sie Allah nennen. Auch haben sie einen Propheten, Mohammed, der ihnen diese Religion gebracht hat, und ihre Glaubenssätze sind, wie bei uns in der Bibel, so in einem Buche niedergelegt, das sie den Koran nennen. Ihre Religion heißt die mohammedanische oder der Islam.

Außerdem haben sie aber viele Sitten und Gebräuche, die sie von uns unterscheiden, und die meist alle mit herüber von Asien gekommen und in dem wärmeren Klima begründet sind. So scheeren sie sich z. B. den ganzen Kopf und lassen nur den Bart stehen und lang wachsen, während sie um die Stirn ein Tuch winden, das wir Turban nennen. Sie tragen auch sehr weite, luftige Kleider, und ihr Religionszeichen — dasselbe, was bei uns das Kreuz bedeutet — ist bei ihnen der sichelförmig gebogene Halbmond.

Die Produkte der europäischen Türkei sind außerordentlich reichhaltig, denn alle südlichen Gewächse gedeihen dort. Wein bauen sie im Norden des Reiches, obgleich ihre Religion das Weintrinken selber verbietet; aber die Türken sind große Freunde vom Tabak, der in großer Menge angebaut und aus Pfeifen mit sehr langem Rohre geraucht wird. Ebenso findet man

in der Türkei ganze Felder mit Rosen bepflanzt; aus ihnen gewinnt man das überaus kostbare und lieblich duftende Rosenöl.

Marie: Haben denn die Rosen Öl, Papa?

Vater: Das haben sie allerdings, aber es gehören viele Rosen dazu, um nur ein paar Tropfen davon zu gewinnen. Durch Wasser wird es erst aus den Rosen herausgezogen oder destilliert, und dann setzt man dieses Wasser in flachen Gefäßen der Luft aus, wo hierauf das Öl in kleinen einzelnen Tropfen an die Oberfläche steigt und dort sorgfältig gesammelt wird. Hiernach kommt es in winzig kleine, fest verschlossene Fläschchen und bildet solcherart einen bedeutenden Handelsartikel, nicht nur in der Türkei selbst, wo man es sehr viel benutzt, sondern auch mit dem Auslande.

Außerdem gedeihen hier Getreide aller Art, süße Kastanien, Feigen, Olivenbäume, Orangen, Datteln, Baumwolle und hundert andere Pflanzen und Gewächse, die ich euch unmöglich alle aufzählen kann.

Die Türken sind ein bequemes, träges Volk, und auf die Mehrzahl paßt der Spruch:

„Morgen, morgen, nur nicht heute,“ sagen alle faulen Leute.

## 177. Die Rübe.

Von Grimm.

Es waren einmal zwei Brüder, die waren Kriegersleute, und der eine von ihnen war reich, der andere arm. Da wollte der arme sich aus seiner Not helfen, zog den Kriegsrock aus und war dann ein Bauer. Also grub und hackte er sein Stückchen Acker und säete Rübensamen. Der Same ging auf, und es wuchs eine Rübe, die ward dann groß und stark, und ward zusehends dicker und wollte gar nicht aufhören zu wachsen, so daß niemals war eine solche Rübe gesehen worden. Zuletzt war sie so groß, daß man sie auf den Wagen legen mußte, um sie vom Platze zu bringen. Der Bauer wußte nicht, was er damit anfangen sollte, und ob es sein Glück oder Unglück wäre. Endlich dachte er: Verkaufst du sie, was wirst du großes dafür bekommen? Und willst du sie selber essen, so thuen die kleinen denselben Dienst. Am besten ist es, du bringst sie dem Könige und machst ihm ein Geschenk damit. Also lud er sie auf den Wagen, spannte seine Ochsen vor, brachte sie an den Hof und schenkte sie dem Könige. „Ei,“ sagte der König, „was für ein seltsames

Ding ist das? Mir ist viel Wunderbares vor die Augen gekommen, aber so ein Ungetüm noch nicht! Aus was für Samen mag die gewachsen sein? Oder dir gerät es allein, und du bist ein Glückskind.“ „Ach nein,“ sagte der Bauer, „ein Glückskind bin ich nicht; ich bin nur ein armer Kriegsmann, der sich nicht mehr nähren konnte; darum hängte ich den Kriegsrock an den Nagel und baute das Land. Ich habe noch einen Bruder, der ist reich und Euch, Herr König, wol bekannt; ich aber habe nichts und bin von aller Welt vergessen.“

Da empfand der König Mitleid mit ihm und sprach: „Deiner Armut sollst du überhoben sein und so von mir beschenkt werden, daß du wol deinem reicher Bruder gleichkommst.“ Da schenkte er ihm viel Acker, Wiesen und Herden und machte ihn steinreich, so daß des andern Bruders Reichthum gar nicht damit konnte verglichen werden. Als dieser hörte, was sein Bruder mit einer einzigen Rübe erworben hatte, beneidete er ihn und sann hin und her, wie er sich auch ein solches Glück zuwenden könnte. Er wollte es aber gleich viel gescheiter anfangen, nahm sechs außerordentlich schöne Pferde und brachte sie dem Könige. Er meinte nicht anders, als daß er würde ihm ein viel größeres Gegengeschenk machen; denn hatte sein Bruder soviel für eine Rübe bekommen, was würde ihm für so schöne Pferde nicht alles werden! Der König lobte die Pferde über die maßen und schien außerordentlich vergnügt über das Geschenk. „Aber,“ sprach er, „was für einen Dank soll ich Euch für ein so treffliches Geschenk erweisen? Ich habe nichts in meiner Gewalt, was an Seltenheit und Wunderbarkeit dürfte diesen edlen Geschöpfen gleichkommen. Doch halt!“ rief er plötzlich und winkte einem seiner Diener. „Laß die große Rübe bringen; denn ich wüßte nichts, was seltener und außerordentlicher wäre; die will ich Euch schenken.“ Also mußte der Reiche seines Bruders Rübe auf den Wagen legen und nach Hause fahren lassen.

## 178.

1. Gut Gewissen und armer Herd  
Ist Gott und aller Ehren wert.
2. Ein Ländlein ohne Neid ist mir bekannt,  
Doch wohnen Menschen nicht in diesem Land.
3. O könnt' ich Arme reich beschenken,  
Um strafend Neid und Geiz zu kränken.

Göthe.

A. H.

## 179. Die Sahara.

Von Kugner.

Die Sahara, die größte aller Wüsten, umfaßt an 150,000 Quadratmeilen (85,500 □ Mm.) Sie erstreckt sich vom Südatthange des Atlasgebirges\* bis zum Niger\* und dehnt sich vom atlantischen Meere bis zum arabischen aus, im Osten nur durch den Nilstrom unterbrochen. Diese Wüstenebene wird noch größer, wenn wir die asiatische Fortsetzung derselben hinzurechnen, welche den größten Teil Arabiens, Persiens Küstenland und das nordöstliche Indien bis zum untern Laufe des Indus einnimmt.

Der größte Teil der Sahara ist eine vollkommene Ebene. Der Wanderer sieht nur die flache Erde und die Himmelswölbung, so wie der Seefahrende auf dem Weltmeere nur Meer und Himmel sieht. Keine Berge, keine Hügel, ja weder Wald noch Gebüsch unterbricht die Aussicht auf diese ungeheure Fläche. Trifft man einen Gegenstand, ein Tier oder einen Reisenden, so wird das Auge hinsichtlich der Größe der Entfernung so wie auf dem Meere getäuscht. Eine tiefe Stille ruht über der Wüste; man hört den geringsten Laut in einer ungewöhnlich großen Entfernung. Im östlichen Teile erhebt sich der Erdboden zu Hügeln und Bergflächen, welche jedoch gewöhnlich von so großer Ausdehnung sind, daß man das Aufsteigen und die Senkung wenig bemerkt. In der Nähe der Stadt Ghat\* hat man jedoch auch große Felsengruppen und Klippen entdeckt, sogar auch Berge von etwa 4000 Fuß (1280 m.) Höhe, deren es weiter östlich noch mehrere geben soll.

Man stellt sich die Wüste oft als ein ununterbrochenes Sandmeer vor, in welchem der Reisende in tiefem Sande waten muß. Dies gilt freilich von einem Teile der Wüste. An einzelnen Stellen ist die Oberfläche fester Klippengrund und liegt entweder ganz nackt oder wird nur von einer dünnen Sandlage bedeckt. Der Sand entsteht teils dadurch, daß der Klippengrund durch Einwirkung der Atmosphäre zersetzt wird, teils dadurch, daß die an den Küsten des Mittelmeeres herrschenden nördlichen Winde den Meeressand an die Ufer werfen, von wo aus er später durch dieselben Winde tiefer ins Land hineingeführt wird. In den Vertiefungen, in den kleinen Thalwegen, oder wo der Klippengrund etwas hervorragt, sammelt sich der Sand in Haufen, wie der Schnee auf unseren Feldern. In solchen Anhäufungen kann der Sand eine bedeutende Tiefe

haben und Reisenden mit Kameelen und Pferden gefährlich werden; aber an den meisten Stellen scheint die Sandlage nicht bedeutend zu sein. Die Erzählungen, daß Karavanen unter dem Sande begraben worden seien, scheinen größtenteils unbegründet. In den meisten Fällen sind die Menschen und Tiere vor Hunger umgekommen, und ihre Ueberreste wurden später vom Sande bedeckt. Aber der Sand wird dennoch bei den heftigen Stürmen, welche hier ebenso wie auf dem wilden Meere haufen, schädlich, indem sowol die Haut als die Augen leiden. Hier wüthet der so berühmte Wind Samum.

Die Hitze des Samum ist manchmal so groß, daß es schwer ist, sich eine Vorstellung von ihrer Heftigkeit zu machen, aber sie kann mit der Hitze eines großen Backofens verglichen werden in dem Augenblicke, wo man das Brod herausnimmt. Wenn der Samum zu wehen beginnt, so wird der in diesem Klima sonst so klare Himmel düster und trüb, die Sonne verliert ihren Glanz und erscheint mit violetter Farbe. Die Luft ist nicht wolkig, aber grau und dick und mit einem feinen Staube angefüllt, welcher überall hineintritt. Dieser Wind ist anfangs nicht auffallend heiß, aber seine Hitze nimmt zu in dem Maße, als er anhält. Alle lebendigen Körper entdecken ihn schon an der Veränderung, die er an ihnen hervorbringt. Die Lungen bleiben zusammengezogen und schmerzen, das Athmen ist kurz und beschwerlich, die Haut dürr und trocken, der Körper wird von innerer Hitze verzehrt. Vergeblich nimmt man zum Wassertrinken seine Zuflucht. Die Straßen sind verödet, Todtenstille herrscht überall. Die Bewohner der Städte und Dörfer verschließen sich in ihre Häuser, die Bewohner der Wüste in ihre Zelte oder in Gruben, welche sie in die Erde graben, wo sie auf das Ende der zerstörenden Hitze harren. Gewöhnlich hält der Wind acht Tage an; wenn er diese Zeit überschreitet, so wird er unerträglich. Wehe dem Reisenden, den dieser Wind fern von einem Obdach überrascht; er hat alle jene traurigen Folgen zu leiden, welche manchmal tödtlich sind. Die Gefahr ist am größten, wenn er in Stößen weht, denn da steigert die Geschwindigkeit des Windes die Hitze zu solchem Grade, daß sie plötzlich den Tod verursachen kann. Dieser Tod besteht in einem förmlichen Ersticken. Der Leichnam bleibt lange warm, schwillt an und zersetzt sich leicht. Man beugt solchen Unfällen durch Verschließung der Nase und des Mundes mit Tüchern vor; die Kameele pflegen ihre Nase in den Sand zu stecken, bis der Windstoß vorüber ist. Eine andere Eigenschaft dieses Windes ist seine ausnehmende Trockenheit, welche so groß ist, daß Wasser, auf den Boden ge-

gossen, in wenigen Minuten verdampft. Durch diese Trockenheit verwelken alle Pflanzen, und indem die Ausdünstung von tierischen Körpern zu plötzlich vor sich geht, kräuselt sich die Haut.

## 180.

1. Luft und Well' und Elementengeister  
Können nicht widersteh'n der Erregung;  
Aber des Menschen Geist kann Meister  
Werden seiner Gemütsbewegung. Rückert.
2. Spreng' auf die Hitz' und Flammen deiner Unruh  
Abkühlende Geduld. Shakespeare.
3. Bemüh dich doch  
Und mische ein paar Tropfen kühlender  
Bescheidenheit in deinen Brausegeist. Shakespeare.

## 181. Das Kameel.

Nach Ridd.

Unter allen Tieren ist vielleicht das Kameel von Natur am meisten geeignet, den Bedürfnissen der Bewohner jener Gegenden, welche fast seine ausschließliche Heimat bilden, zu dienen. Die Einrichtung des Thieres scheint ganz für die menschlichen Zwecke berechnet zu sein, auch scheint es hinwieder des Menschen zu bedürfen und ohne dessen Aufsicht nicht leben zu können.

Fast ohne ein natürliches Verteidigungsmittel zu haben und, wäre es nicht des Menschen Frohnknecht, beinahe ohne Nutzen in dem Schöpfungsplane (soweit wir darüber zu urteilen vermögen), bildet es eine merkwürdige Parallele zu dem Schafe, dem Rinde und andern Wiederkäuern, die auch selten in einem andern Zustande, als in jenem der Abhängigkeit von der Herrschaft des Menschen gefunden werden, und die es einzig dieser Herrschaft und dem damit verbundenen Schutze zu verdanken haben, daß sie als eine besondere Art in der Welt vorhanden sind. Vergleichen wir nun die Gestalt, den Bau und die Eigenschaften des Kameels mit dem örtlichen Charakter jener Gegenden, wo es sich hauptsächlich findet, und mit der Natur der Dienste, welche es dem Menschen leistet.

Die sandigen Steppen Arabiens sind der heimatliche Boden des Kameels; doch wird es auch in verschiedenen andern Theilen von Asien,

sowie im Norden von Afrika benutzt. Der beständige Verkehr zwischen den Stämmen, welche an den Grenzen des sie trennenden Sandmeeres leben, kann nur mittelst eines Tieres erhalten werden, dessen Eigenschaften ihm den Namen des „Schiffes der Wüste“ verschafft haben. Beladen mit den mannigfaltigen Waren, die in diesem Welttheile der Gegenstand des Handels sind, und deren manche oft von den östlichen Ländern Asiens nach den äußersten Grenzen Westeuropas, und von da sogar über das atlantische Meer nach Amerika gebracht werden, setzt dieses außerordentliche Tier seinen stätigen Lauf durch glühende Sandwüsten viele Wochen lang ohne Unterbrechung fort. Und nicht allein begnügt es sich mit den sparsamen Kräutern, welche es unterwegs entdeckt, sondern oft gehen viele Tage vorüber, ehe es eine spärliche Wasserquelle findet, um seinen Durst zu löschen.

Woher kommt es, daß das Kameel so ganz besonders geeignet ist, als Lasttier für solche öde Sandstrecken zu dienen? Betrachten wir das Tier genauer, so sind Fuß und Magen diejenigen Teile seines Körpers, die hauptsächlich unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Zu der That ist sein Fuß ebenso genau nach dem Wege eingerichtet, welchen es zurückzulegen hat, als der Bau seines Magens der Dürre jener Gegenden entspricht, durch die der Weg führt. Der Fuß des Kameels ist so gebildet, daß das Tier nicht mit Leichtigkeit oder Stätigkeit über eine rauhe oder steinige Oberfläche hinschreiten könnte; ebensowenig vermag es lange feuchten Boden zu ertragen, weil die Feuchtigkeit auf seine Glieder entzündlich wirkt. Dies, und nicht die Unfähigkeit, eine kältere Temperatur auszuhalten, ist, wie Cuvier\* bemerkt hat, der Grund, weshalb das Kameel nie aus seiner Wüste hinausgetreten ist, während das Schaf, das Rind, der Hund, das Pferd und andere Arten den wandernden Menschen von seinem ursprünglichen Wohnsitz in Mittel-Asien bis in jede bewohnbare Gegend des Erdballes begleitet haben.

Wie bei allen Wiederkäuern, besteht auch beim Kameele der Magen aus mehreren Abteilungen, von welchen eine in viele besondere Zellen verteilt ist, die aber alle zusammen eine für den gewöhnlichen Bedarf des Tieres viele Tage hindurch ausreichende Wassermenge zu fassen vermögen. Wo es Gelegenheit gibt, füllt das Kameel instinktmäßig diese Vorratskammer wieder an, und so ist es imstande, die Dürre und Trockenheit des Klimas auszuhalten, die jedem anderen Tiere, das nicht in ähnlicher Weise gebaut wäre, das Leben kosten müßte.

Das Kameel verzehrt nicht bloß weniger als das Pferd, sondern vermag auch größere Anstrengungen auszuhalten. Ein großes Kameel trägt sieben- bis zwölfhundert Pfund und legt mit dieser Last auf dem Rücken täglich über zehn Stunden zurück. Das kleine schnelllaufende Kameel macht unbeladen täglich dreißig Stunden, wenn der Boden trocken und eben ist. Kameele von jeder Art und Abart können acht bis zehn Tage hintereinander von dürrn Dornpflanzen leben; nach dieser Zeit aber bedürfen sie nahrhafteren Futters, welches gewöhnlich in Datteln und allerlei künstlichen Zurichtungen besteht. Allein wenn es diese Erfrischung auch nicht erhält, setzt das Kameel dennoch seinen Lauf geduldig fort, bis fast alles Fett, aus welchem der Höcker auf seinem Rücken besteht, aufgezehrt ist und diese Erhöhung so zu sagen hinweg gewischt zu sein scheint.

Ebenso gut als den Hunger kann das Kameel auch den Durst ertragen; dies verdankt es ohne Zweifel der Flüssigkeit, welche es dem besondern, in seinem Magen enthaltenen Behälter entnimmt. Außerdem besitzt dieses Tier eine solche Schärfe und Feinheit des Geruchsinnes und der Spürkraft, daß es, nachdem es sieben bis acht Tage Durst gelitten hat, das Vorhandensein von Wasser schon aus einer beträchtlichen Entfernung wahrnimmt. Sobald es dasselbe wittert, läuft es gerade auf den Ort zu, wo das Wasser sich befindet, und diese Eigenschaft kommt natürlich ebenso sehr dem Herrn des Tieres und der ganzen Karavane, der es angehört, als dem Kameele selbst zugute.

Dies sind einige der Hauptvorteile, welche die körperliche Beschaffenheit des Kameels dem Menschen gewährt. Nicht gering sind aber auch diejenigen, welche aus seinem gelehrigen und geduldigen Charakter entspringen. Die Höhe des Tieres ist beträchtlich, indem dieselbe gewöhnlich sechs oder sieben Fuß (2 m.) übersteigt; allein das Kameel kann leicht so abgerichtet werden, daß es sich auf die Kniee niederläßt, um die Bürde aufzunehmen, und wenn diese vorher so verteilt wird, daß sie auf der Schulter sich im Gleichgewichte hält, so beugt das Tier freiwillig seinen Hals dem Joche dar und schiebt sodann selbst die Last auf seinen Rücken. Findet es aber diese zu schwer für seine Kräfte, so steht es nicht eher auf, als bis ein Teil derselben weggenommen ist.

Wenn die Anstrengung einer langen Reise seinen Körper ermüdet hat, so läuft es wieder leichter und williger, wenn der Treiber ihm ein bekanntes Lied vorsingt. Dies ist jedoch eine Eigentümlichkeit, die nicht ausschließlich dem Kameele zukommt.

Das Kameel ist demnach vermöge seiner natürlichen Beschaffenheit unter allen Arten von wiederkäuenden Thieren dasjenige, welches dem Menschen die nützlichsten mechanischen Dienste leistet. Das Kameel besitzt noch so viele andere Vorzüge, daß es von keinem anderen Wiederkäuer übertroffen wird. Der Araber gewinnt von ihm Milch, Käse und Butter, er ißt für gewöhnlich sein Fleisch und verfertigt aus seinen Haaren allerlei Kleidungsstücke. Ja, der Mist dieses Thieres ist das vorzüglichste Brennmaterial der Wüste, und aus dem Rauche dieses Brennstoffes gewinnt man das Ammoniaksalz, welches in den Künsten und Gewerben vielfach verwendet wird.

### 182. Rätsel.

Die Wüste durchflieg' ich pfeilgeschwind,  
Trag' Wasser dorthin, wo Durstige sind,  
Kann friedlich atmen, aber auch zornig schnauben,  
Statt Leben fristen, Leben rauben.  
Das Kameel bin ich nicht, das fürchtet mich.  
Nun rate, mein Söhnchen, wie nennt man mich.

### 183. Das Riesenspielzeug.

Von Grimm.

Im Elsaß auf der Burg Nideck, die an einem hohen Berge bei einem Wasserfalle liegt, waren die Ritter vorzeiten große Riesen. Einmal ging das Riesenfräulein herab ins Thal, wollte sehen, wie es da unten wäre, und kam bis fast nach Haslach\* auf ein vor dem Walde gelegenes Ackerfeld, das gerade von den Bauern bestellt ward. Es blieb vor Verwunderung stehen und schaute den Pflug, die Pferde und Leute an, das ihr alles etwas neues war. „Ei,“ sprach sie und ging herzu, „das nehme ich mir mit.“ Da kniete sie nieder zur Erde, spreitete ihre Schürze aus, strich mit der Hand über das Feld, fing alles zusammen und that's hinein. Nun lief sie ganz vergnügt nach Haus, den Felsen hinauffspringend, wo der Berg so jäh ist, daß ein Mensch mühsam klettern muß, da that sie einen Schritt und war droben.

Der Ritter saß gerade am Tisch, als sie eintrat. „Ei, mein Kind,“ sprach er, „was bringst du da, die Freude schaut dir ja aus den Augen heraus.“ Sie machte geschwind ihre Schürze auf und ließ ihr hinein sehen. „Was hast du so zappliges darin?“ „Ei, Vater, gar zu artiges Spielzeug! so was schönes hab ich meinlehtag noch nicht gehabt.“ Darauf

nahm sie eins nach dem andern heraus und stellte es auf den Tisch: den Pflug, die Bauern mit ihren Pferden, lief herum, schaute es an, lachte und schlug vor Freude in die Hände, wie sich das kleine Wesen darauf hin und her bewegte. Der Vater aber sprach: „Kind, das ist kein Spielzeug, da hast du was schönes angestiftet! Geh nur gleich und trag's wieder hinab ins Thal.“ Das Fräulein weinte, es half aber nichts. „Mir ist der Bauer kein Spielzeug,“ sagte der Ritter ernsthaftig, „ich leid's nicht, daß du mir murrst, fram' alles sachte wieder ein und trag's an den nämlichen Platz, wo du's genommen hast. Baut der Bauer nicht sein Ackerfeld, so haben wir Riesen auf unserm Felsenest nichts zu leben.“

### 184. Das Riesenspielzeug.

Von Chamisso.

Burg Niedereck ist im Elsaß der Sage wolbekannt,  
Die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand;  
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüßt und leer;  
Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,  
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Thor,  
Und stieg hinab den Abhang bis in das Thal hinein,  
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,  
Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,  
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld  
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,  
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;  
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,  
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

„Ei, artig Spielding!“ ruft sie, „das nehm ich mit nach Haus.“  
Sie knieet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus  
Und feget mit den Händen, was da sich alles regt,  
Zuhause in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt;

Und eilt mit freud'gem Springen — man weiß, wie Kinder sind —  
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:  
„Ei Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!  
So allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höh'n.“

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,  
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:  
„Was zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?  
Du hüpfest ja vor Freuden, laß sehen, was es sei.“

Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an  
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann.  
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,  
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:  
„Was hast du angerichtet; das ist kein Spielzeug nicht;  
Wo du es hergenommen, da trag es wieder hin;  
Der Bauer ist kein Spielzeug; was kommt dir in den Sinn!“

„Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;  
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brod.  
Es spricht der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor,  
Der Bauer ist kein Spielzeug; da sei uns Gott davor!“

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wolbekannt,  
Die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand;  
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüßt und leer;  
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

## 185.

1. Männer von Geist nur steigen mit Würd' auch Stufen herunter,  
Kleinliche Menschen von Welt kriechen verächtlich hinauf.  
C. B. v. Brinckmann.
2. Weisst du es wol, wer im Leben zumeist sein eigener Freund ist?  
Der ist's, der wie ein Feind wacker sich selber bekämpft.  
Hammerling.

### 3. Volksrätsel.

Meiner Eltern Kind,  
Doch nicht mein Bruder noch Schwester,  
Wer ist das, mein Bester? R. Simrock.

## 186. Dornröschen.

Vorzeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden  
Tag: „Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!“ und kriegten immer keins.  
Da trug sich zu, als die Königin einmal im Bade saß, daß ein Frosch  
aus dem Wasser ans Land kroch und zu ihr sprach: „Dein Wunsch wird

erfüllt werden, und du wirst eine Tochter bekommen.“ Was der Frosch vorausgesagt hatte, das geschah, und der Königin Töchterlein war so schön, daß der König vor Freuden sich nicht zu lassen wußte und ein großes Fest anstellte. Er ladete nicht bloß seine Verwandten, Freunde und Bekannten, sondern auch die weisen Frauen dazu ein, damit sie dem Kinde hold und gewogen würden. Es waren ihrer dreizehn in seinem Reich, weil er aber nur zwölf goldene Teller hatte, von welchen sie essen sollten, konnte er eine nicht einladen. Die geladen waren, kamen, und als das Fest vorbei war, beschenkten sie das Kind mit ihren Wundergaben: die eine mit Tugend, die andere mit Schönheit, die dritte mit Reichthum, und so mit allem, was herrliches auf der Welt ist. Als elke ihre Wünsche eben gethan hatten, trat plötzlich die dreizehnte herein. Sie wollte sich dafür rächen, daß sie nicht eingeladen war, und ohne jemand zu grüßen und anzusehen, rief sie mit lauter Stimme: „Die Königstochter soll sich in ihrem fünfzehnten Jahr an einer Spindel stechen und todt hinfallen.“ Nach diesen Worten kehrte sie sich um und verließ den Saal, und alle standen erschrocken; da trat die zwölfte hervor, die noch einen Wunsch übrig hatte, und weil sie den bösen Ausspruch nicht aufheben, sondern ihn nur mildern konnte, sprach sie: „Es soll aber kein Tod sein, sondern ein hundertjähriger, tiefer Schlaf, in welchen die Königstochter fällt.“

Der König, der sein liebes Kind vor dem Unglück gern bewahren wollte, ließ den Befehl ausgehen, daß alle Spindeln im ganzen Königreiche sollten abgeschafft werden. An dem Mädchen aber wurden die Gaben der weisen Frauen sämmtlich erfüllt, denn es war so schön, sittsam, freundlich und verständig, daß es jedermann, der es ansah, lieb haben mußte. Es geschah, daß an dem Tage, wo es gerade fünfzehn Jahre alt ward, der König und die Königin nicht zu Hause waren, und das Mädchen ganz allein im Schlosse zurückblieb. Da ging es allerorten herum, besah Stuben und Kammern, wie es Lust hatte, und kam endlich auch an einen alten Turm. Es stieg eine enge Treppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thüre. In dem Schlosse steckte ein verrosteter Schlüssel, und als es umdrehte, sprang die Thür auf, und saß da in einem kleinen Stübchen eine alte Frau und spann emsig ihren Flachs. „Ei, du altes Mütterchen,“ sprach die Königstochter, „was machst du da.“ „Ich spinne,“ jagte die Alte, und nickte mit dem Kopfe. „Wie das Ding so lustig herumspringt!“ sprach das Mädchen, nahm die Spindel und wollte auch spinnen. Kaum hatte sie aber die Spindel angerührt, so ging der Zauberspruch in Erfüllung und sie stach sich damit.

In dem Augenblick aber, wo sie den Stich empfand, fiel sie auch nieder in einen tiefen Schlaf. Und dieser Schlaf verbreitete sich über das ganze Schloß: der König und die Königin, die eben heimgekommen waren, fingen an einzuschlafen, und der ganze Hofstaat mit ihnen. Da schliefen auch die Pferde im Stall ein, die Hunde im Hof, die Tauben auf dem Dache, die Fliegen an der Wand, ja das Feuer, das auf dem Herde flackerte, ward still und schlief ein, und der Braten hörte auf zu bruzeln,\* und der Koch, der den Küchenjungen, weil er etwas versehen hatte, an den Haaren ziehen wollte, ließ ihn los und schlief. Und der Wind legte sich, und auf dem Baum vor dem Schlosse regte sich kein Blättchen mehr.

Kings um das Schloß aber begann eine Dornhecke zu wachsen, die jedes Jahr höher ward und endlich das ganze Schloß umzog und darüber hinaus wuchs, daß gar nichts mehr, selbst nicht die Fahnen auf den Dächern zu sehen waren. Es ging aber die Sage in dem Lande von dem schönen schlafenden Dornröschen, denn so wurde die Königstochter genannt, also daß von Zeit zu Zeit Königsöhne kamen und durch die Hecke in das Schloß dringen wollten. Es war ihnen aber nicht möglich, denn die Älste hielten sich, als hätten sie Hände, zusammen, und die Jünglinge blieben in den Dornen hängen und starben jämmerlich. Nach langen, langen Jahren kam wieder ein Königssohn durch das Land, dem erzählte ein alter Mann von der Dornhecke, es sollte ein Schloß dahinter stehen, in welchem eine wunderschöne Königstochter, Dornröschen genannt, schlief, und mit ihr schlief der ganze Hofstaat. Er wußte auch von seinem Großvater, daß viele Königsöhne schon versucht hätten, durch die Dornhecke zu dringen, aber darin hängen geblieben und eines traurigen Todes gestorben wären. Da sprach der Jüngling: „Das soll mich nicht abschrecken, ich will hindurch und das schöne Dornröschen sehen.“ Der Alte mochte ihm abraten, wie er wollte, er hörte gar nicht darauf.

Nun waren aber gerade an dem Tage, wo der Königssohn kam, die hundert Jahre verflossen. Und als er sich der Dornhecke näherte, waren es lauter große schöne Blumen, die thaten sich von selbst auseinander, daß er unbeschädigt hindurch ging; und hinter ihm thaten sie sich wieder als eine Hecke zusammen. Er kam ins Schloß, da lagen im Hof die Pferde und scheckigen Jagdhunde und schliefen, auf dem Dache saßen die Tauben und hatten das Köpfelein unter den Flügel gesteckt. Und als er ins Haus kam, schliefen die Fliegen an der Wand, der Koch in der Küche hielt noch die Hand, als wollte er den Jungen anpacken, und die Magd saß vor dem schwarzen Huhn, das sollte gerupft werden. Da ging

er weiter und sah im Saale den ganzen Hofstaat liegen und schlafen, und oben bei dem Throne lag der König und die Königin. Da ging er noch weiter, und alles war so still, daß er seinen Atem hören konnte, und endlich kam er zu dem Turm und öffnete die Thüre zu der kleinen Stube, in welcher Dornröschen schlief. Da lag es und war so schön, daß er die Augen nicht abwenden konnte, und er bückte sich und gab ihm einen Kuß. Wie er es mit dem Kusse berührt hatte, schlug Dornröschen die Augen auf, erwachte und blickte ihn ganz freundlich an. Da gingen sie zusammen herab, und der König erwachte und die Königin und der ganze Hofstaat und sahen einander mit großen Augen an. Und die Pferde im Hof standen auf und rüttelten sich; die Jagdhunde sprangen und wedelten; die Tauben auf dem Dache zogen ihr Köpflein unter'm Flügel hervor, sahen umher und flogen ins Feld; die Fliegen an den Wänden krochen weiter; das Feuer in der Küche erhob sich, flackerte und kochte das Essen, der Braten bruzelte weiter, und der Koch gab dem Jungen eine Ohrfeige, daß er schrie; und die Magd rupfte das Huhn fertig. Und da wurde die Hochzeit des Königssohnes mit dem Dornröschen in aller Pracht gefeiert, und sie lebten vergnügt bis an ihr Ende.

## 187.

1. Schlaf ist ein Freund, der ungerufen kommt  
Dem Glücklichen; Unglück hat keine Freunde.

L. Köhler.

2. Bezwing' dein Herz, damit es nicht,  
Was es bewegt, den Menschen zeige,  
Die Welt will strenge nur die Pflicht,  
Die wahre Liebe kennt sie nicht;  
Drum was dein Herz bewegt, verschweige.

C. O. v. Fransecky.

## 188. Firn und Gletscher.

Von Wagner.

Wenn es im Thale regnet, schneit es droben in den höheren Theilen des Gebirges, und im Winter fällt dort der Schnee zwanzig bis dreißig Fuß (6—9 m.) dick, so hoch wie ein Haus. Während des Sommers taut zwar eine gute Menge davon wieder weg, aber beiweitem nicht alles. Es bleibt dem Winterkönig, der dort droben residirt, immer noch eine hübsche Menge Erspartes übrig.

Der Schnee, welcher auf den höheren Theilen des Gebirges im Winter fällt, ist gewöhnlich sehr fein. Er bildet keine großen, weichen Flocken wie im Niederlande, sondern Schneestaub. Er besteht aus kleinen Eiskristallen. Liegt dieser feine Schnee länger, so schmelzen durch den Sonnenschein im Sommer viele solche kleine Eiskristalle zu Körnern und Kügelchen zusammen, die unsern Graupeln oder kleinen Schlossen ähneln. Alter Schnee vom vorigen Jahre ist körnig. Die Alpenbewohner nennen ihn Firn.

Taut der Schnee in den oberen Schichten, so sickert das Wasser in die tiefern Lagen hinab. Bei Nacht gefriert es dann wieder und bückt zu Eis zusammen. Tauen und Gefrieren wechselt im Sommer ziemlich jeden Tag. Es zeigen sich dann alle möglichen Uebergänge von feinem Neuschnee, körnigem Firn und lockerem bis zu festem Eis, das auf den Spalten schön blau schimmert. Auf diese Weise entsteht aus dem Firnfeld eine Eismasse, ein Gletscher. Das Gletschereis ist nicht so gleichmäßig dicht und fest wie die Eisdecke unserer Flüsse und Teiche. Es ist schwammiger, von Wasser durchdrungen.

Manche Firnfelder und Gletscher sind sehr groß, haben mehrere Meilen Breite und Länge. Sie füllen oft die ganzen Mulden und Räume zwischen den höheren Ruppen aus und strecken sich dann von dort aus mitunter noch tief nach den Thälern und Schluchten herab. Dabei sind sie entsprechend dick, tausend Fuß (320 m.) und darüber. Du weißt, daß die Nordsee an den meisten Stellen etwa sechshundert Fuß (192 m.) Tiefe hat. Unser Kirchturm daheim hat zweihundert Fuß (64 m.) Höhe, fünf solcher Kirchtürme denke dir übereinander gestellt oder drei der größten Pyramiden Aegyptens aufeinander gesetzt, so hast du etwa die Dicke eines der mächtigeren Gletscher.

Je mehr Schnee auf die Schneefelder fällt und je mehr Firn und Eis sich bilden, desto weiter werden auch die Gletscher nach dem Thale herabgedrückt. An ihrem untern Ende tauen sie fortwährend ab, von oben rücken sie fortwährend nach. Ein solcher Gletscher ist ähnlich wie ein Fluß, der statt des Wassers ein wässriges, schwammiges Eis enthält. Man hat genau ausgemessen, wie rasch das Gletschereis weiterrückt. Es ist dies sehr verschieden nach der Neigung des Thales, in welchem der Gletscher sich fortbewegt. In der Mitte rückt das Eis schneller vor als an den Seiten, gerade wie in einem Flusse das Wasser auch in der Mitte rascher strömt. Bei manchen Gletschern beträgt das Fortrücken nur einige Zoll während eines Tages, bei anderen mehrere Fuß. Kommt der breite Eisstrom an eine engere Stelle des Thales oder an einen Punkt, an dem

das Thal steiler abfällt, oder wo es durch einen vorgeschobenen Felsenriegel gesperrt ist, so drängt sich bei Hindernissen das Eis mehr zusammen, dann bewegt es sich wieder rascher, hebt und senkt sich. Dadurch zerreißt es vielfach und bildet mitunter wunderliche Figuren: Zacken, Spitzen und Eispadeln. Aehnlich wie ein Fluß Wellen schlägt, wenn er sich durch eine Felsenge zwängt oder einen Wasserfall macht, so sehen auch die Gletscher an solchen Stellen aus, nämlich wie gefrorene Wellen und stürzende Fluten. Die Gletscherspalten reißen oft mit lautem Krachen und Knallen und die Thalbewohner sagen dann wol aus Scherz: „Die wilden Jäger und Dämonen halten Manöver und exerzieren mit Kanonen.“ Besonders häufig reißen solche Spalten auch bei Wetterveränderungen, weil sich dann das Eis, das Wasser und die Luft in verschiedener Weise ausdehnen. Die Klüfte und Spalten im Gletschereis sind manchmal sehr lang und mehrere hundert Fuß tief.

Die Steine, welche von den Felsen links und rechts auf den Gletscher herabfallen, rücken mit fort, sowie das Eis selbst weiter rückt. Sie bilden gewöhnlich lange Streifen auf dem Eise, Moränen genannt, und am Ende des Gletschers einen förmlichen Schuttwall.

Der Gletscher taut fortwährend ab, am stärksten da, wo die Wärme auf ihn am meisten wirkt. Das Wasser sammelt sich an seiner Oberfläche zu kleinen Bächen; diese fressen Rinnsale ins Eis und stürzen dann in die Eisklüfte. Manchmal fallen sie auch in ein Loch des Gletschers und bilden eine sogenannte Gletschermühle. Auf manchen sehr zerrissenen Gletschern sind auch Wasserfälle im Eis. Auf dem Grunde des Gletschers sammelt sich das Wasser gewöhnlich zu einem starken Bache, der am Ende wol durch ein weites Eisthor herausströmt. Es ist jedoch nicht bei jedem Gletscher ein solches Eisthor, bei manchen andern strömt das Wasser durch zahlreiche Klüfte und Spalten hervor.

Die sehr dicke Eismasse drückt und schabt beim Fortrücken auf dem Grunde und an den Seiten den Felsboden des Thales. Sie poliert und rundet die Steine ab. Selbst die härtesten Felswände werden wie von einer riesigen Feile geritzt und zerkrigelt. Den Staub, der dadurch abgelöst wird, nimmt das Wasser mit fort. Die Gletscherbäche sehen deshalb gewöhnlich ganz trübe aus, wie schmutziges Seifenwasser oder wie Milch.

Das Eis der Oberfläche ist gewöhnlich rauh; nur an manchen Stellen sind blanke, glatte Bänder und Flecken. Von den Bergen weht der Staub auf den Gletscher und schmilzt in das Eis ein, da ihn die

Sonne erwärmt. Da, wo ein Häufchen Staub zusammengeweht ist, oder ein flacher, dünner Stein liegt, wärmt die Sonne am stärksten; dort entsteht ein Loch, das sich mit Wasser füllt und manchmal ziemlich tief wird. Wanderer machen sich das Vergnügen, den Bergstock in ein solches Wasserloch hinein zu schleudern. Er springt dann wie ein Taucher wieder heraus.

Wenn ein Gletscher an einem steilen Abhange endigt, so schiebt sich sein Ende über den Abgrund hinaus und bricht stückweise ab. Eisblöcke, so groß wie ein Haus, stürzen hinunter und zersplittern. Ein solches Thal kann natürlich von niemand bewohnt werden.

Die großen Gletscher der Alpen sind die Vorratskammern, aus denen alle größeren Flüsse des Landes selbst in den trockensten Sommern ihr Wasser erhalten; ja sie schwellen gerade zur heißesten Zeit am meisten an. Die Gletscher und Firnfelder sind die Sparkästchen, aus denen das ganze Tiefland zur Zeit der Trockeniß Wasser erhält; sie sind die Eismeere in der Höhe, von denen die Ströme gleich Adern herab nach den Ebenen ziehen.

Das Weltmeer sendet nachher das empfangene Wasser wieder als Wolken zurück, und diese schütteln neuen Schnee auf die Ferner. Es ist hier ein ewiger Kreislauf, der für das ganze Land Segen bringt. Hier und da richten die Gletscher wol einmal Unheil an, für das große, weite Land sind sie aber eine Wolthat.

Die Gefahr beim Übergang über einen Gletscher liegt vorzugsweise in den verschneiten Klüften und Spalten. Offene Spalten können übersprungen oder umgangen werden, in überschneite dagegen bricht der Wanderer ein. Man unternimmt einen Marsch über einen nicht genau bekannten Gletscher deshalb nie allein, sondern in Gesellschaft. Sämmtliche Personen knüpfen sich in gleichmäßigen Abständen an einem langen Seile fest. Der Vorderste prüft mit dem Stocke den Boden, ob er sicher ist; bricht ja ein Glied der Gesellschaft in eine Spalte, so wird es durch die übrigen gehalten. Der Hochjochgletscher\* hat verhältnißmäßig nur wenig Klüfte, und es sind bei den zahlreichen Übergängen, die jährlich stattfinden, deshalb auch nur wenig Unglücksfälle vorgekommen.

Man erzählt, daß am Anfang dieses Jahrhunderts eine Frau verunglückt sei, welche junge Schweine aus dem Schnalsferthale nach Rosen\* treiben wollte; ebenso ein Schlosser, welcher mit Schöffern von Schnals\* nach Fend\* auf dem Wege war. Die Gebeine des Mannes und die

Schlösser erschienen nach vierzig Jahren an einer tieferen Stelle des Gletschers wieder auf dessen Oberfläche. Im Jahre 1829 erfroren auf dem Gletscher zwei Hirtenburschen. Sie hatten Vieh aus dem Schnalsertthale nach dem Rosenberge\* gebracht und mußten sofort wieder zurück, ohne daß sie sich vorher hätten erholen können; sie waren jedesfalls vor Ermattung liegen geblieben. In diesem Falle trug also nicht der Gletscher, sondern die Herzlosigkeit der Menschen die Schuld.

## 189.

1. Dein Herz ist ein Altar; zu jeder Zeit  
Sei es der heiligen Natur geweiht.

O glaub' es fest, die gütige Natur  
Legt in das Herz des Guten Keime nur.

Jul. Hammer.

## 2. Rätsel.

Oft dankt der Schiffer dem Geschick,  
Zeigt sich das Erste seinem Blick;  
Am Zweiten hält des Kriegers Hand  
Den Speer, dem Feinde zugewandt;  
Das Ganze, lieblich bald, bald wild,  
Besitzen viele nur im Bild.

G. Pfarrius.

## 190. Die Heinzelmännchen.

Von Kopi sch.

Wie war zu Köln\* es doch vordem  
Mit Heinzelmännchen so bequem!  
Denn war man faul, man legte sich  
Hin auf die Bank und pflegte sich.

Da kamen bei Nacht,

Ehe man's gedacht,

Die Männlein und schwärmten

Und klappten und lärmten

Und rupften

Und zupften

Und hüpfen und trabten

Und putzten und schabten.

Und eh ein Faulpelz noch erwacht,

War all sein Tagwerk bereits gemacht!

Die Zimmerleute streckten sich  
Hin auf die Spän und reckten sich;  
Indessen kam die Geisterschar  
Und sah, was da zu zimmern war;

Nahm Meißel und Beil

Und die Säg in Eil,

Sie sägten und stachen

Und hieben und brachen,

Verappten\*

Und kappten,\*

Wisterten\* wie Falken

Und setzten die Balken.

Eh sich's der Zimmermann versah,

Klapp!\* stand das ganze Haus schon  
fertig da!

Beim Bäckermeister war nicht Not,  
Die Heitzelmännchen backten\* Brod.  
Die faulen Burschen legten sich,  
Die Heitzelmännchen regten sich —

Und ächzten daher  
Mit den Säcken schwer;

Und kneteten tüchtig  
Und wogen es richtig  
Und hoben  
Und schoben

Und fegten und backten  
Und klopften und hackten.  
Die Burschen schnarchten noch im Chor,  
Da rückte schon das Brod, das neue, vor.

Beim Fleischer ging es just so zu:  
Gesell und Bursche lag in Ruh,  
Indessen kamen die Männlein her  
Und hackten das Schwein die kreuz und  
quer.

Das ging so geschwind,  
Wie die Mühl im Wind!

Die klappten mit Beilen,  
Die schnitzten an Speilen,\*  
Die spülten,  
Die wühlten

Und mengten und mischten  
Und stopften und wischten.  
Thut der Gesell die Augen auf,  
Wapp!\* hing die Wurst da schon zum  
Ausverkauf!

Beim Schenken war es so: Es trank  
Der Küfer,\* bis er niedersank,  
Am hohlen Fasse schlief er ein,  
Die Männlein sorgten um den Wein  
Und schwefelten fein  
Alle Fässer ein.

Und rollten und hoben  
Mit Binden und Kloben\*  
Und schwenkten  
Und senkten

Und gossen und panschten  
Und mengten und manschten.\*  
Und eh der Küfer noch erwacht,  
War schon der Wein geschönt\* und  
fein gemacht.

Einst hat ein Schneider große Pein:  
Der Staatsrock sollte fertig sein;  
Warf hin das Zeug und legte sich  
Hin auf das Ohr und pflegte sich.

Da schlüpfen sie frisch  
In den Schneidertisch

Und schnitten und rückten  
Und nähten und sticften  
Und faßten  
Und paßten

Und strichen und guckten  
Und zupften und ruckten,  
Und eh mein Schneiderlein erwacht,  
War Bürgermeister's Rock bereits ge-  
macht.

Neugierig war des Schneiders Weib,  
Und macht sich diesen Zeitvertreib:  
Streut Erbsen hin die ganze Nacht.  
Die Heitzelmännchen kommen sacht;

Ein fährt nun aus,  
Schlägt hin im Haus,

Die gleiten von Stufen  
Und plumpen in Rufen,  
Die fallen  
Mit Schallen,

Die lärmen und schreien  
Und vermaledeien.  
Sie springt hinunter auf den Schall  
Mit Licht: husch, husch, husch, husch!  
verschwinden all!

O weh, nun sind sie alle fort,  
Und keines ist mehr hier am Ort!  
Man kann nicht mehr wie sonst ruh'n,  
Man muß nun alles selber thun!

Ein jeder muß fein  
Selbst fleißig sein

Und kraken und schaben  
Und rennen und traben  
Und schniegeln\*  
Und bügeln

Und klopfen und hacken  
Und kochen und backen.  
Ach, daß es noch wie damals wär!  
Doch kommt die schöne Zeit nicht wie-  
der her.

## 191.

1. Nur wenn du rasch sie erweisest, so sind deine Dienste gefällig;  
Wenn du zögerst damit, hören sie auf es zu sein.

Aus dem Griechischen des Lukianos.

2. Wenn einer hilfespierend will  
In Wahrheit wolthun einem Armen,  
So schweig' er von den Opfern still,  
Die ihn gekostet sein Erbarmen. Jul. Hammer.

## 192. Nutzen und Schaden der Maikäfer.

Von G. Nebau.

Der Nutzen des Maikäfers ist für den Menschen äußerst gering. Die Engerlinge lösen zwar das Erdreich auf, verüben aber dabei weit mehr Schaden, als sie gut machen. Aus dem Magensaft des Käfers bereitet man eine braune Malerfarbe, und der Körper selbst wird, nachdem die Flügeldecken entfernt sind, zum Essen in Zucker und Honig eingemacht. In großer Menge eingefangen, lassen sie sich als Futter für Federvieh und Schweine brauchen. Außerdem kann man ein Öl von ihnen gewinnen, welches, wenn es gestanden ist, als Wagenschmier, vielleicht auch zum Brennen gebraucht werden kann. Man thut in dieser Absicht die eingeölkten Käfer in ungefähr acht Maß haltende Krüge und stopft diese, wenn sie voll sind, mit Stöpseln zu. Dann wählt man sich an einem abhängigen Hügel den bequemsten Platz, höhlt darin für die Krüge Löcher aus, setzt dieselben umgekehrt hinein und richtet sie so zur Hand, daß ein anderes Geschirr von gleicher Mündung, welches leer und rein sein muß, darunter geschoben werden kann. Hierauf wird über den mit Maikäfern gefüllten, umgestürzten Krügen von Spänen oder Reisig ein Feuer angezündet, welches die Wirkung hervorbringt, daß von den Käfern durch den strohenen Stöpsel eine Menge Fette oder Öl in die untergeschobenen leeren Töpfe hinaustropft. Weit mehr geben die noch fetteren Engerlinge aus. Letztere sind auch ein vortreffliches Futter für Hühner, Enten, Truthühner, Schweine u. s. w. Doch muß man es diesen Tieren nach dem Genuße einer solchen Nahrung, wie die Maikäfer und Engerlinge sind, nicht an hinreichendem Wasser fehlen lassen.

Der Maikäfer schadet den Pflanzen sowol über als unter der Erde gleich bedeutend. Der kleine Engerling, der eben die Eischale verlassen, richtet im Laufe des Jahres noch auf Feldern, Wiesen und in Gärten

einen merklichen Schaden an, der sich mit dem Wachstume des Tieres jährlich vermehrt und ausdehnt, so daß nicht nur die Wurzeln der Gräser und Kräuter, sondern selbst die jungen Obst- und Waldbäume, die Nadelhölzer nicht ausgeschlossen, von ihm zerstört werden. Noch verheerender zeigt sich das ausgewachsene Insekt, das sich in manchem Jahre scharenweise auf unsere Obstbäume, Eichen u. a. m. wirft und nichts grünes übrig läßt. Die Stämme fangen dann an zu kränkeln und erholen sich nur langsam wieder, ja sterben oft auch gänzlich ab.

### 193. Der Sonntag.

Von Hoffmann von Fallersleben.

Der Sonntag ist gekommen,  
Ein Sträusschen auf dem Hut,  
Sein Aug' ist mild und heiter,  
Er meint's mit allen gut.

Er steigt auf die Berge,  
Er wandelt durch das Thal,  
Er ladet zum Gebete  
Die Menschen allzumal.

Und wie in schönen Kleidern  
Nun pranget jung und alt,  
Hat er für sie geschmücket  
Die Flur und auch den Wald.

Und wie er allen Freude  
Und Frieden bringt und Ruh',  
So ruf auch du nun jedem:  
„Gott grüss dich!“ freudig zu.

### 194.

„Gott grüsse dich!“ Wenn dieser Gruss  
So recht von Herzen geht,  
Gilt bei dem lieben Gott der Gruss  
Soviel wie ein Gebet.

Jul. Sturm.

### 195. Der Seidenwurm.

Von Rußner.

Die Seidenraupe stammt bekanntlich aus China, von wo sie Mönche nach Griechenland brachten, worauf ihre Zucht König Roger II. von Sizilien etwa 1130 in Unteritalien einführte. Vorzeiten gehörte ein

seidenes Kleid zu den größten Kostbarkeiten. Der römische Kaiser Heliogabalus (200 n. Chr.) war der erste, welcher ein seidenes Kleid trug; Aurelian dagegen, einer seiner Nachfolger, schlug seiner Gemalin die Bitte ab, ihr ein solches zu kaufen, weil der Stoff zu teuer sei; und es ließ sich ein schottischer König ein Paar seidene Strümpfe, als er den englischen Gesandten empfangen wollte, weil er aus eigenen Mitteln sich keine anschaffen konnte!

Der Seidenwurm oder Seidenspinner gehört zur Familie der Nachtschmetterlinge, misst mit ausgebreiteten Flügeln in die Breite  $1\frac{3}{4}$  Zoll (3 cm.), hat schmutzig-weiße Flügel mit zwei bis drei dunklen Querstreifen und dazu auf den Vorderflügeln einen undeutlich gezeichneten bräunlichen Halbmond. Das Weibchen legt zwei- bis dreihundert bläuliche Eier, deren auskriechende gefräßige Raupen schnell wachsen, sich viermal häuten und dann einspinnen. Wo man sie in Stuben hält, wie dies in Italien und nördlicheren Gegenden der Fall ist, muß man sie füttern. Fühlt die glatte, weißlich glänzende Raupe, welche verschiedene dunkle Flecken und noch ein Horn auf dem letzten Ringe hat, daß die Zeit ihres sechs bis sieben Wochen langen Lebens vorbei ist, so wird sie unruhig und läuft hin und her, bis sie einen passenden Ort zum Einspinnen gefunden hat. Sie klebt nun zwei Tropfen des klebrigen Saftes, der ihr aus zwei Öffnungen neben dem Maule hervorquillt, an dem Gegenstande an, wo sie sich einspinnen soll, bewegt den Kopf hin und her und haspelt dabei einen dünnen, klebrigen Faden hervor, den sie mit den Vorderfüßen um sich wickelt. Den ersten Tag macht sie nur ein unregelmäßiges Gewebe, eine Art Unterfutter, über welches sie ein Zickzack mit straffen Fäden spinnt, bis nach sieben bis acht Tagen ein ovaler Schlauch (Cocon) von der Größe eines Taubeneies fertig ist, der sie unsichtbar macht, und aus dem sie nach zwei bis drei Wochen als Schmetterling hervorbricht. Um den Raupen zum Einspinnen Gelegenheit zu geben, stellt man Bündel aus Besenreisig hin, zwischen denen sie ihre Cocons anlegen. Da die Raupe gegen Kälte und Feuchtigkeit sehr empfindlich ist, so muß der Seidenzüchter für eine angemessene trockene Wärme sorgen.

Hat sich die Raupe eingesponnen, so muß man verhüten, daß der Schmetterling auskriecht, weil dieser das Seidengepinst zerstört, dessen Faden über tausend Fuß (320 m.) Länge hat. Man tödtet die Puppe daher, da man nur die feinsten Cocons zur Fortpflanzung aufbewahrt, indem man sie entweder in einem Backofen röstet, oder indem man den Cocon Schwefeldämpfen oder Kampher\* aussetzt, oder ein mit Terpentinöl\*

getränktes Papier zwischen die Cocons legt. Diese sehen fleischfarben oder orange oder gelb aus und müssen zu Stränen abgehaspelt\* werden, wenn man sie nicht in die Fabriken roh verkaufen will. Man wirft die Cocons, nachdem sie vorher sortiert sind, in einen Kessel mit heißem Wasser, damit sich die harzigen Teile des Gespinnstes lösen. Das nun folgende Abhaspeln der Seidenfäden ist eine schwierige Arbeit, welche große Sorgfalt erfordert und in vielen Städten in besonderen Fabriken betrieben wird.

## 196.

Wolthätigkeit schmückt sich mit grauem Kleide,  
Geiz stolziert in Sammt und Seide. J. v. Sivers.

## 197. Der Ausbruch des Vesuv im Jahre 79 nach Christo.

Von M. Haupt.

Der große ungewöhnliche Ausbruch des Vesuv am 24. August im Jahre 79 nach Christi Geburt ist ein so merkwürdiges Ereigniß, daß ich es euch etwas ausführlicher darstellen will. An dem eben erwähnten Tage erhob sich plötzlich, nachdem der Vesuv seit Menschengedenken nicht mehr Lava\* ausgeworfen hatte, eine ungeheurere Rauchwolke aus dem Berge; bald schossen feurige Stralen daraus hervor, glühende Steine flogen umher, und glühende Asche fiel dicht und immer dichter mehrere Stunden weit nieder. Die Sonne verlor ihren Schein, bis endlich Dunkelheit, ja Finsterniß über der ganzen Gegend lag. Die Erde erbebt, und unter den Tritten der Fliehenden schwankte der Boden, so daß sie niederstürzten; unterirdischer Donner rollte dumpf, und in jedem Augenblick fürchteten die Bewohner den Einsturz ihrer Städte. Alles floh. Um sich gegen die unerträgliche Hitze der glühenden Asche zu sichern, band man Rissen auf den Kopf. Das Rufen, das Geschrei und Gejammer der Armen, die auf dem Felde in der Finsterniß herumtappend sich nirgends zurecht zu finden wußten und die Ihrigen vergebens suchten, war herzerreißend. Endlich, als der lange und schwere Ascheregen nachließ und am andern Tage die Sonne, wiewol mit bleichem Scheine, wieder hervortrat, bot die ganze Gegend den traurigsten Anblick dar. Alles war mit Asche bedeckt. Von den zwei Städten Herculanium und Pompeji fand man keine Spur. Niemand wußte, wohin sie gekommen; man glaubte, die Erde habe sie verschlungen. Ein schauerliches Schweigen ruhte über ihrem Grabe.

Da geschah es, daß vor etwa anderthalb Jahrhunderten ein Bauer in jener Gegend einen Brunnen graben wollte; und siehe, er grub drei schöne weibliche Statuen heraus. Später forschte man weiter, und welches Wunder — man grub ein Theater, ja eine ganze Straße mit ihren Häusern aus; kurz, man überzeugte sich, daß man in dem einstigen, durch glühende Asche und Lava verschütteten *Herkulanum* sich befinde. Später grub man auch nach dem alten *Pompeji*, und auch dieses wurde gefunden; und wol der vierte Teil desselben ist jetzt ans Licht gebracht. Das ist nun höchst merkwürdig. In einer unterirdischen Stadt kann man herumgehen. Alles liegt noch so da, wie es vor beinahe 1800 Jahren gewesen; und eine recht anschauliche Vorstellung von dem Leben der alten Römer läßt sich hier gewinnen. Da sieht man noch Stühle und Tische, Lampen, Flaschen, Messer, Schüsseln, Ringe u. dgl. umherliegen. Die höchst geschmackvolle Malerei an den Zimmerwänden ist noch frisch, als wenn der Maler eben erst davon gegangen wäre. Im Theater und auf einer Villa fand man einen außerordentlichen Schatz von kostbaren Statuen von Marmor und Bronze.\* In einem Zimmer fand man eine Bibliothek von 1700 Papiervollen (gedruckte Bücher hatte man bekanntlich damals noch nicht); es waren aber alle verkohlt. Ueber den Hausthüren stehen noch hie und da Inschriften, und in den Buden der Ölvverkäufer die Ladentische. Die Straßen sind eng, die Häuser niedrig. Ihr Aeußeres ist sehr einfach, das Innere desto prachtvoller. Die Fußböden sind mehr oder weniger mit künstlicher Mosaik\* ausgelegt, die Wände mit prachtvollen Gemälden verziert, Tische und Schränke mit den schönsten Hausgeräten. Vor den Häusern stehen noch die Bänke, auf denen sich die Nachbarn zu versammeln pflegten. Ein weibliches Skelett saß an einem alten Tische und hatte einen Knäuel vor sich liegen, ein anderes wurde mit einem Schlüsselbunde in der Hand, ein drittes auf einer Hühnerleiter stehen gefunden, und in den Buden lagen noch allerlei Schwären, Nüsse, Weinbeeren, Oliven, eine große Pastete, aber natürlich alles verkohlt von der Hitze der Lava.

## 198.

1. Wie jämmerlich ist dieses Menschenleben!  
 Sein Glück ist nichts als nur ein Schattenriss,  
 Sein Unglück aber gleicht dem nassen Schwamme,  
 Der schnell das ganze Bild vertilgt. Aeschylus.

2. Und wenn der Herr darauf besteht,  
Dass jétzt die Welt in Trümmer geht:  
Ich seh' den Wirrwarr ruhig an,  
Ich habe meine Pflicht gethan.

A. Heinrich.

## 199. Die Bremer Stadtmusikanten.

Von Grimm.

Es hatte ein Mann einen Esel, der ihm schon lange Jahre treu gedient hatte, dessen Kräfte aber nun zu Ende gingen, so daß er zur Arbeit immer untauglicher ward. Da wollt' ihn der Herr aus dem Futter schaffen; aber der Esel merkte, daß kein guter Wind wehte, lief fort und machte sich auf den Weg nach Bremen;\* „dort,“ dachte er, „kannst du ja Stadtmusikant werden.“ Als er ein Weilchen fort gegangen war, fand er einen Jagdhund auf dem Wege liegen, der jappte\* wie einer, der sich müde gelaufen. „Nun, was jappst du so?“ sprach der Esel. „Ach,“ sagte der Hund, „weil ich alt bin und jeden Tag schwächer werde und auf der Jagd nicht mehr fort kann, hat mich mein Herr wollen todtschlagen; da habe ich Reißhaus genommen. Aber womit soll ich nun mein Brod verdienen?“ „Weißt du was,“ sprach der Esel, „ich gehe nach Bremen, dort Stadtmusikant zu werden; geh' mit und laß dich auch annehmen.“ Der Hund war's zufrieden, und sie gingen weiter. Es dauerte nicht lange, so saß da eine Kaze auf dem Wege und machte ein Gesicht, wie drei Tage Regenwetter. „Nun, was ist dir denn in die Quere gekommen?“ fragte der Esel. „Wer kann da lustig sein, wenn's einem an den Kragen geht,“ antwortete die Kaze; „weil ich nun zu Jahren komme, meine Zähne stumpf werden, und ich lieber hinter dem Ofen sitze und spinne, als nach den Mäusen herumjage, hat mich meine Frau ersäusen wollen; ich hab' mich zwar noch fortgemacht, aber nun ist guter Rat teuer: wo soll ich hin?“ „Geh' mit nach Bremen; du verstehst dich doch auf die Nachtmusik, da kannst du ein Stadtmusikant werden.“ Die Kaze war's zufrieden und ging mit. Darauf kamen die drei Landesflüchtigen an einem Hofe vorbei; da saß auf dem Thore der Haushahn und schrie aus Leibeskraften. „Du schreist einem durch Mark und Bein,“ sprach der Esel; „was hast du vor?“ „Da hab' ich gut Wetter prophezeit,“ sprach der Hahn, „aber weil morgen zum Sonntage Gäste kommen, so hat die Hausfrau doch kein Erbarmen und hat der Köchin gesagt, sie wollte mich morgen in der Suppe essen, und da soll ich mir heute Abend den Kopf abschneiden lassen. Nun schrei' ich aus

vollem Halse, so lange ich noch kann.“ „Ei was, du Rotkopf,“ sprach der Esel, „zieh lieber mit uns nach Bremen; etwas besseres als den Tod findest du überall. Du hast eine gute Stimme, und wenn wir zusammen musizieren, so muß es eine Art haben.“ Der Hahn ließ sich den Vorschlag gefallen, und sie gingen alle vier zusammen fort.

Sie konnten aber die Stadt Bremen in einem Tage nicht erreichen und kamen abends in einen Wald, wo sie übernachteten wollten. Der Esel und der Hund legten sich unter einen großen Baum; die Katze und der Hahn machten sich hinauf; der Hahn aber flog bis in die Spitze, wo's am sichersten für ihn war. Ehe er einschlief, sah er sich noch einmal nach allen vier Winden um; da dächte ihm, er sehe in der Ferne ein Fünkchen brennen, und rief seinen Gesellen zu, es müßte nicht gar weit ein Haus sein, denn es scheine ein Licht. Sprach der Esel: „So müssen wir uns aufmachen und noch hingehen, denn hier ist die Herberge schlecht.“ Und der Hund sagte: „Ja, ein Paar Knochen und etwas Fleisch daran thäte mir auch gut.“ Nun machten sie sich auf den Weg nach der Gegend, wo das Licht war, und sahen es bald heller schimmern, und es ward immer größer, bis sie vor ein hell erleuchtetes Räuberhaus kamen. Der Esel, als der größte, machte sich an's Fenster und schaute hinein. „Was siehst du, Grauschimmel?“ fragte der Hahn. „Was ich sehe?“ antwortete der Esel, „einen gedeckten Tisch mit schönem Essen und Trinken, und Räuber sitzen daran und lassen's sich wol sein.“ „Das wäre was für uns,“ sprach der Hahn. „Ja, ja, ach wären wir da!“ sagte der Esel. Da rathschlagten die Tiere, wie sie es anfangen müßten, um die Räuber fortzubringen; endlich fanden sie ein Mittel. Der Esel mußte sich mit den Vorderfüßen auf das Fenster stellen, der Hund auf des Esels Rücken, die Katze auf den Hund klettern, und endlich flog der Hahn hinauf und setzte sich der Katze auf den Kopf. Als das geschehen war, fingen sie insgesammt auf ein Zeichen an, ihre Musik zu machen. Der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute, und der Hahn krächte; indem stürzten sie in das Fenster hinein in die Stube, daß die Scheiben klirrend niederfielen. Die Räuber fuhren bei dem entsetzlichen Geschrei in die Höhe, meinten nicht anders, als ein Gespenst käme herein, und flohen in größter Furcht in den Wald hinaus. Nun setzten sich die vier Gesellen an den Tisch, nahmen mit dem Vorlieb, was übrig geblieben war, und aßen, als wenn sie eine Woche hungern sollten.

Als die vier Spielleute fertig waren, löschten sie das Licht aus und suchten sich eine Schlafstätte, jeder nach seiner Natur und Bequem-

lichkeit. Der Esel legte sich auf den Mist, der Hund hinter die Thür, die Kaze auf den Herd bei der warmen Asche, und der Hahn setzte sich auf den Hahnenbalken; und weil sie müde waren von ihrem Wege, schliefen sie auch bald ein. Als Mitternacht vorbei war, und die Räuber von weitem sahen, daß kein Licht mehr im Hause war, auch alles ruhig schien, sprach der Hauptmann: „Wir hätten uns doch nicht sollen ins Bockshorn jagen lassen,“ und hieß einen hingehen und das Haus untersuchen. Der Abgeschickte fand alles still, ging in die Küche, wollte ein Licht anzünden und nahm ein Schwefelhölzchen; und weil er die glühenden, feurigen Augen der Kaze für lebendige Kohlen ansah, hielt er es daran, daß es Feuer fangen sollte. Aber die Kaze verstand keinen Spaß, sprang ihm ins Gesicht, spie und kratzte. Da erschrak er gewaltig, lief und wollte zur Hinterthür hinaus; aber der Hund, der da lag, sprang auf und biß ihn ins Bein; und als er über den Hof an dem Miste vorbei rannte, gab ihm der Esel noch einen tüchtigen Schlag mit dem Hinterfuße; der Hahn aber, der vom Lärmen aus dem Schlafe geweckt und munter geworden war, rief vom Balken herab „kikeriki!“ Da lief der Räuber, was er konnte, zu seinem Hauptmann zurück und sprach: „Ach, in dem Hause sitzt eine gräuliche Hexe, die hat mich angehaucht und mit ihren langen Fingern mir das Gesicht zerkratzt; und vor der Thür steht ein Mann mit einem Messer, der hat mich ins Bein gestochen; und auf dem Hofe liegt ein schwarzes Ungetüm, das hat mit einer Holzkeule auf mich losgeschlagen; und oben auf dem Dache, da sitzt der Richter, der rief: „„Bringt mir den Schelm her!““ Da machte ich, daß ich fortkam.“ Von nun an getrauten sich die Räuber nicht weiter in das Haus; den vier Bremer Musikanten gefiel's aber so wol darin, daß sie nicht wieder heraus wollten. Und der das zuletzt erzählt hat, dem ist der Mund noch warm.

## 200.

1. Wer nicht sein eigener Freund, dein Freund kann der nicht sein;  
Auch der nicht, wer nur ist sein eigener Freund allein. Rückert.

### 2. Rätsel.

Es spielten die acht  
Die ganze Nacht,  
Und jedem ist Gewinn geblieben;  
Was haben wol die acht getrieben? A. S.

## 201. Schweden und Norwegen.

Schweden und Norwegen bilden jetzt eine Halbinsel; sie hängen durch Finnland und Lappland mit dem Kontinente, mit Rußland zusammen. Aber sie waren nicht immer, was sie heute sind, die skandinavische Halbinsel, sondern vor einigen Jahrtausenden waren sie ganz bestimmt eine förmliche Insel, und das jetzige bothnische Meer oder die Ostsee hing im Norden mit dem Eismeer und dem weißen Meere zusammen. Das alles ist nun nicht etwa eine bloße Mutmaßung eines grübelnden Stubengelehrten, sondern läßt sich leicht beweisen. Erstens war einmal das Wasser der Ostsee viel gesalzener als jetzt, es war in höheren Prozenten Meerwasser als heutzutage. Woher weiß man das? Weil sich an den Küsten in den Erdschichten Austerreste und zwar in großer Menge vorfinden. Es gab also dort Auster, und in unsern Tagen fehlen sie in der Ostsee gänzlich. Nun kommt aber die Auster nur in gesalznen Meeren vor, z. B. im Mittelmeere. In diesem Meere hat das Wasser einen dreimal größeren Salzgehalt (37%) als in der Ostsee, und je weiter man in letzterer gegen Norden kommt, desto süßer ist das Wasser, so daß ein Naturforscher versichert, er habe am nördlichen Gestade des bothnischen Busens fast gar kein Salz im Meerwasser gespürt. Und doch hat es einst hier Auster gegeben, also war das Wasser einst gesalzener. Was folgt daraus für die Behauptung, daß Scandinavien eine Insel gewesen sei? Gar viel. Denn die Ostsee konnte im Norden nur dann gesalzener sein als jetzt, wenn sie mit dem Weltmeere inniger zusammenhing. Und dieser Zusammenhang kann nur im Norden mit dem Eismeere und mit dem weißen Meere stattgefunden haben. Denn auf dieser Seite ist der Boden am niedrigsten. Noch im vorigen Jahrhunderte hing die Ostsee mit dem weißen Meere so zusammen, daß man zu Schiffe aus dem einen dieser Meerbusen in den andern gefahren ist. Der Boden, welcher jetzt die Ostsee von dem nördlichen Eismeere trennt, hebt sich auch jetzt noch in einem Jahrhundert um etwa vier Schuh. Also muß er vor Jahrtausenden von dem Meeresspiegel bedeckt gewesen sein, also war Scandinavien vor Jahrtausenden eine Insel und keine Halbinsel wie jetzt. Es gehen demnach große Veränderungen, aber langsam auf der Oberfläche der Erde vor sich. Wie wird die Erde in zwanzigtausend Jahren aussehen? Die Ostsee wenigstens wird nicht mehr zu sehen sein, der Bodensee auch nicht mehr und der Genfersee auch nicht, und wir — auch nicht mehr.

## 202.

1. Was heisst es, über die Zeit zu klagen?  
Wie jeder sie macht, so muss er sie tragen.  
Wilh. Müller.
2. Wie thöricht, dem Vergang'nen nachzuklagen,  
Statt mit der Gegenwart dich zu vertragen.  
Herm. Marggraf.

## 203. Der Prozessionsspinner.

Von Neufirch.

Seht da am Eichenbaum ein Raupennest! Fast sieht es so aus, wie ein weißlich grauer Auswuchs am Stamme. Die Bewohner sind sämmtlich in Grau gekleidet, auch überall fein behaart. Es sind Prozessionsraupen. Da könnten wir vielleicht noch einer Prozession beiwohnen; denn da die Abendsonne schon tief am Himmel steht, so wird die graue Schar gewiß bald aufbrechen. Einige von der Gesellschaft bewegen sich schon. Nur gut, daß es heiteres Wetter ist, sonst könnten wir lange vergeblich warten, denn bei trübem und feuchtem Wetter bleiben die grauen Gäste fein vorsichtig zu Hause und fasten lieber, als daß sie ihre Gesundheit aufs Spiel setzten.

Jetzt scheint man Anstalten zum Abzug zu machen, — es wird regsamer im Gespinnst, und einer der Inassen, gewiß der Hauptmann, setzt sich bereits in Marsch, eine zweite von den grauen Raupen folgt nach, jetzt die dritte, jetzt die vierte, so geht es fort in einer Linie, wol über eine halbe Elle ist sie schon lang. Jetzt aber treten zwei zugleich ein, zwei andere sind schon dahinter, jetzt kommt das dritte Pärchen; die Ordnung wird ganz genau eingehalten, in zwei Reihen bewegt sich der langsam wachsende Zug. Jetzt treten drei voran und machen den Anfang zu drei Reihen des Zuges. O wie niedlich! Die erstern lassen sich jedoch dadurch nicht irre machen, sie ziehen ruhig weiter in der einmal angenommenen Ordnung. Ihren zurückgelegten Weg bezeichnen sie sämmtlich mit Seidenfäden, die sie hinterlassen; so läßt sich's am leichtesten wieder zurückfinden zum Neste.

Aber tretet nicht zu nahe an den Baum, berührt auch die Tiere nicht, es könnte üble Folgen haben; denn diese Raupen sind ungeachtet ihrer friedlichen und niedlichen Prozessionen gar gefährliche Gäste. Ehe man sich dessen versieht, fühlt man oft in ihrer Nähe auf einzelnen Stellen der Haut ein brennendes Prickeln, welches, wenn man die Stelle reibt, nur heftiger wird. Auch schwillt sie etwas an, wo es schmerzt. Es

sind die sich leicht ablösenden steifen Härchen der Raupen, die unvermerkt hernieder fliegen und auf entblößten Stellen unserer Haut sofort eindringen; mittels feiner Widerhäkchen halten sie fest und sind so die Ursache des empfindlichen Brennens. Aber wehe, wenn solche Härchen gar ins Auge kommen, dann ist der Schmerz fürchterlich, und der Unfall kann selbst gefährlich werden. Darum trete niemand den Tieren zu nahe und reizt sie nicht, denn man behauptet, ihre steif stehenden Härchen könnten sie leicht von sich stoßen, da dieselben ihre Verteidigungsmittel seien. Wo sich in Eichenwäldern diese Raupen in großer Menge aufhalten, da fliegen die Härchen bei trockener Luft oft umher und können so dem arglosen Wanderer wie auch dem weidenden Vieh im Walde leicht nachtheilig werden. Doch wird eine große Menge dieser Raupen durch Raupentödter und Schlupfwespen vertilgt. Auch Menschen können zu ihrer Verminderung beitragen, wenn sie die Raupennester wiederholt mit kochend heißem Wasser begießen.

Nun seht, der Zug hat ungestört seinen Fortgang genommen; immer höher steigt derselbe, und immer breiter gestaltet er sich nach unten hin. Jetzt sind die letzten aus dem Neste im Abzuge begriffen. Oben verteilt sich die Gesellschaft auf den Zweigen und hält nächtlichen Schmaus auf den Blättern, was den Bäumen freilich nicht eben zum Vorteile gereicht, zumal wenn die Gäste in großer Menge da sind. Nach gehaltenem Schmause zieht die graue Schar vor Aufgang der Sonne wieder in prozessionsmäßiger Ordnung zur Tagsbehausung zurück. Nach der letzten Häutung hängen sämtliche Raupen im Nest nebeneinander sich auf, und jede spinnt sich ihr Sterbekleid, in welches sie auch alle ihre noch vorhandenen Härchen mit einmengt. So ist sie selbst ganz nackt und streift nun auch noch ihre Haut ab, worauf sie sich verpuppt. Als Puppe ist sie ockergelb und hat zwei kurze Endspitzen. Nach vier bis fünf Wochen etwa ist die Entwicklung geschehen, ein einfacher Nachtschmetterling, grau von Farbe, auf den Flügeln zwei dunkle Querlinien tragend, bricht hervor aus der Hülle und legt später seine weißgelben, mit einem schwarzen Punkte versehenen Eier reihenweise an die Borke der Eichen.

## 204.

1. Um das, was Einzelne verschulden,  
Gib nicht die ganze Menschheit auf;  
Hemmen denn ein paar falsche Gulden  
Der guten Münze Wert und Lauf? E. Kaufmann.

2. „Frommer Beter, frommer Thäter,  
Kurzes Wort und langer Schlag“  
War der Weidspruch tapfrer Väter,  
Diesem Spruche folge nach.

E. M. Arndt.

## 205. Die Spinnen.

Von Hebel.

Die Spinne ist ein verachtetes Tier, viele Menschen fürchten sich sogar davor, und doch ist sie auch ein merkwürdiges Geschöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beispiel: die Spinne hat nicht zwei Augen, sondern acht. Mancher wird dabei denken, da sei es keine Kunst, daß sie die Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, so geschwind erblicke und zu erhaschen wisse. Allein das macht's nicht aus. Denn eine Fliege hat nach den Untersuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen und nimmt doch das Netz nicht in acht und ihre Feindin, die groß genug darin sitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, sondern auch Verstand und Geschick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallstricke geraten will. — Wie fein ist ein Faden, den eine Spinne in der größten Geschwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß! Und doch versichern abermals die Naturkundigen, daß ein solcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen sieht, wol sechstausendfach zusammengesetzt sein könne. Das bringen sie so heraus: Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, sondern sechs Drüsen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von diesen Drüsen hat wol tausend feine Oeffnungen, von welchen keine umsonst sein wird. Wenn also jedesmal aus allen diesen Oeffnungen ein solcher Faden herausgeht, so ist an der Zahl sechstausend nichts auszusetzen, und dann kann man wol begreifen, daß ein solcher Faden, obgleich so fein, doch auch so fest sein könne, daß das Tier mit der größten Sicherheit daran auf- und absteigen und sich im Sturm und Wetter darauf verlassen kann. Muß man nicht über die Kunst und Geschicklichkeit dieser Geschöpfe erstaunen, wenn man ihnen bei ihrer stillen und unverdrossenen Arbeit zuschaut, und an den großen und weisen Schöpfer denken, der für alles sorgt und solche Wunder in einem so kleinen und unscheinbaren Körper zu verbergen weiß?

Daß es mancherlei Tiere dieser Gattung gebe, sieht man schon an der Verschiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fensterscheiben,

in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche spinnen gar nicht, sondern springen nach ihrer Beute. Im Frühjahr und noch viel mehr im trocknen, warmen Nachsommer sieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft herumfliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht erraten, wo die Fäden und Flocken herkommen, und machte sich allerlei wunderliche Vorstellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Gespinnst ist von unzählig vielen kleinen schwarzen Spinnen, welche deswegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da sieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das Nämliche thun.

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem untersten heißen Italien. Sie ist unter dem Namen Tarantel bekannt. Diese soll wol die Menschen beißen und durch den giftigen Biß krank und schwermütig machen. Ein Mittel dagegen soll ein gewisser Tanz sein, die Tarantella genannt. Wenn die Kranken die Musik dazu hören, so fangen sie an zu tanzen, bis sie vor Müdigkeit umfallen, und sind alsdann genesen. Es ließe sich wol begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde; allein es ist doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Uebertreibung dabei und wol auch Betrug.

Ein anderes merkwürdiges Tier dieser Art lebt in einer Gegend von Amerika und heißt Buschspinne. Diese nimmt nicht mit Stubenfliegen und Mücklein vorlieb; nein, einer gewissen Art von Vögeln geht sie nach, greift sie an und zwingt sie, tödtet sie und saugt ihnen das Blut und die Eier aus. Worüber soll man sich am meisten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel?

## 206.

1. Ganz unglücklich ist, wer allen Umgang hasst,  
Und, auf sich selbst beschränkt, auch zu sich selbst nicht passt.

Rückert.

2. Wenn die Wasserlein kämen zuhauf,  
Gäb' es wol einen Fluss;  
Weil jedes nimmt seinen eigenen Lauf,  
Eins ohne das andre vertrocknen muss.

Rückert.

## 207. Das Spinnlein.

Nach Hebel.

Mein, schaut mir doch das Spinnlein an,  
Wie's zarte Fäden zwirnen kann!  
Frau Muhme, du spinnst auch wol fein,  
Doch das möcht' wol noch feiner sein.  
Es macht es so subtil und nett,  
Möcht' nicht, daß ich's zu haspeln hätt'.

Wo nahm es her den Flachs so fein?  
Wer mag sein Hechelmeister sein?  
Gelt, wenn man's wüßt', du gingst auch hin  
Und wärst so klug und holtest ihn?  
Jetzt schau nur, wie's sein Füßchen setzt,  
Die Aermel streift, die Finger neht.

Es ziehet lange Fäden aus  
Und spinnt eine Brück' ans Nachbarhaus;  
Ein breiter Weg ist's in der Luft,  
Der morgens hängt voll frischem Duft;  
Baut einen Fußweg neben dran,  
Daß es auch drüber gehen kann.

Es spinnt und wandelt auf und ab,  
Nun im Galopp und nun im Trab.  
Jetzt geht's ringsum: was wird das sein?  
Fürwahr, es gibt ein Ringelein!  
Jetzt schießt es zarte Fäden ein,  
Das soll wol gar gewoben sein?

Es scheint verwirrt, es hält jetzt still,  
Es weiß nicht recht, wohin es will.  
Es geht zurück, ich seh's ihm an,  
Es hat etwas vergessen dran.  
Zwar denkt es, das pressiert ja nicht,  
Mein Haus drum nicht zusammenbricht.

Jetzt steht es, putzt die Hände ab  
Und schneidet seinen Faden ab.  
Jetzt setzt sich's in sein Sommerhaus  
Und schaut die lange Straß' hinaus.  
Es sagt: „Man baut sich halb zuschand',  
Doch freut es, ist das Haus imstand!“

In freien Lüften wogt's und schwankt's,  
 Und an der lieben Sonne hangt's  
 Und sitzt in ihrem Schein so warm,  
 Wie wol ist's ihm! In großem Schwarm  
 Sieht's Mücklein tanzen, jung und fett,  
 Und denkt: Wenn ich doch eines hätt'!

Wie hast du, Spinnlein, mich entzückt,  
 So klein und doch auch so geschickt!  
 Wer hat dies alles dich gelehrt?  
 Ich denk', Er, der uns alle nährt;  
 Er gibt auch dir, was dir gebricht,  
 Sei ruhig, er vergift dich nicht.

Da kommt ein Mücklein; nein, wie dumm!  
 Es rannt ihm schier das Häuschen um.  
 Nun schreit's und winselt's Weh und Ach.  
 Du armer Schlucker, nur gemacht!  
 Hier heißt es Augen aufgethan!  
 Was geh'n dich fremde Sachen an?

Schau, Spinnchen merkt schon was davon,  
 Es zuckt und springt und hat sie schon.  
 Es denkt: Viel Arbeit hatt' ich hier,  
 Nun schmeckt auch wol der Braten mir.  
 Ich sag's ja, der uns alle nährt,  
 Auch jedem, was er braucht, beschert.

## 208. Hammerfest.

Aus den „Charakterbildern“ von Grube.

In einer Bucht von Quasöe (Wallfischinsel\*) auf der rechten Seite, wenn man aus dem offenen Meere kommt, bemerkt man fünf bis sechs Häuser an die Felsenwand gebaut, überragt von einem hölzernen Kirchturme, und durch zwei friedliche Kanonen, in denen die Vögel nisten, verteidigt. Dies ist Hammerfest, die letzte Stadt des Nordens. Sie ist größer, als man auf den ersten Blick glauben sollte, mehr als die Hälfte ihrer Wohnungen liegt in einem Thal versteckt; und wenn man an einem Sommermorgen den felsigen Berg besteigt, der sie beherrscht, so öffnet sich den Blicken ein großartiger Anblick. Am Fuße des Berges liegt die Stadt mit ihren hübschen Kaufmannshäusern, ihren roten Magazinen und ihren Fischerhütten, die sich wie ein Gürtel am Rande des Wassers hinziehen, mit ihrem Hafen, der in einen Kreis von Hügeln eingeschnitten und mit Barken und Handelsfahrzeugen bedeckt ist; weithin auf der andern

Seite der Bucht von Fuglenäs, einer schmalen Landzunge, auf welcher sich ebenfalls einige Wohnungen erheben, erblickt man das Meer und in der Ferne die Gebirge von Sarö mit ihren ausgezackten und ewig beeisten Gipfeln.

Im Sommer bietet die kleine Stadt Hammerfest ein heiteres und belebtes Gemälde dar; sie sieht im Verlaufe einiger Monate fast zweihundert Fahrzeuge, theils norwegische, theils fremde, ankommen. Die einen freilich fahren nur durch den Fjord,\* um sich nach Archangel oder Tromsö\* zu wenden, andere gehen von Insel zu Insel, ihre Ladung voll zu machen, aber eine große Anzahl bleibt im Hafen. Sie bringen Mehl, Hanf u. s. w. und nehmen als Austausch Fische, Tran, Renntierhäute, Eiderdunen, Füchse und Erz mit fort. Hammerfest ist die Hauptstadt von ganz Westfinnmark. Sie zieht den größten Theil der Produkte des Landes, von der Jagd nämlich und vom Fischfange, an sich und verbreitet im einzelnen die fremden Bedürfnisse, welche sie empfangen hat, in die verschiedenen Kauforte des Distriktes.

Die Russen kommen in großer Anzahl in diese Stadt. Kaum sieht man jährlich zwei oder drei schwedische, dänische oder deutsche Briggs,\* aber jeden Tag führt der günstige Wind mehrere Bodjes heran. Dies sind kurze Fahrzeuge von drei Masten, die Mehrzahl so abgenutzt und alt, daß man sie kaum fähig hält, einem Sturme zu widerstehen. Die kleinsten davon haben nicht einmal Nägel; von vorn bis hinten sind die Planken mit Hanf zusammengebunden. Man erzählt, daß, als einst der Kaiser von Rußland eines von diesen Schiffen in den Hafen von St. Petersburg kommen sah, ihm dasselbe so auffiel, daß er es für die Folge von jedem Zoll befreite. Mit diesen gebrechlichen Fahrzeugen, die den erfahrensten Matrosen erschrecken würden, umschiffen die Russen das Nordkap und dringen in alle Buchten des Eismeres. Während die einen den Handel mit den Finnmarken\* ausbeuten, begeben sich die andern auf die Fischereibänke. Geschickter und thätiger als die Norweger, haben sie oft ein mit Fischen reich beladenes Boot, während die Norweger nur ein halbleeres Netz herausziehen. Es ist ihnen zwar verboten, auf eine Meile von der Küste zu fischen, aber sie überschreiten täglich die Grenzen, welche ihnen gezogen sind. Durch Beharrlichkeit ermüden sie die Aufmerksamkeit derer, welche sie überwachen sollen. Im Osten, im Westen, im Norden, von allen Seiten umringen sie die Küste von Finnmark; ohne Aufhören kehren sie wieder.

Neben den russischen Fahrzeugen erscheint die ärmliche Barke des Finnen, der dem Kaufmann die Fische bringt, die er mühsam in mehreren

Monaten gefangen hat, um einen Teil seiner Schulden in Ordnung zu bringen. In den aus Holz gebauten Gängen, welche die Magazine umgeben, bemerkt man alle Arten von Trachten, so wie man alle Sprachen des Nordens hier sprechen hört. Der Kaufmann ist daselbst immer auf dem Platz und beschäftigt, die Mütze von Fischotter auf dem Kopfe, die Feder hinter dem Ohre, von seiner Schreibstube zur Niederlage und von da wieder zurücklaufend. Jetzt ist die Zeit der Arbeit. Von diesen drei oder vier Monaten\* seiner Berechnungen und Schreibereien hängt der Erfolg des ganzen Jahres ab. Da fertigt er Fahrzeuge nach Spitzbergen und Fischladungen nach Spanien und Portugal ab. Der ganze Tag vergeht in einer ununterbrochenen Kette von Geschäften; nur abends beim Punschnapfe wird geplaudert. Dann überlassen sich diese braven Kaufleute mit Lust ihren Herzensergießungen, ihren gastfreundschaftlichen Gewohnheiten, und wenn ein Fremder unter ihnen ist, so haben sie für ihn eine Güte und Zuverlässigkeit ohnegleichen.

Wenn man durch die wogenden Nebel und die dichten Wolken, die gewöhnlich den Himmel von Hammerfest verschleiern, plötzlich einen schönen Sonnenstral dringen sieht, wenn die Gebirge der Inseln mit ihren bläulichen Rändern und ihren schimmernden Gipfeln in der Ferne erscheinen, wenn das Meer, das kein Wind in Bewegung setzt, wie ein silberner See sich zwischen der Stadt und den Felsen ausbreitet; so bietet sich dem Auge ein herrlicher Anblick dar. Eines Abends im Monate August habe ich, erzählt ein Reisender, von der Höhe des wie eine Turmspitze aufsteigenden Pifs die Sonne, im ersten Augenblick durch eine leichte Wolke verhüllt, um Mitternacht in all ihrer Pracht sich erheben sehen. Das ganze Meer erglänzte in Licht; die Gebirge hatten eine Färbung von Azur gleich den fernen Horizonten der südlichen Gegenden, und die Sonne, zwischen den Hügelwänden in einem Bette von Granit eingeschlafen, glich einer kristallinen Schale. Sobald diese schönen Tage erscheinen, entsteht in der ganzen Stadt eine große Bewegung. Jeder will das so seltene, so eilig fliehende Schauspiel genießen. Aber diese Tage der Erheiterung sind nur spärlich; ein dunkler Nebel verhüllt das Blau des Himmels; der Frost beginnt mitten im schönsten Sommer, bald verschwinden die fremden Schiffe eins nach dem andern, die Warenhäuser werden geschlossen, die Geschäfte hören auf, alles wird still.

Der Winter ist da. Und welch ein Winter! Nächte ohne Ende, ein schwarzer Himmel, ein gefrorener Erdboden. Zwölf Uhr des Mittags muß man im Monat Dezember sich ganz nahe ans Fenster stellen, um einige

Zeilen zu lesen. Vom Morgen bis zum Abend ist die Lampe in allen Häusern angezündet, und keine Freude gibt es mehr, kein Leben, keine Neuigkeiten. Die Post, die dreimal monatlich ankommen soll, erscheint nur noch zu unbestimmten Zeitabschnitten. Die über die schwedischen Gebirge gehende ist oft durch die Nacht und die schlechten Wege aufgehalten; die von Drontheim\* übers Meer kommende stößt auf noch größere Hindernisse. Die Stadt ist jetzt wie eine Welt für sich, vom ganzen Erdboden getrennt. Die armen Menschen, die sie bewohnen, suchen dann alle möglichen Mittel hervor, um sich zu zerstreuen. Sie haben einen Verein gebildet, um sich dänische und deutsche Bücher zu verschaffen. Sie versammeln sich des Abends bald bei dem einen, bald bei dem andern, wenn die Schneewirbel sie nicht verhindern auszugehen. Sie trinken Punsch, sie rauchen, sie spielen Karten. Selbst die Gebildetsten unter ihnen müssen sich auf jene Zeitvertreibe beschränken; denn anhaltend beim Lampenschein zu lesen oder zu schreiben ist unmöglich. Wenn bisweilen der Himmel sich aufklärt, so verschaffen sie sich das Vergnügen, die langen norwegischen Schneeschuhe von Holz anzuschnallen und über die Felsen und Gebirge zu laufen, an denen die Schneemassen alle Unebenheiten ausgeglichen haben.

Gegen Ende des Januars beginnen sie am Horizont die ersten Lichtblicke der Sonne zu suchen, die ihnen so lange verborgen war. Anfangs unterscheidet man in dem düsteren Gewölk nur einen rötlichen Schein, aber dies ist das wolbekannte Zeichen, das alle freudig begrüßen; es ist der Vorbote der Sonne, die im Begriffe steht, Erde und Menschen wieder zu beleben. Der erste, welcher das frohe Zeichen erblickt, verkündet es mit lauter Stimme, und jedermann läuft auf den Hügel. Dieser Tag ist ein Festtag in allen Familien. Nach und nach vergrößert sich der rote Schein; die unbestimmte Linie wird zu einer breiten Scheibe, welche die Wolken durchzieht und von Woche zu Woche sich mehr über den Horizont erhebt und da verweilt, bis sie drei Monate hintereinander den Nordmenschen leuchtet.

## 209.

1. Eigner Herd ist Goldes wert.
2. Es ist das kleinste Vaterland der grössten Liebe nicht zu klein;  
Je enger es dich rings umschliesst, je näher wird's dem Herzen sein.

W. Müller.

3. Ans Vaterland, ans teure, schliess dich an,  
 Das halte fest mit deinem ganzen Herzen;  
 Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft,  
 Dort in der fremden Welt stehst du allein. Schiller.

## 210. Die Weinbergschnecke.

Von Lauckhardt.

Manche Schnecken, wie die Weinbergschnecken, machen sich, ehe sie den Winterschlaf beginnen, einen Deckel über die Mündung und werfen ihn im Frühjahr wieder ab. Will man sich eine Sammlung von Schneckenhäusern machen, so tödtet man die Tiere in siedendem Wasser und zieht sie behutsam aus der Schale. Die Weinbergschnecke ist in Deutschland auf kalkhaltigem Boden fast überall in Gärten, Wäldern und Gebüsch zu finden. Sie ist die größte einheimische Schnecke, kenntlich an der kugligen, rotbraunen, gebänderten Schale. Sie verkriecht sich im Herbst bei eintretender Kälte, fastet eine Zeit lang, und schließt dann ihr Haus mit dem Winterdeckel. Im Sommer bohren diese Tiere ein mehrere Zoll tiefes Loch in die Erde, erweitern und runden es dadurch, daß sie sich darin herumdrehen, legen dann mehrere Duzend helle, durchsichtige Eier von der Größe einer Linse hinein und decken das Loch mit der Erde wieder zu. Nach dreißig Tagen kriechen die Jungen aus, welche sehr zart und klein sind und ganz das Aussehen der Alten haben. Ihr erstes Futter ist die Schale ihres Eies, nach zwei Tagen benagen sie schon zarte Pflanzen. Diese Schnecken sind sehr gefräßig und thun in Gärten großen Schaden. Ihre Nahrung suchen sie nur bei feuchtem Wetter oder im Tau, am liebsten des Nachts. In manchen Gegenden verspeist man sie im Herbst und im Winter, wenn sie sich durch ihren Deckel eingeschlossen haben. Nach Nürnberg\* werden sie in großen Säcken und nach Wien in großen Schiffsloadungen gebracht. Ulm\* sendet dahin jährlich vier Millionen. Der stärkste Handel geht aus der Schweiz nach Italien. Wenn man gegen den Herbst die Schnecken gesammelt hat, so werden sie auf grünen Plätzen, die mit Sägespänen oder Wassergräben eingehengt sind, gemästet. (Schon die Römer mästeten Schnecken und erzeugten durch reichhaltiges Futter sehr große Abarten.) Man schlägt gabelförmige Pfähle ein, die mit belaubten Zweigen belegt werden, unter denen die Tiere sich festsetzen. Das Futter ist Eschen- und Erlenlaub, Kohl und Spinat. Bei trockenem Wetter fressen sie nie.

Wenn es kälter wird, kriechen sie in den Boden und schließen ihre Mündung zu. Glänzende Schalen und gewölbte Deckel verraten dem Käufer eine fette Ware.

## 211.

1. Eile mit Weile.
2. Wer endlos wählt und sich besinnt,  
Gewöhnlich das schlechteste Teil gewinnt;  
Wer vorschnell zugreift, dess' Verstand  
Sitzt statt im Kopfe in der Hand. Otto Bank.

### 3. Volksräthsel.

Ich gehe täglich aus  
Und bleibe doch zu Haus. Simrod.

## 212. Unglück der Stadt Leyden.

Von Hebel.

Die Stadt Leyden heißt schon seit undenklichen Zeiten Leyden und hat noch nie gewußt warum, bis am 12. Jänner 1807. Sie liegt am Rhein im Königreiche Holland und hatte vor diesem Tage eilftausend Häuser, welche von vierzigtausend Menschen bewohnt waren, und war nach Amsterdam die größte Stadt im ganzen Königreiche. Man stand an diesem Tage noch auf wie alle Tage; der eine betete sein Vaterunser, der andere ließ es sein, und niemand dachte daran, wie es am Abend aussehen werde, obgleich ein Schiff mit siebzig Fässern Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag und ließ sich's schmecken wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als nachmittags der Zeiger auf dem großen Turm auf halb fünf stand — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute gingen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisammen in der Abendschule, müßige Leute hatten Langeweile und saßen im Wirtshause beim Kartenspiel und Weinfrug, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich bekleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Thüre — und plötzlich geschah ein Knall. Das Schiff mit den siebzig Fässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblicke waren ganze lange Gassen von Häusern mit allem, was darin wohnte und lebte, zerschmet-

tert und in einen Steinhaufen zusammengestürzt oder entsetzlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und todt unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser gingen mit allen Kindern, die darin waren, zugrunde; Menschen und Tiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert und kamen in einem kläglichen Zustande wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wütete und fast nimmer gelöscht werden konnte, weil viele Borrathshäuser voll Öl und Tran mit ergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein oder wurden so beschädigt, daß man sie niederreißen mußte. Da sah man auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Menschen, sondern auch mit einer großen, volkreichen Stadt. Der König von Holland setzte sogleich ein namhaftes Geschenk auf jeden Menschen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Todten, die aus dem Schutte hervorgegraben wurden, brachte man auf das Rathaus, damit sie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbnisse konnten abgeholt werden. Viel Hilfe wurde geleistet. Obgleich Krieg zwischen England und Holland war, so kamen doch von London ganze Schiffe voll Hilfsmittel und große Geldsummen für die Unglücklichen; und das ist schön, denn der Krieg soll nie in das Herz der Menschen kommen. Es ist schlimm genug, wenn er außen vor allen Thoren und vor allen Seehäfen donnert.

## 213.

### 1. Mit des Schicksals Mächten

Ist kein ew'ger Bund zu flechten,  
Und das Unglück schreitet schnell. Schiller.

### 2. O preise du des Lebens herbes Leiden; Denn stört' es dich in deiner Freude nie, Wann, Seele, dächtest du ans künft'ge Scheiden?

Ad. Stöber.

## 214. Vertrauen und Treue.

Ehe der Prophet\* sein Vaterland mit dem Lichte eines neuen Glaubens erleuchtete, waren die Araber Gözendiener. Sie verehrten einen guten und einen bösen Gott und feierten jedem besonders einen Tag in der Woche. Der Tag des guten Gottes wurde für glücklich ge-

halten, und wer an ihm vor dem Könige erschien, dem wurde seine Bitte ohne Einschränkung gewährt. Wer aber die Unvorsicht beging, an dem unglücklichen Tage vor den Thron des Königes zu kommen, der wurde ohne Verzug dem bösen Gotte zum Sühnopfer gebracht.

So war die Sitte des Landes, als unter der Regierung des Königes Naam ein reicher Araber in der Wüste durch Beraubung und allerlei Unglück in solche Armut geriet, daß er schon seit zwei Tagen keine Speise mehr für seine Kinder hatte. Auf einmal erinnerte sich Tai, so hieß nämlich der Kaufmann, der Freigebigkeit des Königes Naam, der keinen Dürftigen ohne Gabe von sich ließ. Er machte sich auf, küßte seine Frau und Kinder, versprach, in einigen Stunden mit Nahrung wieder bei ihnen zu sein, und zog in großer Eile seines Weges. Erfüllt von seinem Elende und der Hoffnung einer nahen Hilfe, lief Tai ängstlich fort, bis er vor dem Throne des Königes erschien, ohne auch nur mit einem Gedanken daran zu denken, daß heute der Tag des bösen Gottes sein könne; aber kaum hatte ihn Naam erblickt, so wandte er sein Gesicht von ihm und rief: „Unglücklicher, was hast du gethan? Warum mußt du an einem so traurigen Tage vor mein Angeficht kommen? Du bist des Todes.“

Diese Rede fuhr wie ein Blitz durch Tais Seele und erinnerte ihn an das grausame Opfergesetz. Er warf sich dem Könige zu Füßen und flehte ihn an, seinen Tod nur noch einige Stunden aufzuschieben. „Meine Frau und meine Kinder haben zwei Tage nichts gegessen,“ sprach er, „sie werden eines kläglichen Todes sterben, wenn ich ihnen nicht eilig einige Lebensmittel zubringe. Gib mir etwas Speise und laß mich sie noch einmal sehen, um auf immer Abschied von ihnen zu nehmen. Du bist zu gerecht, als daß du den Unschuldigen mit dem Verbrecher verderben solltest. Ich schwöre dir bei allem, was heilig ist, vor Untergang der Sonne wieder hier zu sein; dann sprich das Todesurteil über mich aus, und ich werde mich ihm ohne Murren unterwerfen.“

Der König wurde durch diese Anrede gerührt und sprach: „Unglücklicher Mann, das Volk verlangt dich zum Opfer und wird in Wut geraten, wenn ich dich entfliehen lasse. Ich habe Mitleid mit dir, aber ich kann dir die Bitte unter keiner andern Bedingung gewähren, als wenn du einen Bürgen stellst, der sich statt deiner zum Opfer erbietet, im Fall du deine Zusage brichst. Du dauerst mich, aber es ist das harte Gesetz meines Landes.“

Tai war fremd, und niemand kannte ihn. Er sah mit wehmütigem Blicke auf alle, die um den Thron standen. Aber keiner wagte es, sich auf das Wort eines Fremdlings zu verlassen und für seine Treue Bürge zu sein. Tai verzweifelte schon, als er nahe beim Thron einen Mann bemerkte, der ihn mit edlem Mitleid ansah. „Und du,“ redete ihn Tai mit Tränen in den Augen an, „du, aus dessen Angesichte eine große Seele leuchtet, könntest auch die Bitte eines unglücklichen Mannes und Vaters abschlagen? Ich schwöre dir bei den Göttern und Menschen, daß ich diesen Abend vor Sonnenuntergang wieder hier sein werde.“

Scherik, so hieß der Edle, der ein Offizier und zugleich Liebling des Königs war, hatte ein Herz, das an das gegebene Wort treuer Menschen glauben konnte. Er wandte sich zum Könige und sagte: „Ich will Bürge für Tai werden.“ Der König erschrak, denn auch er befürchtete, der Fremdling werde nicht Wort halten. Er sah den Offizier bedeutend an, aber Scherik blieb bei seiner Zusage, und Tai eilte mit Speisemitteln zu seiner Frau und seinen Kindern.

Indessen verfloß die bestimmte Zeit, die Sonne neigte sich zu ihrem Untergange, und Tai war noch nicht da. Das Volk verlangte mit Ungestüm sein Sühnopfer, und Scherik wurde gebunden zum Altare geführt. Er trat hinzu, ohne sich zu beklagen; alle feierlichen Zubereitungen waren vollendet, und der Priester zückte schon das steinerne Opferrmesser, als sich plötzlich in der Ferne ein Geschrei erhob. Tai selbst war der Rufende, der außer Atem, ganz mit Schweiß und Staub bedeckt, auf der Ebene herbeieilte und sich durch das staunende Volk stürzte. Er fiel Scherik zu Füßen, löste seine Bande, richtete ihn auf und schloß ihn in seine Arme. Lange drückte er ihn schweigend an sein Herz und sprach endlich: „Großmütiger Scherik, wie bald hätte dich mein Zögern getödtet. Gedankt sei es den Göttern, daß ich zu rechter Zeit kam, dich zu retten. Ich sterbe zufrieden, denn ich weiß, du wirst dich meines armen Weibes und meiner hilflosen Kleinen erbarmen.“ Scherik küßte ihn und weinte. Ich will ihr Vater und Freund sein und mein Hab mit ihnen teilen. So standen sie noch da, als das Volk ein lautes Jubelgeschrei erhob und seines grausamen Opfers völlig vergaß; der König und alle Edlen seines Hofes waren gerührt. „Nie habe ich eueresgleichen gesehen, rief Naam. Du, Tai, bist ein Muster der Treue, und du, Scherik, der großmütigste der Menschen.“ Er blickte nach dem Opferpriester, der schon auf die hohe Schwelle des Altars getreten war und zum Volke reden wollte. „Ihr Gläubigen, rief er, Scherik und Tai haben durch ihre Tugend den Zorn

des Gottes versöhnt, der keine blutigen Opfer mehr fordert. Von heute an opfern wir Honig und Milch zum Zeichen, daß des Königes Thron den Unterthanen an jedem Tage erfreulich und heilbringend sein muß.“

So sprach der Opferpriester, und das Volk gab ihm durch ein großes Freudengeschrei Beifall. Der König dankte ihm mit freundlicher Geberde, er überhäufte den armen, redlichen Tai mit Wohlthaten und gewann den großmütigen Scherik von nun an um so lieber.

## 215.

1. Ein edler Mensch zieht edle Menschen an  
Und weiss sie fest zu halten. Goethe.
2. Trau' auch dem Schlechten zu,  
Er könne Gutes thun;  
Doch thöricht wär's, wenn du  
Die Vorsicht liessest ruh'n. Jul. Hammer.

## 216. Die kleine Naturforscherin.

Von Dr. J. Proschko.

Das Glöcklein ruft ins Dorf hinaus:  
„Ihr Kinder, auf! die Schul' ist aus!“  
„„Die Schul' ist aus! die Schul' ist aus!““  
Wie lärmt und tobt es froh hinaus.

Und draußen, halt! da steht ein Mann,  
Die liebe Jugend starrt ihn an,  
Und schüchtern hält die bunte Schar:  
„Das ist — das ist — der Kaiser gar.“

Ja, ja, Herr Kaiser Leopold\* steht  
Höchsteigen da in Majestät,  
Er will mal selber schau'n und seh'n,  
Wie's in der Schule pflegt zu geh'n;

Tritt gleich zum ersten Mägdlein hin  
Und fragt es mit vergnügtem Sinn:  
„Sag' uns, mein liebes Kind, einmal,  
Was lernstest du für Dinge all?“

„„Ei, lesen, schreiben, rechnen, Herr!  
Und —““ „Nun Kleine, sonst noch mehr?  
Vielleicht Naturgeschichte noch?“  
„„Versteht sich, Herr!““ — „So sag' mir doch:

Der Apfel da, in welches Reich  
Gehört der süße Apfel gleich?  
Errätst du es, so ist er dein.“

„„Nur her damit, er ist schon mein,““  
Ruft froh die Kleine, „„sag' es gleich,  
Der Apfel ist vom Pflanzenreich.““

„Ei bravo! Nun, und dieses Geld,  
Das meine Hand verschlossen hält,  
Wohin gehört's? Auch das ist dein,  
Errätst du es.“ — „„Das Geld ist mein!““  
Ruft jubelnd rasch das muntre Kind,  
„„Gold, Silber Minerale find,  
Drum weiß ich es und sag' es gleich:  
Das Gröschlein kommt vom Steinereich.““

Da lächelt Leopold hochvergnügt,  
Dann spricht er, zu dem Kind gebückt:  
„Nun, kleiner Schelm, besinne dich,  
In welches Reich gehöre ich?“

Da sinnt das Kind ein Weilchen lang,  
Als wär' ihm um die Antwort bang,  
Sein Auglein ruht am Angesicht  
Des Kaisers, der so freundlich spricht;

Dann ruft die Kleine ernst und weich:  
„„Ihr, Ihr gehört ins Himmelreich! —““  
Da hebt sein Haupt Herr Leopold,  
Ein Tränlein ihm vom Auge rollt.

Dann spricht der Herr: „Der Kinder Mund  
Thut, sagt man ja, die Wahrheit kund;  
Kein Lob hat je mich so geehrt,  
Dies Kind hält mich des Himmels wert.“

Und sieh, mit nie empfundner Lust  
Zieht er die Kleine an die Brust  
Und drückt dem Kind ein Küßchen auf  
Und spricht gar tief bewegt darauf:  
„Will's Gott, mein Kind, wir teilen gleich,  
Der Kinder ist ja das Himmelreich.“

## 217.

1. Weise Leute haben ihren Mund im Herzen.
2. Die Schönheit rührt, doch nur die Armut sieget,  
Und Unschuld nur erhält der Liebe Preis. Schiller.

3. Am Berg und am Herrscher, von Gott gesetzt,  
Der Sturm und die Sorge den Zahn sich wetzt;  
Gesichert sind im Thale wir  
Und danken dem Berg und dem Herrscher dafür. A. H.

## 218. Die Staudenkoralle.

Von W. Pfaff.

Es gibt gewisse Tiere, die man auf den ersten Blick für Steine oder Pflanzen halten möchte, wenn man sie aber genauer untersucht, so entdeckt man in ihnen Gefühle und willkürliche Bewegung, die keine Pflanze und kein Stein haben kann, auch bemerkt man, daß sie ihre Nahrung durch äußere Gliedmaßen zu sich nehmen. Man muß sie daher notwendig zu den Tieren rechnen; da sie aber auch so manches einerlei mit den Gewächsen haben, so nennt man sie Pflanzentiere. Alle Pflanzentiere leben im Wasser, denn außer demselben würde ihr gallertartig weicher Körper bald vertrocknen. Einige von ihnen haben eigene steinharte Gehäuse, andere sind nackt, wie die Armpolypen.

Zu den Arten, die ein hartes, steinartiges Gehäuse haben, das mit dem Tiere sich bildet, und welches nicht bloß ein einziges Tier dieser Art beherbergt, sondern in dem viele Millionen derselben sitzen, gehört die Staudenkoralle.

Die Fortpflanzung findet bei diesen Tieren nach Art der Pflanzen statt. Aus dem Mutterstamme wächst eine Knospe oder ein Zweig hervor, der aber im Grunde stocken bleibt; aus diesem Zweige treibt wieder ein Zweig, aus diesem wieder einer u. s. f., so daß am Ende die ganze Masse einem Gebüsch oder Baume ähnlich wird. Diese Staudenkorallen erreichen mit der Zeit eine ungeheure Größe, sie steigen nach und nach vom Grunde des Meeres, wo sie in großer Zahl festsetzen, herauf bis zu seiner Oberfläche und bilden hier nicht etwa ein unbedeutendes, dünnes Gesträuch, sondern große, feste Massen, welche unter dem Namen Korallenbänke oder Riffe dem Schiffer wol bekannt sind und schon manchem Schiffe, das auf sie stieß, den Untergang brachten. Jedoch nicht bloß als heimtückische Fallen für den sichern Fährmann sind die Korallen unter dem Spiegel des Wassers ausgebreitet, oft erheben sie sich auch über denselben. Die Zwischenräume werden nach und nach durch zufällig herbeigeschwemmte Gegenstände ausgefüllt. Es bildet sich eine fruchtbare Damm-erde, und eine blühende Insel entsteht auf dem winzig kleinen und doch

kolossalen Wassertiere. Solche Inseln trifft man viele in der Südsee an, und es sind unbewohnte Eilande oder durch die Länge der Zeit und günstige Umstände sichere Wohnplätze für Menschen und Tiere geworden. Das Meer ist in ihrer Nähe oft unergründlich tief, und es scheint, daß sie vom Grunde heraufgewachsen sind. Es sind jedoch die Gelehrten nicht ganz einig, ob sie wirklich in der größten Tiefe feststehen, oder ob sie vielmehr auf steilen, hervorragenden Bergen im Meere in geringerer Tiefe angewachsen sind. Die gewöhnlichen roten Korallengehäuse werden auf mancherlei Weise benutzt. Man verfertigt Halsgehänge, Ringe, Ketten und andern Schmuck daraus. Man brennt sie aber auch zu Kalk oder baut Häuser damit.

## 219.

1. Baumeisterin Natur scheint für sich selbst zumeist  
Zu bau'n, und baut zuletzt doch alles für den Geist. Rückert.

### 2. Rätsel.

Ich bin ein Wörtchen leicht und klein,  
Bestehend aus vier Zeichen;  
Doch werd' ich stets die Erste\*) sein  
In meines Kaisers Reichen.  
Wer von Berlin nach Ofen fährt,  
Wird unterwegs mich sehen,  
Und wenn Natur und Kunst er ehrt,  
An mir vorbei nicht gehen.

Tauscht man die beiden Zeichen um,  
Die in der Mitte stehen,  
Wird jeder, den wir scheu und stumm  
Im Leben sonst nur fanden,  
Durch mich beredt und froh erregt.  
Doch jeder, der verblindet  
Zu viel Verlangen nach mir trägt,  
Hat noch in Schmach geendet.

R. Löwike.

## 220. Russische Auswanderer im äußersten Westen von Nordamerika.

Russische Flüchtlinge aus Sibirien lassen sich im Westen von Nordamerika, besonders in den indianischen Territorien nieder. Sie überwinden unsägliche Schwierigkeiten, um die Küsten des Eismeeres oder die Behrings-

\*) Daraus kannst du schließen, daß hier eines von vielen weiblichen Objecten gemeint ist.

straße zu erreichen, wo sie dann Unterkunft an Bord von Wallfischfahrern finden. Nur Leute von sehr starker Konstitution vermögen eine solche Wanderung zurückzulegen, deren Mühseligkeiten Menschen von gewöhnlicher Körperkraft unterliegen. Der Mehrzahl nach kommen sie in Amerika, wo niemand sich um ihren früheren Lebenslauf kümmert, mit guten Vorsätzen an und pflegen denselben auch treu zu bleiben. Vor der Vollendung der Pacific-Eisenbahn\* lebten sie als Fuhrleute, jetzt findet man sie als Grundbesitzer und Bodenbebauer in Kalifornien, sowie als Rinderhirten auf indianischen Territorien.

Diese Russen pflegen unter sich Korporationen oder Gilden zu errichten, und eine derselben erfreute sich eines ganz besondern, vorteilhaften Rufes. Sie war von einem Manne begründet worden, dem man den bezeichnenden Namen „Großvater“ beigelegt hatte. Er wohnt in einem Blockhause, gewissermaßen im Herzen der indianischen Prairien, erfreut sich der besten Beziehungen zu seinen rothhäutigen Nachbarn und beschäftigt sich mit Viehzucht und Ackerbau. Ehe er sich bleibend niederließ, besuchte er alle benachbarten indianischen Lager, bewirtete die Häuptlinge mit Branntwein und ließ sich dagegen eidlich von ihnen versprechen, nie feindlich gegen ihn auftreten zu wollen. Er seinerseits gab ebenfalls die feierliche Zusage, die Indianer nach Maßgabe seiner Kräfte in allem Nötigen unterstützen zu wollen. Die Indianer, denen er bereits von der Zeit her, in der er ihre Lager als Frachtfuhrmann besucht hatte, bekannt war, nahmen keinen Anstand, auf seine Auerbietungen einzugehen, und seitdem lebt er in bester Harmonie mit ihnen.

Mitunter ergibt sich nichtsdestoweniger Gelegenheit, den Rothhäuten zu zeigen, daß der „Großvater“ nicht mit sich spaßen läßt, und sein energisches Auftreten bei einem solchen Anlasse hat entschieden zur Erhöhung seines Ansehens beigetragen.

Eine Bande Apachen-Indianer,\* an deren Spitze ein weißer Abenteurer stand, hatte ihm eines Tages einige Kinder geraubt. Sofort überfiel er ihr Lager, als die Männer eben auf einem Jagdzuge begriffen waren, bemächtigte sich der Frauen, schloß sie in eine flüchtig errichtete Hürde ein und erklärte den Zurückkehrenden kräftig, daß er nicht eher vom Platze weichen würde, als bis man ihm die geraubten Tiere zurückgegeben und den weißen Führer zugebote gestellt hätte. Jede Gewaltthat würde er überdies sofort an den Frauen rächen. Er erreichte seinen Zweck. Den weißen Abenteurer ließ er theren und federn\* und in den benachbarten

Niederlassungen herumführen. Mit den Indianern aber rauchte er die Friedensspeise und stand fortan auf dem besten Fuße mit ihnen.

Messenger de l' Europe.

## 221.

1. Der Fluss bleibt trüb, der nicht durch einen See gegangen,  
Das Herz unsauber, das nicht durch ein Weh gegangen.

Rückert.

2. Im Leben geht's nicht ohne Kampf,  
Denk nicht, ihn zu vermeiden,  
Ring mit der Welt um deinen Platz,  
Doch lerne, dich bescheiden.

Stelter.

## 222. Die Sinne und ihr Gebrauch.

Von A. Muffon.

Gott hat dem Menschen die fünf Sinne gegeben, damit er sie gebrauche und mit ihrer Hilfe wahrnehme, was um ihn ist und um ihn vorgeht. Das Auge zeigt ihm der Dinge Gestalt und Größe, ihre Farbe und ihr äußeres Ansehen, ihre Stellung und Anordnung. Es entfaltet vor ihm der Erde reichen Pflanzenschmuck und der Geschöpfe unendliche Mannigfaltigkeit; es läßt ihn bewundern den flüchtigen Glanz der Morgen- und Abendröte, den aus dunkler Wolke zuckenden Stral, die stille Pracht des Sternenhimmels. Mit dem Auge lesen wir die Schriftwerke großer Nationen und bilden dadurch unsern Verstand und unser Herz. — Das Ohr führt uns ein in das wunderbare Reich der Töne, die bald heiter und fröhlich, bald rührend und klagend, bald ergreifend und begeisternd, bald endlich schreckhaft und betäubend an unsere Seele schlagen. Indem das Ohr dem Menschen die Worte und Reden anderer mittheilt, schließt es ihm ihre Ansichten, Gedanken und Gefühle auf, und knüpft dadurch die meisten Verhältnisse der Zuneigung und Freundschaft einerseits, der Abneigung und Feindschaft andererseits. — Auf einer tiefern Stufe dann macht der Tastsinn (das körperliche Gefühl) den Menschen bald auf angenehme, bald auf schmerzliche Weise mit der Wärme und Kälte, mit der Härte und Weichheit, mit der Glätte und Rauheit der Körper bekannt, während Geruch und Geschmack ihm die innern Eigenschaften derselben verraten und ihn in der Auswahl derjenigen leiten, welche seiner Natur angenehm oder widerlich, ihr zuträglich oder nachtheilig sind. — Jeder Sinn also macht den Menschen mit einer besonderen

Seite der Dinge und der Außenwelt bekannt, und trägt das Seine zu den Vorstellungen bei, die er sich von denselben bildet.

Aber wozu ist denn dem Menschen diese genaue Kenntniß der Dinge notwendig?

Er bedarf ihrer vorerst, um die Dinge zu seinem leiblichen Wole gehörig benutzen zu können, sich auf angemessene Weise zu schützen und zu kleiden, sich seinen Unterhalt zu verschaffen und sich zu versichern, sein Leben zu erheitern und zu verschönern. Zweitens setzt ihn diese Kenntniß in den Stand, durch seine Einsicht und Geschicklichkeit andern zu dienen, ihnen diejenigen körperlichen und geistigen Vorteile zu verschaffen, die er sich selbst erworben hat, seinem Nebenmenschen dadurch ein treuer, helfender Freund, dem Vaterlande ein nützlicher und thätiger Bürger zu werden. Endlich drittens wird die Betrachtung der Dinge und das Nachdenken darüber ein Mittel geistiger Ausbildung; die Irrtümer und der Aberglaube, womit der Mensch aus Beschränktheit oder Bosheit das Wert des Schöpfers verhüllt hat, schwinden allmählig, und je wahrer und kindlicher er die Welt betrachtet, desto klarer und herrlicher tritt ihm die Weisheit und Allmacht dessen entgegen, welcher dieselbe so wunderbar nach Maß und Ziel geordnet hat und mit unsichtbarer Kraft durch den Lauf der Jahrtausende hält und trägt.

### 223.

1. „Kenne dich selbst!“ Da, Mensch, läuft alle Weisheit zusammen.  
Young.
2. Willst du dich selber erkennen, so sieh, wie die andern es treiben;  
Willst du die andern versteh'n, blick' in dein eigenes Herz.  
Schiller.

#### 3. Rätsel.

Das Erste und Zweite wird laut,  
Beschaut sein Corps der Major,  
Die Dritte ist nichts als Haut,  
Das Ganze sitzt dir im Ohr.

G. Pfarrnus.

### 224. Das Erkennen.

Von J. N. Vogel.

Das Schuljahr ist aus, und nun wandert ihr jubelnd in die geliebte Heimat, zu den noch geliebteren Eltern und Geschwistern. Aber vorher lernt mir das folgende Gedicht des österreichischen Dichters Johann

Nep. Vogel auswendig. Es erzählt von einem Wanderburschen, der lange durch die weite Welt gezogen war, und den niemand wieder erkennen wollte, als er in seinen Heimatsort zurückkehrte. Wer erkannte ihn aber doch? Wer fiel ihm vor Freude weinend um den Hals?

Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand  
Kommt wieder heim aus fernem Land.

Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt.  
Von wem wird der Bursch wol zuerst erkannt?

So tritt er ins Städtchen, ins alte Thor,  
Am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.

Der Zöllner war ihm ein lieber Freund,  
Oft hatte der Becher die beiden vereint.

Doch sieh — Freund Zollmann erkennt ihn nicht,  
Zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter wandert nach kurzem Gruß  
Der Bursch und schüttelt den Staub von dem Fuß.

Da schaut aus dem Fenster die Gespielin fromm:  
„Du wackere Jungfrau, viel schönen Willkomm!“

Doch sieh, auch die Freundin erkennt ihn nicht,  
Die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht.

Und weiter geht er die Straße entlang,  
Ein Tränlein hängt ihm an der braunen Wang'.

Da wankt von dem Kirchsteig das Mütterlein her;  
„Gott grüß Euch,“ so spricht er und sonst nichts mehr.

Doch sieh — das Mütterlein schluchzet vor Lust:  
„Mein Sohn!“ und sinkt an des Burschen Brust.

Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt,  
Das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

## 225.

1. Wer ausharrt bis zum Ende, wird gekrönt.

2. Ende gut, alles gut.

---

## Anmerkungen.

(Die Zahlen bezeichnen die Befestigte.)

1. **Winzerinnen**, Weingärtnerinnen, Weinleserinnen, Mädchen, welche bei der Weinlese beschäftigt sind.

Der **Ringeltanz**, ringeln = durch in einander gewundene Ringe weben, z. B. ein Panzerhemd. Der Ringel, —s, Pl. wie Singl., ein kreisförmig Gewundenes. Deutscher Ringeltanz, auch Ländler genannt, geht wie der schnellere Walzer im Dreivierteltakte.

5. **Seegringen**, Dorf in Baiern, Schwaben, Bezirk Dinkelsbühl.

9. Der **Buchweizen** kam erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts aus Asien nach Europa und ward so genannt, weil die Frucht in ihrer Gestalt der Buchecker, nach ihrem Geschmacke dem Weizen ähnelt. Anfangs nannte man diese, von den Mohammedanern, die man für Heiden ansah, erhaltene Frucht Heidenkorn, in einigen Gegenden Tater- oder Tattelkorn; noch jetzt in den österr. Provinzen der Heide (auch die Heide) oder der Heiden.

11. Der **Blitz**.

**Harnisch**, hier statt Metall. Aus Metall, vorzugsweise aus Eisen war der Harnisch, die Leibrüstung der Ritter, gemacht.

14. **bettet**, es macht, daß etwas liegen bleibt, erspart wird.

18. Der **Rabbi**, jüdischer Schriftgelehrter, Gesetzeskundiger, Lehrer.

31. Der **Derwisch** oder **Derwis**; persisch eigentlich Bettler; ein mohamedanischer Bettelmönch.

Die **Bechine** (spr. Beckihne), Goldmünze, so genannt von der Becca, dem Münzhanse in Venedig, wo sie im Jahre 1280 zuerst geprägt wurde. Ihr Wert ist verschieden; in der Türkei = 3 fl. 93 kr. ö. W.

Der **Kadi**, arabisch, ein Stadtrichter im Oriente.

**berücken**, von allen Seiten auf einen Gegenstand losrücken; listig fangen, jemand um etwas betrügen.

35. Die **Vitanei**, der Nachmittagsgottesdienst, bei welchem eine Vitanei gebetet wird.

Der **Schulmeister**, Oberlehrer in einem Dorfe.

Die **Anekdote**, interessante, kleine, bisher noch unbekannte Geschichte.

Die **Schnurre**, lustiger Einfall, possenhafte Erzählung, Scherzflüge.

**schlendern**, mit Gemächlichkeit gehen, sich Zeit nehmen.

**Baratom** = mein Freund.

39. Das **Fuder**, eine Wagenladung.

was er schön aß u., wie viel schön, wie sehr schön, vornehm er aß.

Das Herz ging ihm **darnach** auf, d. h. nach einem solchen Leben, er sehnte sich darnach.

43. — oft. **Ost** = Ostwind.

44. Die **Banane** oder **Bisang** (Musa), Pflanzengattung; der Stamm wird bis 20 Fuß = 6.3 m. hoch, hat oben eine palmenartige Krone großer breiter Blätter.

**Paraguay**. Republik in Südamerika, gegen 6000 □M. = 3454 □Mm. groß.

Die **Pupille** (lat.) Der Augenstern, das Schloch, so genannt, weil derjenige, welcher in diese Oeffnung bei einem andern hinein sieht, sein eigenes Miniaturbild (pupula) erblickt, ist eine Oeffnung in der Regenbogenhaut (Iris) des Auges, durch welche die Lichtstrahlen in das Innere desselben dringen. Bei den Menschen rund, bei den Tieren länglich oder viereckig; zieht sich im Lichte zusammen.

Der **Abt** (vom chald. Abba, Vater), Vorsteher eines Klosters höheren Ranges.

Die **Atmosphäre**, **Dunstkreis**, **Luftkreis**, die den Erdball in einer Dichte von etwa 10 Meilen = 76 Km. umgebenden Gase; Luftschichte.

Die **Cypresse** (cupressus), immergrüner Nadelbaum oder Strauch; die gemeine, im Oriente, Nord-Afrika, und im südlichen Europa, galt stets als Symbol der Trauer.

Der **Moschus** oder **Bisam**, eine bräunliche, schmierige Substanz von durchdringendem Geruche, findet sich in einem eigenen Beutel am Bauche der männlichen Moschustiere (Wiederkäuer), welche in der Osthälfte Asiens, besonders am Baikalsee vorkommen; zu schwarzbraunen, leicht zerreibbaren Körnern getrocknet, kommt er in den Handel und wird zu Arzneien und Parfüm verwendet.

Der **Kampher**, eine feste, weiße, durchscheinende Masse von eigenartigem Geruche und Geschmacke, gewonnen aus dem Saft des Kampherlorbeerbaumes (Laurus Camphora) im östlichen Asien so wie gewisser anderer Pflanzen; wird als krampfstillendes Heilmittel gebraucht.

47. Der **Konstabler**, Feuerwerker. (Constable, spr. Konstäble, englisch, ein Friedensrichter, ein englischer Polizeidiener.)

**temperiert**, gemäßigt, gemildert, lauwarm. **Temperatur** = Wärmezustand, Luftwärme, Milderung, Mäßigung.

49. **Zeus**, der oberste der griechischen Götter, hier als Schöpfer aufgefaßt.

50. Mit **Fleiß** und **Acht**; die **Acht** = aufmerksame Sorge; ohne **Pl. kunnut**, alt für konnte.

51. Der **Grat**, —es, Pl. —e, Spitze, oberster sich hinziehender scharfer Rand wovon, bes. von Gebirgsketten.

**Grattier**, die auf Felsenspitzen (Graten) lebende rötliche Gemsgart.

Der **Leitbock**, Gemsgbock, welcher die Gemsgherde leitet, anführt.

52. 3. **nach oben**, auf die in der menschlichen Gesellschaft über die Stehenden.

55. Der **Bez**, —es, Pl. —e, trauliche Benennung des Bären.

57. **vordessen**, Adv., vor dieser Zeit. Vergl. indes (indessen).

Der **Hort**, —es, Pl. —e, bewahrter Schatz, hier: Geschenke, Gaben.

59. 1. **Münchhausen**. „Wunderbare Reisen etc. des Freiherrn von Münchhausen,“ ein Lügenroman, aus früheren Anekdoten- und Novellen-sammlungen zusammengestellt, erschien 1787 und wurde bis zum Jahre 1859 dem Dichter Bürger zugeschrieben, ist aber von Erich Raspe aus Hanover (1737—1794) verfaßt worden.

Der **Staken**, —s, Pl. wie Singl., langer Stock, Stange.

**umgesetzt**, geändert; der Ausdruck wird sonst gewöhnlich vom Winde gebraucht, wenn er sich dreht.

Die **Halfter**, Pl. —n, lebernes Kopfzeug des Pferdes zum Halten.

Die **Maxime**, Pl. —n, Grundsatz, Lebensregel.

**auf ein einzelnes Pferd**, ist Attribut zu **Reuschlitten**, ein Schlitten, der nur von einem einzelnen Pferde gezogen werden kann.

2. **Esthland**, russisches Gouvernement, eine der vier Ostseeprovinzen, reich an Sümpfen, bewohnt von Esthen, einem finnischen Volksstamme, roh und schmutzig, von Deutschen, Schweden und Russen.

**Jugermanland**, die Ostprovinz, in welcher St. Petersburg liegt; ein Drittel ist mit Seen und Sümpfen bedeckt.

**ansetzen**, in Säzen herankommen.

**mechanisch**, gedankenlos; handwerksmäßig, geläufig.

**agieren**, handeln, thun.

Das **Tempo**, Gen. etc. und Plural ebenso, Zeit, Zeitpunkt, Zeitmaß, Gelegenheit, Handgriff nach Kommando.

**Futteral**, —es, Pl. —e (vom deutschen Futter), die Hülle, Scheide, Kapsel.

Der **Schreck**, —es, Pl. —e, neben der Schrecken, —s, Pl. wie Sing., das Schrecken, —s, Pl. wie Sing.

**respektiv**, bezüglich, gegenseitig.

Die **Bouteille** (spr. Butällje), Pl. —n, die Flasche.

Der **Virtuose**, —en, Pl. —en, hervorragender Künstler, Meister in einer Kunst, besonders in der Tonkunst.

Der **Weinbranntwein**, gebrannt aus den Trebern der ausgepreßten Weinbeeren.

Der **Arak**, auch **Urak** (malayisch), Reiszbranntwein, gewöhnlich mit Kokosjast versetzt.

**da capo**, von vorn, vom Anfange.

**arg-haben**; arg, adj., übel; gewöhnlich mit wä hnen verbunden, argwähnen.

Der **Nimbus**, Heiligenschein, Stralenkranz.

Das **Experiment**, Erfahrungsversuch, Versuch, durch Erfahrung eine Wahrheit zu erhärten.

61. **trotz** seinem Herrn etc., er konnte also noch besser lügen als sein Herr.

**Haag** (der Haag, eigentlich 's Gravenhage), freundliche Stadt in der niederl. Provinz Südholland, Residenz des Königs, eine Stunde von der Nordsee, jetzt 93,000 Einw.

63. Der **Baldrian**, die stark riechende Pflanzengattung der Valerianen. **Katzenkraut**, eine ebenfalls stark riechende Pflanze, zu den Lippenblütlern gehörig.

65. Die **Larve**, ein in der Entwicklung begriffenes Tier während seiner zweiten Entwicklungsperiode, nachdem es aus dem Eie gekrochen ist.

Der **Eugerling**, —es, Pl. —e, die Larve, aus welcher der Maikäfer entsteht, dialektisch auch die Quadte genannt.

67. **Rotbart**, der deutsche Kaiser Friedrich I. aus dem schwäbischen Geschlechte der Hohenstaufen, reg. vom Jahre 1150, unternahm 1189 den dritten Kreuzzug, das wieder in die Hände der Ungläubigen gefallene Jerusalem zu erobern, ertrank aber im Flusse Kalikadnos bei Seleukia in Syrien unweit des Meeres. Von seinem roten Barte ward er der Rotbart, von den Italienern Barbarossa genannt.

Der **Schulze**, —en, Pl. —en, soviel wie der Schultheiß, —en, Pl. —en, Ortsvorsteher. Statt Schulze auch Schulz, —en, Pl. —en.

69. Die **Bergfee** = Bergfee, Fee, Pl. —en (zweifelbig), ein geisterhaftes, schicksalbestimmendes weibliches Wesen, Bergfee, deren Wohnort ein Berg ist.

Die **Grundbirne**, so heißen in der Volkssprache mancher Gegenden die Kartoffeln, entsprechend der Bezeichnung Erdapfel.

75. **skeletieren**, zu einem Skelet, Beingerippe austrocknen, das Gerippe eines Körpers reinigen = ausrippen.

81. **Leverrier** (spr. Lewerriéh), geb. 1811 zu Saint-Lô in der Normandie, Direktor der Pariser Sternwarte, 1870 jedoch vom Amte suspendiert.

**Galle** (Joh. Gottfried), geb. 1812 in Sabsthaus bei Grafenhainichen im preuß. Regierungsbezirk Merseburg, seit 1851 Direktor der Sternwarte in Breslau.

83. **Hund**, ein Sternbild, in welchem der Sirius, auch Hundstern genannt, als der hellste unter allen Fixsternen leuchtet.

**Widder**, eines der zwölf Sternbilder des sog. Tierkreises.

86. **Hirschberg**, Fabrikstadt in preuß. Schles., 8000 Ew., schöne gotische Kirche, Gymnasium.

Das **Berg**, —es, Pl. —e, die groben, wirren, beim Secheln des Flachses und Hanfes abgefallenen Fäden.

89. **Hinz** und **Murner**, Namen des Raters in der Tierfabel.

91. **Cs** spricht man im Magharischen aus wie tsch, gh wie dj.

**Hegyalai** Wein wächst auf der Héghala, einem Gebirgszuge von Tokaj nach Norden.

Das **Manöver**, —s, Pl. wie Sgl. (franz. manoeuvre), künstliche Wendung, Heer-, Schiffsschwenkung, Heeresübung, Hand-Kunstgriff.

**László** (sz = dem deutschen ß), Eigennamen = Ladislaus.

Die **Pushta**, Pl. —en, Wüste, Heide. Sieh 35.

Die **Gárda**, Pl. —en, Pustawirtshaus. Sieh 35.

Der **Vicegespan**, —es, Pl. —e, der zweithöchste Beamte eines Komitates.

**Eljen**, es lebe, es lebe hoch!

**Isten** (spr. Ischten), Gott.

**Miska** (spr. Mischa), Michael.

93. **Bauer**, der und das.

94. **Kapkolonie**, die englische Kolonie am Kap der guten Hoffnung an der Südspitze Afrikas.

Der **Hottentotte**, —en, Pl. —en, Ureinwohner der Südspitze Afrikas. Olivengelbe Haut, niedriger Schädel, breite Backenknochen, dicke Lippen, platte Nase, vorstehender Mund, unreinlich, der Trunksucht ergeben.

96. Die **Kommode**, Schiebkastenschrank.

Die **Lafette**, Pl. —en, Geschützkarren, das Holzgerüste, auf welchem die Kanone ruht.

98. **haute**, seltener als das starke hieb.

**Staffelstock**, Stock mit Staffeln, in die er die Welle legte; die Staffel = Stufe, Leitersprosse, hier wol Äste.

**huckte**, auf den Rücken (die Hücke, Nebenform von Höcker) nehmen.

**Montag**, dies lunae, Mond-tag, mhd. mântac, a in o verdunkelt.

100. **Wie**, eine Art, einen Vorwand, ins Feld, statt in die Kirche zu gehen.

**gefackelt** (niederdeutsch), Poffen treiben (Focken machen), etwas vorlügen, jemand etwas weiß machen.

**wie im Traum**. Diese verschiedenartig gedeutete dunkle Stelle ist nach meinem Dafürhalten ganz einfach durch Hinzufügung zu erklären. Es läuft als wie im Traum, nämlich voll Angst und Beklommenheit, und kommt vorwärts, als wie im Traume, nämlich gar nicht; und deshalb wird die Glocke es einholen und decken.

101. 2. **Glocke**.

102. **gelbe Vögel**, Dukaten, Goldmünzen.

**Foudre**, franz. (spr. fuhdr), Blitz, Donner, Wetter.

**Amsterdam**, Hauptstadt und zweite Residenz im Königreiche der Niederlande, 282,000 Ew., reicher Handelsplatz.

Die **Dublone**, ein Doppelftück, eine spanische und italienische Goldmünze, 15 Mark oder 7 fl. 50 kr. ö. W. im Werte.

103. 4. **Hunger**.

108. Die **Tonne**, nämlich Schiffstonne, ein Gewicht von 20 Zentnern = 1000 Kg., in England = 1016 Kg.
112. **Greenwich** (spr. Grühnitsch), Stadt an der Themse, anstoßend an London, 128,000 Ew., großer Park, in ihm die berühmte Sternwarte.
114. **wischt euch die Augen aus** (vom Schläfe), ruft Mutter Rebekka an einem schönen Maimorgen ihren Kindern zu.
118. **Kantschatta**, Halbinsel im äußersten N. Ostens, 180 Meilen = 1368 Km. lang, 50 M. = 380 Km. breit, seit 1697 russisch. Hauptniederlassung der Russen **Peterpaul** oder Peterpaulshafen.
121. **Berlin**, Hauptstadt der preussischen Monarchie und des deutschen Reiches, zu beiden Seiten der **Spree**, 33,963 Gebäude, 703,000 Ew., 596 Straßen, von denen die „unter den Linden“ eine vierfache Lindenallee hat und 3200 Fuß = 736 m. lang und 144 Fuß = 46 m. breit ist.

Die **Potsdamer Allee** führt von Berlin nach Potsdam an der Havel, der zweiten Residenzstadt, 43,000 Ew.

122. Der Regenbogen.
126. **Aspern**, Dorf an der Donau bei Wien. Hier erlitt Napoleon I. am 21. und 22. Mai 1809 durch den Erzherzog Karl die erste Niederlage.
130. Der **Weih**, —en, Pl. —en, gekürzt aus der (häufiger die) **Weihe**, die Falkenart *falco milvus*.
133. Der **Bisam**, s. 44 Moschus.
134. 1. Keine, sie haben Läufe.  
2. Der Hase mit den Ohren, die man Löffel nennt.
137. Die **Bretagne** (spr. Bretanj'), die große, nordwestl., bergige Halbinsel Frankreichs; Küste sehr zerrissen. Häfen: Brest, Nantes u. a. Bewohner rauh, stolz, tapfer, unwissend, reich an Sagen und Liedern.  
**Kilke**, Stadt im SW. Irlands an einer schönen Bai, 1860 Ew.  
**Helgoland**, Felseneiland in der Nordsee, den Mündungen der Elbe und Weser gegenüber, 200 Fuß = 64 m. hoch, hat 0·259 □M. = 0·048 □Mm., d. h. tausend Schritte im Umfange; 2800 Einwohner.  
Der **Dollart**, Bucht an der Nordsee; die Ems mündet in ihn.  
**Emden**, preuß. Kreisstadt am Dollart 13,000 Ew., Hafen für die größten Seeschiffe.  
Die **Jahde**, Küstenfluß in Oldenburg, mündet nach 3 M. = 22·8 Km. in den 3½ □M. = 2 □Mm. großen, für alle Schiffe fahrbaren Jahdebusen, den mit der Umgebung Preußen 1853 zur Anlegung eines Kriegshafens für ½ Mill. Thaler kaufte.
138. 2. Ebbe.
148. Die **Mauren**, ursprünglich die Bewohner des alten Mauretaniens (nordw. Teil Afrikas), vermischten sich mit ihren Besiegern, den mohammedanischen Arabern, und eroberten fast ganz Spanien 711 n. Ch., wurden 1492 vertrieben.
150. **phosphorartig**; der Phosphor ist ein chemisch einfacher Körper, weich wie Wachs, gelblich weiß, durchscheinend, riecht knoblauchartig,

verbrennt an der Luft, muß daher im Wasser aufbewahrt werden, leuchtet, weiße Dämpfe ausstralend, im Dunkeln, daher der Name, auf deutsch „Lichtträger;“ wird zur Fabrikation der Reibzündhölzchen verwendet.

**Humbold** (Alexander von), berühmter Reisender und Naturforscher, geb. 1769 zu Berlin, † 1859.

Das **Phänomen**, —es, —s, Pl. —e, Erscheinung, Naturerscheinung.

Die **Südsee** oder das stille Meer oder der große Ozean zwischen Asien und Amerika.

Die **Galerie**, Pl. —ien, ein mit einer Brüstung umgebener Gang, Gemach, länger als breit, zur Aufstellung von Kunstgegenständen, z. B. Bildergalerie.

**elektrische Reibung**. Durch Reibung (Stoß, Wärme, Berührung) lassen sich alle Körper unter bestimmten Verhältnissen in einen eigentümlichen (elektrischen) Zustand versetzen, in welchem sie gewisse andere Körper anziehen und gleich darauf abstoßen. Glasröhren, Siegelerde, Harz, warm gerieben, ziehen kleine Papierstückchen an. Mit der Elektrizität ist Licht verbunden.

Die **Gallerte**, Pl. —en, zu einer durchsichtigen, schleimigen Masse eingedickter oder geronnener Saft von tierischen oder Pflanzenstoffen, auch Sulze genannt, was eigentlich Salzbrühe heißt.

154. **Rosenerthal** in der Ötthaler Gebirgsgruppe in Tirol.

Die **Schneefoppe** oder Riesenfoppe, der höchste Berg im Riesengebirge, 4960 Fuß = 1041 m. hoch; auf der Spitze eine kleine Kapelle und ein Gasthaus.

Der **Hochjochferner** oder Hochjochgletscher, nordwestlich vom Schnalserthale, östlich von Finstermünz, 11,000 Fuß = 3876 m. hoch, in der Ötthalergruppe.

**Schnalserthal**, nördliches Nebenthal des Bintschgaues, d. h. des oberen Eischthales in Tirol.

Der **Steinadler**, schwarzbraun, Kopf und Hals oben rostbraun, die starken Füße bis auf die gelben Behen befiedert. Körperlänge 3 Fuß = 1 m., Flugweite 6 Fuß = 2 m.

Der **Lammergeier** oder Bartgeier, auch Geieradler, Rücken graubraun, Bauch rostgelb, Kopf und Hals gelblich weiß, Füße kurz, befiedert. Körperlänge 4 Fuß = 1.3 m., wovon aber der Schwanz die Hälfte ausmacht, Flugweite 8—9 Fuß = 2.5—2.8 m.

Das **Ötthal**, südliches Nebenthal des Innthales in Tirol.

Der **Firn**, —es, Pl. —en, vom vorigen Winter oder auch von länger her auf Berghöhen liegen gebliebener Schnee; Berg mit solchem grobkörnigen, zu Eis sich zusammensetzenden Schnee bedeckt. Firn, firne, Adj., alt, hauptsächlich vorjährig.

161. **Tuttlingen**, Stadt im württembergischen Schwarzwaldkreise, an der Donau, 7000 Ew.

Amsterdam, s. Nr. 102.

Die **Tulipane**, Pl. —en, soviel wie Tulpe.

Die **Raute** (*Ruta*) Pflanzengattung der Rutaceen. Die Garten- oder Weinraute ist ein Küchengewürz, riecht sehr stark und widerlich, schmeckt bitterlich scharf, liefert das Rautenöl; schärfer ist die Bergraute. Rautenfranz nennt man in der Heraldik (Wappenkunde) einen grünen, etwas gebogenen Schrägbalken, an der oberen Stelle mit kronenartigen Blättchen verziert; im Wappen der sächsl. Dynastie.

**Limburg**, ehemals Herzogtum, jetzt zwischen Belgien und den Niederlanden geteilt; im Belgischen ist Hasselt, im Holländischen Maastricht die Hauptstadt. Limburg, preussische Stadt an der Lahn; Stadt im belgischen Limburg, ehemals Hauptstadt des Herzogtums L.

164. **Gratotheneus**, griech. Gelehrter, geb. 276 v. Ch. zu Kyrene in Afrika, Aufseher der alexandrin. Bibliothek, starb 194; beobachtete die Schiefe der Ekliptik zu  $23^{\circ} 57' 15''$ .

172. Die **Aula**, höfähnlicher Platz bei den Wohnhäusern der alten Griechen und Römer; Wohnung und Haushaltung der Fürsten; großer Saal in Universitätsgebäuden.

Die **Tartaren** oder richtiger Tataren; Völkernamen von sehr schwankender Bedeutung, umfaßt Mongolen, Türken und Tungusen und die zahllosen verwandten Stämme, worunter auch die Magyaren, Finnen, Kirgisen und Kalmücken. (Die Kosaken dagegen sind Slaven.)

Die **Ribitze**, Pl. —en, russisches Fuhrwerk mit Mattendach.

Die **Turte**, Pl. —en, Erdwohnung oder Hütte der Tartaren.

174. Die **Lappen**, finnische Volk im nördl. Teile Skandinaviens, klein, kräftig, breites Gesicht, gutmütig, träge, feig, abergläubisch, Christen, früher Fetischbeter; die östlichen gehören zu Rußland.

179. Der **Atlas**, Gebirge im NW. Afrikas.

**Arabisches Meer** am W. Afrikas; ein Meerbusen davon ist das rote Meer.

**Ghat**, auch Rhat genannt, eine kleine Stadt auf der gleichnamigen Nase im Gebiete des treulosen und grausamen Stammes der Tuareks, welche den Sklavenhandel am entschiedensten betreiben,  $24^{\circ}$  n. Br. im Längengrade von Tunis, westlich von Fesan.

181. **Cuvier** (spr. Kümwich), Baron von, ber. franz. Naturforscher, geb. 1769, Minister, starb 1832, Vater der vergleichenden Anatomie.

182. Wind.

183. **Haslach**, wahrscheinlich Oberhaslach im Elsaß; Haslach liegt im Großherzogtum Baden.

186. **bruzeln**, nicht schriftgemäß.

188. **Hochjochgletscher** oder —ferner, s. 154.

**Rosen**, s. 154.

**Schnals**, s. 154.

**Fend** (Bent), Dorf am Nordabhange der Ökthalerferner in Tirol, 6048 Fuß = 1911 m. hoch, 50 Einw.

**Rosenberg**, eine Spitze der Ökthalergruppe.

189. Landschaft.

190. **Nöfn** am Rhein, in der preuß. Rheinprovinz, 126,000 Einw., der Dom, das größte und erhabenste Werk der gotischen Bauart, 1248 begonnen, jetzt der Vollendung nahe; römische Kolonie (colonia [daher der Name] Agrippina), im Mittelalter freie Reichsstadt.

**berappen**, eine Wand vor dem Tünchen mit Mörtel überwerfen.

**fappen** = abhauen.

**visieren**, über einen Richtstab hinschauen, überhaupt nach einer Richtung schauen, etwas in Richtung bringen.

**klapp!** Empfindungswort, Naturlaut, vom Zusammenschlagen der Hände; Bedeutung „schnell.“

**bakten**, richtiger buken.

der **Speil**, —es, Pl. —e, Wursthölzchen.

**wapp!** Naturlaut, vom Schnappen eines großen Fleischerhundes.

Der **Rüfer**, —s, Pl. wie Sing., der Rufenmacher; die Rufe, oben offenes, tieferes Daubengefäß.

Der **Kloben**, —s, Pl. wie Sing., gespaltener Stock, zunächst zum Vogel- und Mäusefange; packender Haken, jenem ähnlich geformt.

**mauschen**, eine Flüssigkeit mit den Händen durcheinander mengen.  
**geschönt** = klar gemacht.

**schniegeln**, sich affektiert putzen.

195. Der **Kampher**, eine feste, weiße, durchscheinende, sich verflüchtende Masse von eigenlichem Geruche und Geschmacke, wird in China, Japan und auf Borneo durch Austochen der Nester und Blätter des dort wachsenden Kampherlorbeerbaumes und durch Auffangen und Verdichten der Dämpfe gewonnen und in Europa raffiniert.

Das **Terpentinöl** (entstanden aus Terebinthina), ein dickflüssiges, durch Einschnitte aus verschiedenen Nadelholzstämmen gewonnenes Harz; der gemeine Terpentin kommt von der gemeinen Kiefer; die feinste Sorte, der cyprische oder chiische Terpentin von der Terebinthe, einem in allen Ländern ums Mittelmeer wachsenden Nadelbaume.

**haspeln** von der Haspel, —s, Pl. wie Sing., Garnwinde, ein dieser ähnliches Werkzeug zum Aufwinden; (die Haspe, Thür- oder Fensterhaken.)

197. Die **Lava**, ohne Pl., feurig flüssiger Auswurf der feuerspeienden Berge, erstarrt zumteile in unzusammenhängenden Steinen oder wird bei der Eruption durch Dämpfe zerrissen und bildet Blöcke, Bomben etc., dient als Baustein, Mühlstein, Platten, Cement, bisweilen zu Schmucksachen und gibt verwittert einen sehr fruchtbaren Ackerboden.

Die **Bronze**, Legierung aus Kupfer und Zinn, oft noch mit Zusatz von Zink, flüssiger und daher zum Gusse von Statuen, Kanonen, Glocken etc. geeigneter als Messing, das eine Legierung von Kupfer und Zink ist.

Die **Mosaik** oder musivische Arbeit, aus farbigen Steinen, Gläsern oder Hölzern zusammengesetzte, unseren Stickerien und Webereien

ähnliche Gemälde. Berühmt ist die Alexanderschlacht im Göthehause zu Pompeji.

199. **Bremen**, freie Stadt an der untern Weser, 18 Meilen = 137 Km. von der Nordsee, 83,000 Ew., der zweite Seehandelsplatz Deutschlands (Hamburg der erste).

**jappen**, mühsam atmen, das Maul aufreißen, verwandt mit gaffen, niederl. gapen.

200. 2. Musiziert.

208. **Qualøe** oder **Hvaløe**, eine kleine Insel unter  $70^{\circ} 30'$  n. Br. in Norwegen, östl. von der Insel Sorø.

Der **Fjord**, eine schmale, von Felsen eingengte Bucht, hier die bei Hammerfest.

**Archangel**, russ. Stadt an der Mündung der Dwina ins weiße M., 19,000 E., wichtiger Handelsplatz, Walfischfang.

**Tromsøe**, norw. Stadt auf einer Insel im Süden von Hammerfest, 4000 Ew., wichtiger Hafen im N., besonders in der großen Fischerei thätig.

Die **Brigg**, Pl. —en (hier —s), zweimastiges Kriegs- und Lastschiff (200—300 Tonnen à 1000 Kg.)

**Finnmarken**, das nördlichste Amt (Kreis) Norwegens, Hauptstadt Hammerfest.

**drei oder vier Monaten**. Auf dem nördlichsten Punkte von Finnmarken, dem Nordkap auf der Insel Magerøe, ist die Sonne von Mitte November bis Ende Jänner nicht sichtbar; von Mitte Mai bis Ende Juli dagegen geht sie nicht unter.

**Drontheim** (dänisch: Trondhjem), älteste Stadt Norwegens, 997 gegründet,  $28^{\circ}$  ö. L.,  $63^{\circ} 30'$  n. Br., 19,300 Ew., hat die schönste Kirche Skandinaviens.

210. **Nürnberg**, bayerische Stadt in Mittelfranken, an der Pegnitz, 82,000 Ew., mittelalterliches Ansehen. Nürnberger Waren: kurze Waren und Spielsachen.

**Ulm**, Hauptstadt des württembergischen Donaufreises, gemeinsame Festung Württembergs und Baierns, an der Donau, 25,000 Ew.

214. Der **Prophet**, Mohammed (d. i. der Gepriesene), Stifter der mohammed. Religion, geb. 571 zu Mekka in Arabien, von wo er 622 nach Medina floh, wo er 632 starb. Sieh 176.

219. Wien, Wein.

220. **Pacificbahn** (spr. Pässifit), welche durch Nordamerika gehend den atlantischen Ozean mit dem stillen (pacific) O. verbindet, 444 Meilen = 3374 Km. lang, 1862 begonnen, 1869 vollendet.

**Apachenindianer** (spr. Apatschen), im Westen des nördlichen Mexiko und der benachbarten Gegenden der Vereinigten Staaten.

Note. Bezieht sich der Plur. des pers. Fürm. auf nur eine Person, so ist es groß zu schreiben. Darnach corrigiere auf S. 37, 40, 41, 90, 96. S. 161, 3. 1 v. u. im Stand.

**Heinrich Anton**, Professor am k. k. Obergymnasium in Laibach, **Deutsche Grammatik**, III. Auflage, 8<sup>o</sup>, 11 Bogen, fl. 1.10 = Mark 2.20.

Die Notwendigkeit einer dritten Auflage nach einem Verlaufe von kaum drei Jahren beweist am besten die Vorzüglichkeit des Buches.

---

**Heinrich Anton**, Professor am k. k. Obergymnasium zu Laibach, geprüfter Lehrer der Stenographie, **Die Debattenschrift**, zerfallend in zwei Teile: I. „Die Etymologie“ und II. „Die Syntax“, mit einer Vorrede von Professor Dr. Heyde, Direktor des königlich sächsischen stenographischen Institutes in Dresden. 1874, fl. 1.50 = Mark 3.—.

Dieses Werk, autographiert von Arno Trachbrodt, Mitglied des kgl. sächsischen stenographischen Institutes in Dresden, wird als Gegenwerk gegen Zeplichals gekrönte Preisschrift nicht verfehlen, außerordentliches Aufsehen zu erregen.

---

Unter der Presse befindet sich und erscheint Sommer 1875:

**Heinrich Anton**, Professor am k. k. Obergymnasium in Laibach, **Ahn-Oldendorfs Methode**, die Stenographie durch Selbstunterricht zu erlernen. ca. 15 Bogen.

---

**Supan, Dr. Alexander Georg**, Professor an der k. k. Oberrealschule zu Laibach, **Lehrbuch der Geographie** nach den Prinzipien der neueren Wissenschaft für österreichische Mittelschulen und verwandte Lehranstalten, sowie zum Selbstunterrichte. 19 Bogen gr. 8<sup>o</sup>, 2. Aufl. 1875, fl. 1.20 = Mark 2.40.

Dieses Lehrbuch zeichnet sich durch eine ausführlichere Behandlung der physikalischen Geographie, durch besondere Betonung des vergleichenden Momentes, sowie durch eine zweckentsprechende Auswahl und übersichtliche Anordnung des Stoffes vor den übrigen an unseren Schulen bisher üblichen Lehrbüchern aus und ist daher ganz geeignet, den Ritter'schen Grundsätzen in unseren Schulen Eingang zu verschaffen.

---

**Praprotnik Andreas**, Leiter der I. städtischen vierklassigen Volksschule in Laibach, **Kleines Schulwörterbuch der slovenischen und deutschen Sprache**. 4. Aufl. 1874, 13 Bog. 8<sup>o</sup>, gebunden 85 kr. = Mark 1.70, broschirt 70 kr. = Mark 1.40.

Dieses Wörterbuch, das einzige existierende, welches den Bedürfnissen einer slovenischen Volksschule angepasst ist, wird gewiß eine lange gefühlte Lücke unter den Schulbüchern ausfüllen, da sich schon dessen frühere Auflagen als ein in den oberen Klassen der Volksschulen unentbehrliches Hilfsbuch erwiesen haben.

---

**Ortsrepertorium des Herzogtums Krain**. Auf Grundlage der Volkszählung vom 31. Dezember 1869 bearbeitet von der k. k. statistischen Centralcommission. Mit einem alphabetischen Register. 1873, 9 Bog. 8<sup>o</sup>, 1 fl. = 2 Mark.

Dieses vollständige Ortsverzeichnis über sämtliche Ortschaften des Landes gibt die politische und gerichtliche Einteilung sowie die Anzahl der Häuser und Bewohner in deutscher und slovenischer Bezeichnung an und enthält nebstdem ein alphabetisches Register, wodurch das rasche Auffinden jeder Ortschaft ermöglicht wird, und ist für sämtliche Behörden, Ämter, Pfarreien etc., sowie für jeden Geschäftsmann ein unentbehrliches Handbuch.



